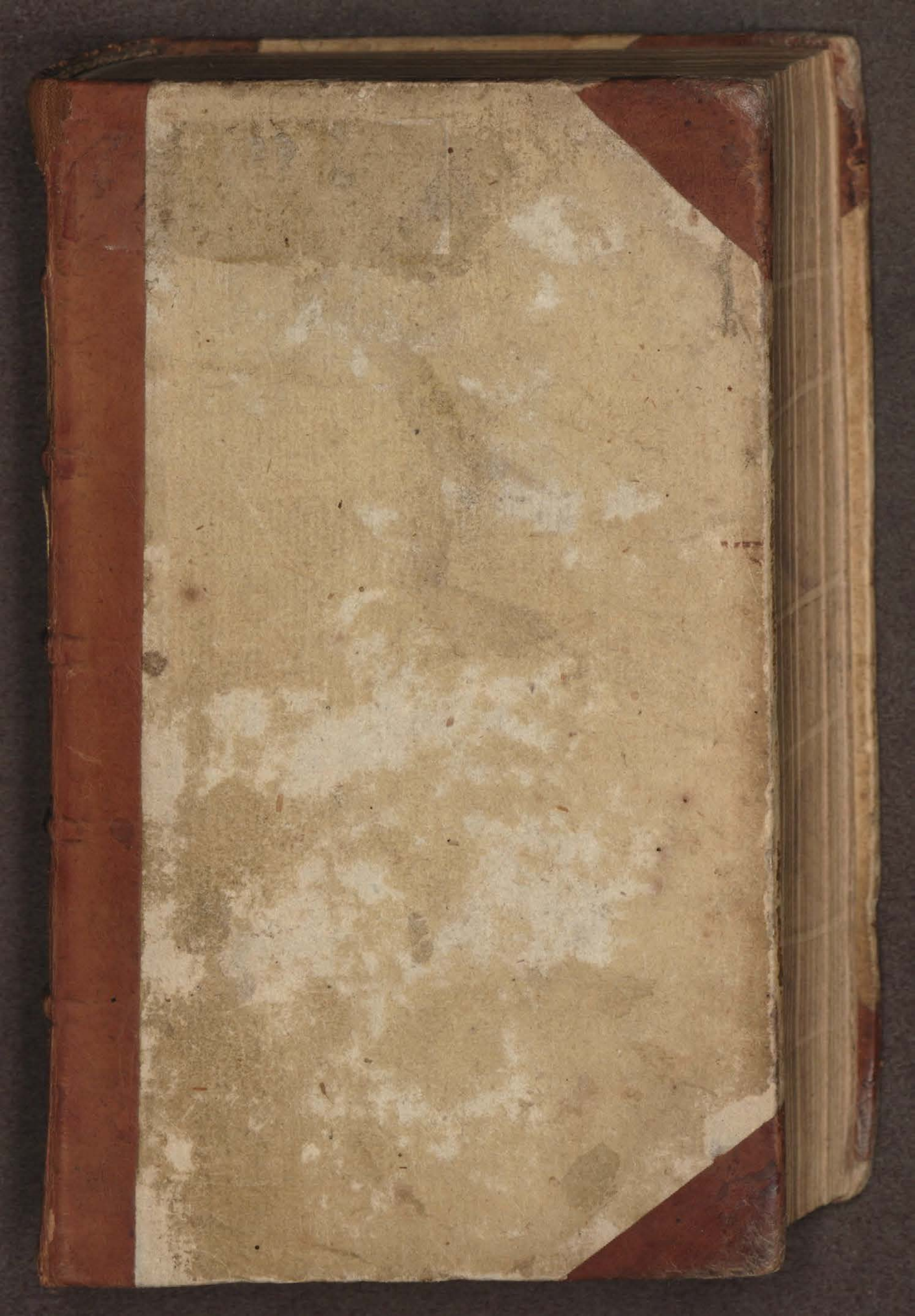
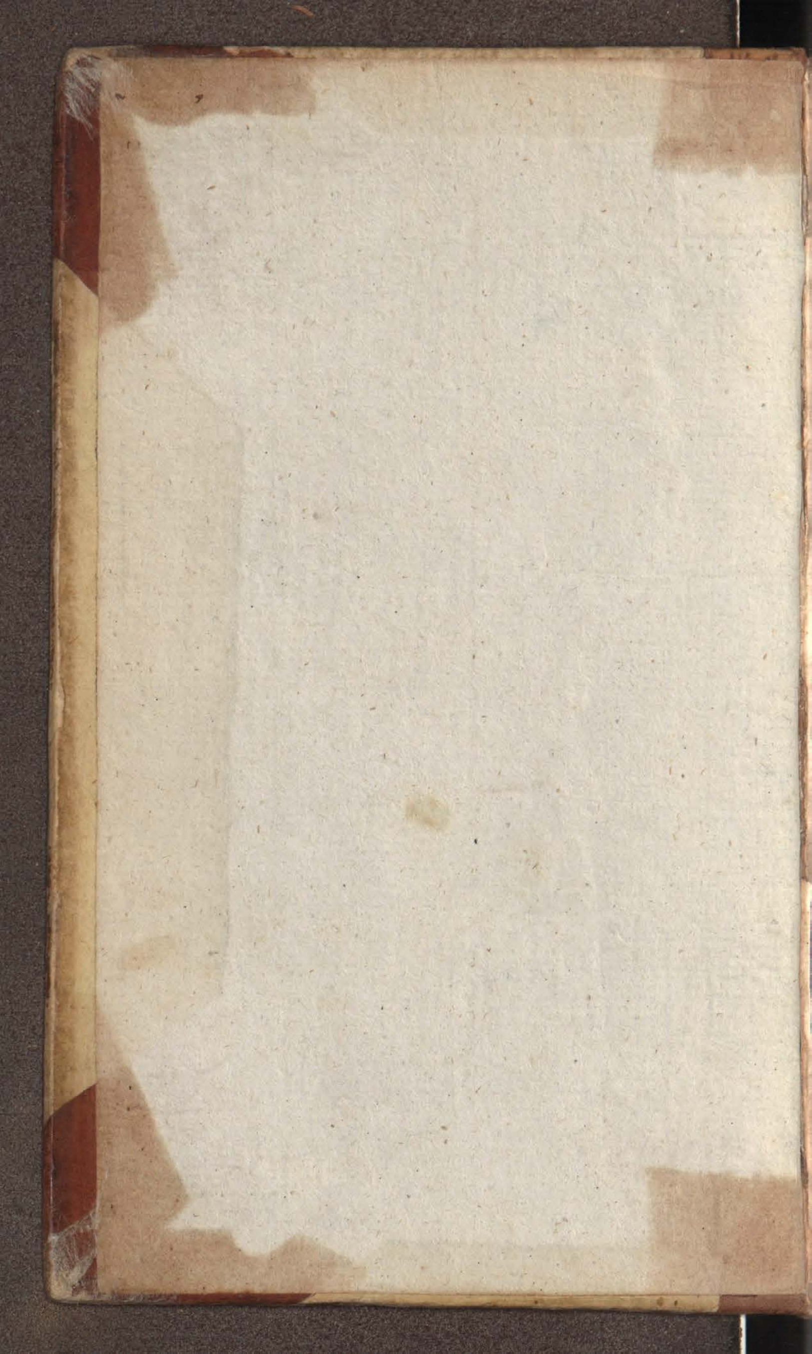
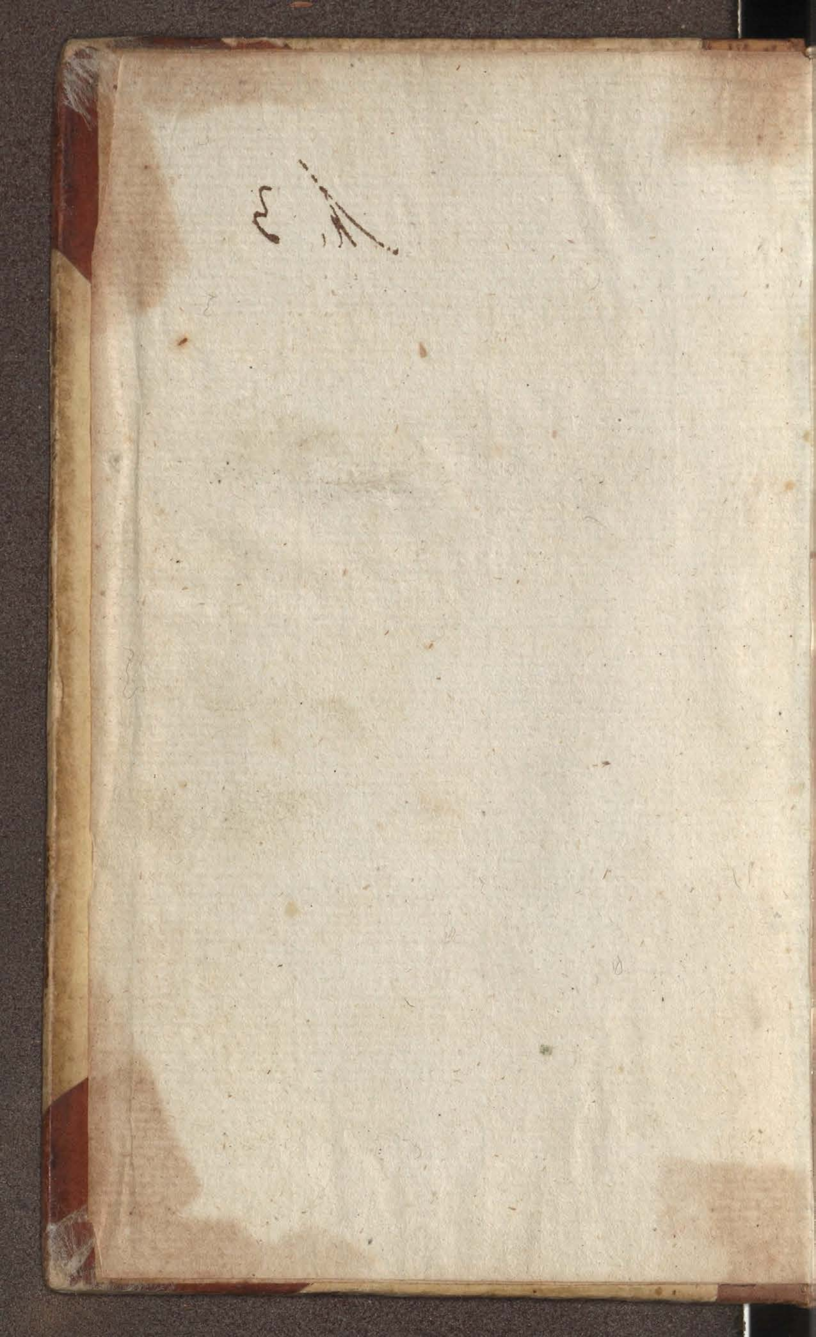






Auszug
des
Englischen Zuschauers
nach einer neuen Uebersetzung.



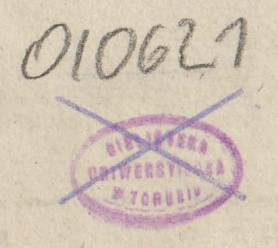
Sechster Band.

Νηπιοι ουκ ισασιν ὁσῳ πλεον ἡμισυ παντος.

Hesiod.

Berlin, 1782.
bey Christian Friedrich Himburg.





Der Zuschauer.

Zweyhundert vier und dreyßigstes Stück. (391)

Vom Gebeth; eine Fabel, in Lucians Geschmack.

— Non tu prece poſcis emaci,
Quae niſi ſeductis nequeas comittere *Divis*:
At bona pars procerum tacita libabit acerra.
Haud cuivis promptum eſt, murmurque humileſque ſuſurros
Tollere de templis; et aperto vivere voto.
Mens bona, fama, fides; haec clare, et ut audiat hoſpes.
Illa ſibi introrſum, et ſub lingua immurmurat: O ſi
Ebullit patrui praeclarum funus! Et O ſi
Sub raſtro crepet argenti mihi ſeria dextra
Hercule! pupillumve utinam, quem proximus haeres
Impello, expungam! —

Pers.

Wenn Homer den Phönix, Achillens Vormund, einführt, wie er seinem Mündel räth, nicht länger zu zürnen, und den flehenden

Bitten seiner Landsleute nachzugeben, legt er ihm, um ihn charakteristisch sprechen zu lassen, eine Rede in den Mund, die voll von Fabeln und Allegorien ist, an deren Erzählung alte Leute Vergnügen finden, und die auch wirklich zur Belehrung vorzüglich geschickt sind. „Die Götter selbst, sagt er, lassen sich durch Bitten und Flehen erweichen. Wenn Sterbliche sie durch ihre Uebertretungen beleidigt haben, so besänftigen sie ihren Zorn durch Gelübde und Opfer. Du mußt wissen, Achilles, daß die Gebethe Jupiters Töchter sind. Ihre Füße sind lahm vom häufigen Knieen, ihr Gesicht ist mit Sorgen und Runzeln überzogen, und ihre Augen sind immer gen Himmel gerichtet. Sie sind beständige Begleiterinnen der Göttinn Ate, und gehen hinter ihr. Diese Göttinn geht mit einem kühnen und stolzen Wesen einher, und da sie sehr leicht auf den Füßen ist, durchläuft sie die ganze Erde und quält und betrübt die Menschenkinder. Sie eilt den Gebethen vor, die ihr immer folgen, um diejenigen zu heilen, die sie verwundet hat. Wer diese Töchter Jupiters ehrt, wenn sie sich ihm nähern, der empfängt viel Gutes von ihnen; werden sie aber von jemanden verachtet und verworfen, so bitten sie ihren Vater Jupiter, der Göttinn Ate

Be-

Befehl zu geben, daß sie ihn wegen seiner Herzenshärtigkeit strafe.“ Diese edle Allegorie bedarf fast keiner Auslegung; denn die Göttinn Ate mag das Unrecht bedeuten, wie einige es erklären, oder das Verbrechen überhaupt, wie andre meinen, oder die göttliche Gerechtigkeit, wie ich zu glauben geneigter bin, so ist die Deutung immer auffallend genug.

Ich will jetzt eine andre heidnische Fabel, die Gebethe betreffend, erzählen, die von etwas scherzhafterer Art ist. Aus einigen Stellen derselben sollte man schließen, daß *Lucian*, oder wenigstens ein Schriftsteller, der seine Manier nachzuahmen gesucht, ihr Verfasser sey. Da aber Dissertationen dieser Art mehr gelehrt, als nützlich sind, so will ich lieber gleich die Fabel hersetzen, ohne mich um ihren Verfasser zu bekümmern.

„Jupiter erhub den Philosophen *Menippus* zum andern Mahl in den Olymp, und zu seinem Zeitvertreibe öffnete er eine Fallthür, die sich neben seinem Fußschämel befand. So bald sie sich aufthat, fuhr durch sie ein solches Getöse von schreyenden Stimmen herauf, daß der Philosoph ganz betäubt ward. Als er voll Erstaunen fragte, was das bedeute? sagte Jupiter ihm, dieß wären

die Gebethe, die man von der Erde zu ihm hin-aufschicke. Menippus hörte, mitten unter der Verworrenheit der Stimmen, die so groß war, daß nichts weniger, als das Ohr Jupiters erfodert ward, sie zu unterscheiden, einmahl übers andre die Worte Reichthum, Ehre, langes Leben, in verschiednen Tönen und Sprachen. Als das erste mißhellige Getöse vorüber war, und die Fallthüre noch offen blieb, kamen die Stimmen etwas abgesonderter und deutlicher herauf. Das erste Gebeth war sehr seltsam; es kam von Athen, und bat Jupitern, die Weisheit und den Bart seines demüthigen Supplikanten zu vermehren. Menippus erkannte an der Stimme, daß es von seinem Freunde, dem Philosophen Lysander, kam. Hierauf folgte die Bitte eines Mannes, welcher eben ein Schiff befrachtet hatte, und dem Jupiter versprach, wenn er es bewahren, und voller Reichthümer wieder heim führen würde, ihm einen silbernen Becher zu opfern. Jupiter achtete nicht darauf; und da er sein Ohr aufmerksamer, als gewöhnlich, herniederneigte, hörte er eine Stimme, die sich gegen ihn über die Grausamkeit einer Ephesischen Wittwe beklagte, und ihn bat, ihr Herz zum Mitleiden zu erweichen. Dieß ist ein sehr ehrlicher Kerl, sagte Jupiter,

piter; ich habe schon eine Menge Weihrauch von ihm bekommen, und will nicht so grausam seyn, sein Gebeth unerhört zu lassen. Hier ward er durch eine ganze Salve von Gelübden unterbrochen, die ihm für die Gesundheit eines Tyrannen von seinen Unterthanen, die in seiner Gegenwart betheten, dargebracht wurden. Menippus erstaunte, als er nach Gebethen, die mit so großer Inbrunst und Andacht hinaufgeschickt waren, nun auch von eben derselben Versammlung leise Geflister hörte, die Jupitern Vorwürfe machten, daß er einen solchen Tyrannen leben ließe, und ihn fragten, wie sein Donner so lange schlafen könne? Jupiter ward so aufgebracht über diese treulosen heuchlerischen Schurken, daß er ihre ersten Gelübde annahm, und die letztern von sich stieß. Da der Philosoph hierauf eine große Wolke aufsteigen, und gerades Weges der Fallthüre zueilen sah, fragte er Jupitern, was das bedeute? Dieß, sagte Jupiter, ist der Dampf einer ganzen Hekatombe, die der General einer Armee mir opfert, welcher mir sehr anliegt, daß ich ihn ein hundert tausend Mann, die in Schlachtordnung gegen ihn stehen, erwürgen lassen soll. Was mag doch der unverschämte Kerl denken, daß mir an ihm gelegen ist, da er sich einbildet, ich werde so viele

Menschen hinopfern, die so gut sind, als er selbst, und alles bloß zu seiner Ehre? Der Thor! — Aber horch, fuhr er fort, da erschallt eine Stimme, die ich noch nie anders hörte, als zur Zeit der Gefahr: es ist ein Bösewicht, der im Jonischen Meere Schiffbruch leidet. Ich rettete ihn nur noch vor drey Tagen auf einem Brette, weil er sein Leben zu bessern versprach. Der Spitzbube hat keinen Dreyer im Vermögen, und ist doch so unverschämt, mir einen Tempel zu geloben, wenn ich ihn vom Untersinken retten will. — Aber dort, sagte er, ist dir ein sauberer Bursche; er bittet mich, seinen Vater, der ihm ein großes Erbgut vorenthält, aus der mühseligen Zeitlichkeit zu erlösen. Der alte Greis aber soll leben, bis ihm das Herz bricht, das kann ich ihm zu seinem Trost versichern! Hierauf folgte die liebliche Stimme einer frommen Dame, die Jupitern bat, daß er sie doch in den Augen ihres Kaisers liebenswürdig und reizend erscheinen lassen möchte. Indem der Philosoph über diese außerordentliche Bitte nachdachte, blies ein sanfter Wind durch die Fallthüre, welchen er anfangs für das Athmen der Zephyrwinde hielt, nachmahls aber fand, daß es der Hauch von Seufzern sey. Sie rochen stark nach Bluhmen und

Räuch-

Räuchwerk, und es folgten ihnen die beweglich- sten Klagen über Wunden und Qualen, Flam- men und Pfeile, Grausamkeit, Verzweiflung und Tod. Menippus bildete sich ein, dieß jämmer- liche Wehklagen stiege von irgend einer allgemei- nen Exekution, oder aus einer Folterkammer auf; aber Jupiter sagte ihm, sie kämen von der In- sel Paphos, und er erhielte täglich Klagen glei- cher Art von der wunderlichen Zunft von Sterb- lichen, die man Liebhaber nenne. Dieß Gezücht von beiderley Geschlecht, sagte er, trillt mich so sehr, und ich finde es so unmöglich, sie zu befrie- digen, ich mag nun ihre Bitten erhören oder nicht, daß ich fürs künftige einem Westwinde Be- fehl geben werde, sie unter Weges aufzufangen, und wieder zur Erde zurückzublasen. Die letzte Bitte, die er hörte, war von einem alten, fast hundertjährigen Manne, der nur noch Ein Jahr zu leben bat, und dann vergnügt zu sterben ver- sprach. Dieß ist der seltsamste alte Kerl, sagte Jupiter; eben dieß Gebeth hat er nun schon über zwanzig Jahre hinter einander an mich gethan. Als er funfzig Jahre alt war, bat er nur so lange zu leben, bis er seinen Sohn in der Welt versorgt sähe, und ich gewährte es ihm. Hierauf bat er um dieselbe Gnade für seine Tochter, und hernach

 wünschte

wünschte er noch erst die Erziehung eines Enkels zu erleben. Als ihm alles dieß gewährt war, kam er mit der Bitte angezogen, daß ich ihn doch erst die Vollendung eines Hauses, welches er baute, erleben lassen möchte. Kurz, er ist ein unverschämter alter Narr, und weiß immer Ausflüchte. Ich will also nichts mehr von ihm hören. Hiemit schmiß er voller Eifer die Fallthüre zu, und entschloß sich, für diesen Tag weiter keine Audienz zu geben."

So leichtfertig diese Fabel scheinen mag, so verdient doch die Moral derselben gewiß unsre Aufmerksamkeit; sie ist dieselbe, welche auch Sokrates und Plato eingeschärft haben, des Juvenals und Persius nicht zu gedenken, deren jeder die schönste seiner Satiren über diesen Gegenstand gemacht hat. Sie stellt uns die Eitelkeit der menschlichen Wünsche, welches die natürlichen Gebethe der Seele sind, wie auch viele der geheimen Anliegen, die sie dem höchsten Wesen vortragen, aufs klärste dar. Unter andern Gründen für bestimmte Gebethsformeln, scheint mir auch dieß ein sehr guter zu seyn, daß dadurch die Thorheit und Ausschweifung der menschlichen Begierden mehr in den gehöri-

gen

gen Schranken gehalten wird, und daß man, bey einer so großen und feyerlichen Gelegenheit, als das Gebeth, nicht so leicht auf ungereimte und lächerliche Dinge verfällt.

J.

Zweyhundert fünf und dreyßigstes Stück. (392)

Allegorischer Traum von Spiegeln.

Per ambages et ministeria Deorum
Praecipitandus est liber spiritus,

PETRON.

An den Zuschauer.

Verwandlung des Fidelio in einen Spiegel.

Ich war vor einiger Zeit an einem Theetische, wo einige junge Frauenzimmer die Gesellschaft mit einer Erzählung von einer Kokette in der Nachbarschaft unterhielten, die man überfallen hatte, als sie eben ihre Künste vor einem Spiegel

übte.

übte. Um das Gespräch, welches aus Witz in Bosheit überzugehen anfing, auf einen andern Gegenstand zu lenken, nahm die Hausmutter aus dem Inhalt desselben Gelegenheit, zu wünschen, daß doch unter den Männern eben so treue Erinnerer, nach denen man die Seele schmücken könnte, gefunden würden, als die, welche man, um den Körper zu putzen, zu Rathe zieht. Würde ein aufrichtiger Freund, setzte sie hinzu, wunderbarer Weise in einen Spiegel verwandelt, so würde sie sich nicht schämen, ihn sehr oft um Rath zu fragen. Dieser seltsame Einfall wirkte den ganzen Abend so stark auf meine Fantasie, daß er einen sonderbaren Traum erzeugte."

„Ich stand, däuchte mir, vor meinem Spiegel, als auf einmahl das Bild eines Jünglings von edler offener Miene in demselben erschien, und mich mit feiner heller Stimme folgender Gestalt anredte:"

„Der Spiegel, welchen du siehst, war vormahls ein Mensch, ja ich selbst, der unglückliche Fidelio. Ich hatte zwey Brüder, die zwar eine häßliche Gestalt, aber einen desto hellern Verstand besaßen; gleichwohl muß ich gestehen, daß sie (wie gemeiniglich der Fall ist) beide ihre Tücken hatten, die ihren unförmlichen Körpern

gemäß

gemäß waren. Der älteste, der einen gewaltig eingefallenen Leib hatte, war eine feige Memme; und so leicht auch sein milzsüchtiges, eingeschrumpftes Temperament Feuer faßte, vergrößerte er doch jeden Gegenstand, der ihm zu Gesichte kam. Der andre, dessen Brust sich mit einem kühnen Buge vordrang, fand hingegen ein Vergnügen daran, alles zu verkleinern, und war ganz das Widerspiel seines Bruders. Diese Sonderlinge belustigten eine Gesellschaft ein oder zwey Mahl, wurden aber zum Ekel, wenn man sie oft sah; und man schickte daher die jungen Herrn vom Hofe auf die Universität, um Mathematik zu studieren."

„Ich darf Ihnen nicht erst sagen, daß ich sehr wohl gebildet war, und für einen fein geschliffenen polirten Herrn gehalten ward. Ich war der Vertraute und Liebling aller Schönen; und wenn die Alten und Häßlichen übel von mir redeten, so wußte alle Welt, daß es darum geschah, weil ich zu ehrlich war, ihnen zu schmeicheln. Kein Ball, keine Assemblee ward besucht, ohne mich vorher zu Rathe gezogen zu haben. Flavia färbte ihr Haar vor mir, Celia zeigte mir ihre Zähne, Panthea ließ vor mir ihren Busen schwellen, und Kleora ihre Diamanten spielen; ich

habe

Chloens Fuß gesehen und Rhadopens Kniegürtel in künstliche Schleifen knüpfen helfen."

„Man hält gemeiniglich dafür, daß diejenigen, die in sich selbst verliebt sind, keine heftige Neigung für einen andern haben können; allein, ich fand vielmehr, daß die Leidenschaft der Frauenzimmer für mich immer in demselben Verhältniß, wie ihre Liebe zu sich selbst, zunahm. Ein besonderer Beweis hievon war mein Liebeshandel mit der Narcissa, die mir so getreu war, daß man scherzweise sagte, wenn ich klein genug wäre, so würde sie mich an ihren Gürtel hängen. Mein gefährlichster Nebenbuhler war ein windiger eitler Mensch, der durch seinen langen Umgang mit Narcissen, wozu denn auch seine eignen Naturgaben kamen, sich vollkommen nach ihrem Bilde geformt hatte. Sie würde mich abgedankt haben, wenn sie nicht bemerkt hätte, daß er mich oft über Dinge von der größten Wichtigkeit um meine Meinung fragte: dieß gab mir noch mehr Ansehen in ihren Augen."

„Ungeachtet mich nun das Frauenzimmer mit Schmeicheleyen überhäufte, so hatte man doch eine so hohe Meinung von meiner Ehre, daß nie eine Mannsperson mich beneidete. Ein eifersüchtiger Liebhaber der Narcissa glaubte sie einst

in

in einer verliebten Unterredung ertappt zu haben; denn ungeachtet er so weit von ihr war, daß er nichts hören konnte, so bildete er sich doch aus ihren Mienen und Geberden die seltsamsten Dinge ein. Bald fiel sie mit einem holden Blick in eine horchende Stellung zurück, und ein unschuldiges Lächeln verbreitete sich über ihr Gesicht. Bald nahm sie eine majestätische und verächtliche Miene an, hielt dann ihre Augen auf eine schmachtende Art halb geschlossen, bedeckte dann ihre erröthende Wangen mit der Hand, stieß einen Seufzer aus dem Busen empor, und schien im Begriff hinzusinken. Auf einmahl stürzte der wüthende Liebhaber herein, aber wie groß war sein Erstaunen, nur den unschuldigen Fidelio, zwischen zwey Fenstern an die Wand gelehnt, zu finden."

„Ich würde kein Ende finden, wenn ich alle meine Begebenheiten erzählen wollte. Laß mich also zu dem eilen, was mir mein Leben, und Narcissen ihre Glückseligkeit kostete."

„Sie hatte das Unglück von den Blattern befallen zu werden, worauf mir ausdrücklich verboten ward, ihr nicht nahe zu kommen, weil man befürchtete, daß mein Anblick ihre Krankheit verschlimmern, und ich auch auf den ersten Blick davon

von angesteckt werden würde. So bald man ihr erlaubte, das Bette zu verlassen, schlich sie sich aus ihrer Kammer, und fand mich allein in einem anstoßenden Zimmer. Mit Entzücken rannte sie zu ihrem Lieblinge, und ohne alle Besorgniß, mir zu mißfallen. Aber, Wehe mir! wie groß war ihre Wuth, als sie mich sagen hörte, daß ein so ekelhafter Anblick nur Grauen und Widerwillen machte. Ganz rasend wich sie zurück, um zu sehen, ob ich die Unverschämtheit haben würde, dieß zu wiederhohlen. Ich that es, mit dem Zusatz, daß ihr unzeitiger Zorn ihre Häßlichkeit noch vermehrt habe. Ganz außer sich vor Raserey und Wuth ergriff sie eine Zange, und schlug mir damit aus aller Gewalt auf den Kopf. Auch sterbend verläugnete ich meine Aufrichtigkeit nicht, sondern behauptete die Wahrheit, wiewohl nur in gebrochenen Worten, und bis auf den letzten Augenblick äffte ich durch höhnende Grimassen die Häßlichkeit meiner Mörderinn nach."

„Amor, welcher immer bey den Schönen zugegen ist, und das Schicksal eines so nützlichen Dieners, als ich war, bedauerte, erhielt vom Geschick, daß mein Leib unverweßlich seyn, und die Eigenschaften behalten sollte, die meine

Seele

Seele besessen hatte. Alsobald verlohr' ich die menschliche Gestalt, ward eben, glatt und glänzend, und bin noch bis auf diese Stunde der erste Günstling des schönen Geschlechts."

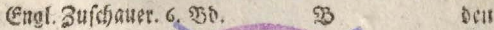
Zweyhundert sechs und dreyßigstes Stück. (395)

Glücklich überstandene Gefahr des Maymonaths.

— Quod nunc ratio est, impetus ante fuit.

OVID.

Hüte dich vor dem funfzehnten März, sagte der Römische Augur zum Julius Cäsar; hütet euch vor dem Monath May, sagte der Brittische Zuschauer zu seinen schönen Landsmänninnen. Die Warnung des erstern ward unglücklicher Weise nicht geachtet, und Cäsars Sicherheit kostete ihm das Leben. Ich schmeichle mir, daß meine schönen Leserinnen für den guten Rath,



den ich ihnen gab, mehr Achtung gehabt haben, weil ich eben noch nicht höre, daß im vergangenen Monath sehr auffallende Fehltritte gemacht wären.

So sehr ich aber das Beste hoffe, so wage ich es doch nicht eher, hierüber etwas zu entscheiden, als bis wir vierzig Wochen glücklich zurückgelegt haben, eine Periode, wo mein Freund, Herr Roger, wie er mir oft gesagt hat, als Friedensrichter mit dem liederlichen jungen Landvolk mehr zu schaffen hat, als zu jeder andern Zeit des Jahres.

Auch darf ich eines Briefes nicht vergessen, den ich vor etwa vierzehn Tagen von einer Dame erhielt, die, wie es scheint, nicht länger aushalten konnte; sie sagte mir nähmlich, sie hielte den Monath jetzt für geendigt, denn sie habe ihn von Anfang an nach dem neuen Styl gerechnet.

Auf der andern Seite habe ich aus verschiednen ungehaltenen Briefen, die mir von abgewiesenen Liebhabern zugeschickt worden, großen Grund zu glauben, daß mein Rath dem schönen Geschlecht herrliche Dienste gethan, und daß das alte Sprichwort eingetroffen: Voraus gewarnet, voraus gewaffnet.

Einer dieser Herrn sagt mir, er hätte gern hundert Pfund darum gegeben, daß ich dieß Blatt

nicht hätte drucken lassen; denn seine Geliebte, die ihm schon versprochen, sich zu Anfang des Mayes zu erklären, habe ihm, so bald sie dieß Blatt gelesen, gesagt, sie würde ihm nicht eher, als im Junius antworten.

Thyrsis meldet mir, da er Sylvien gebeten, einen Spatziergang mit ihm ins Feld zu machen, habe sie ihm geantwortet, der Zuschauer wolle es nicht haben.

Ein andrer meiner Korrespondenten, der sich Matz Mager unterschreibt, beklagt sich, daß, da er vorher immer bey seiner Geliebten zum Frühstück Chokolade getrunken, seit dem ersten May sein gewöhnliches Traktament sich sehr verschlimmert habe, und er von der Zeit an sich mit grünem Thee abspeisen lassen müsse.

Wie ich also diese kritische Jahreszeit mit einer Warnung für die Schönen anfing, so beschließe ich sie mit einem Glückwunsch, und freue mich mit Ihnen von Herzen über ihre glückliche Rettung.

Mit Vergnügen können Sie an die Gefahren denken, denen sie entronnen sind, und mit eben so großer Freude auf die Unfälle, die ihnen drohten, zurücksehen, als ihre Urgroßmütter vormahls auf die glühenden Pflugscharen, wenn sie die Feuer-

probe ausgehalten hatten. Die Reizungen des Frühlings sind nun nicht mehr so stark. Die Nachtigall singt nicht mehr ihr liebeschmachtendes Lied, wie **Milton** es nennt, die Blüthen sind abgefallen, und die Bluhmenlager durch die Sense des Mähers zerstöhrt.

Ich erlaube jetzt meinen schönen Leserinnen, zu ihren Romanen und ihrer Chokolade zurückzukehren; nur müssen sie sich derselben bis in die Mitte dieses Monaths, da die Sonne schon etwas im Krebs vorgerückt seyn wird, noch mit Mäßigung bedienen. Nichts ist gefährlicher, als zu viel Zuversicht und Sicherheit. Die Trojaner, welche, so lange die Griechen vor ihrer Stadt lagen, immer auf ihrer Hut waren, und sie glücklich abwehrten, glaubten nicht so bald, die Belagerung sey aufgehoben, und die Gefahr vorüber, als sie gleich die folgende Nacht in ihren Betten verbrannt wurden. Auch muß ich bemerken, daß, wie in gewissen Erdstrichen ein beständiger Frühling, so auch in gewissen weiblichen Konstitutionen ein beständiger May herrscht. Diese sind eine Art von Siechlingen in der Keuschheit, die ich wohl in einer beständig strengen Diät halten möchte. Sie sind, meines Erachtens, nicht eher ganz außer Gefahr, als bis sie

das

das andre Geschlecht, wenigstens fünf Jahre lang, durch ein Paar Brillen angesehen haben. Wilhelm Honigseim hat mich oft versichert, es sey viel leichter, ein Frauenzimmer dieser Art zu erobern, wenn sie schon ihr großes Stufenjahr zurückgelegt habe, als ein eiskaltes Mädchen diesseit der fünf und zwanzig; und ein gewisser liederlicher Bursche von seiner Bekanntschaft, welcher sich vergebens alle Mühe gegeben, das Herz eines jungen Mädchens von funfzehn Jahren zu gewinnen, habe endlich sein Glück dadurch gemacht, daß er mit ihrer Großmutter durchgegangen.

Doch, da ich dieß Blatt nicht für die Immergrünen des schönen Geschlechts bestimmt habe, so wende ich mich wieder an die, welche gern den Vorschriften der Vernunft und Tugend folgen möchten, und mich jetzt mit kaltem Blute anhören können. Sollte es ja einige unter ihnen geben, die ihre Unschuld verwirkt hätten, so müssen diese sich jetzt in dem melancholischen Gesichtspunkte betrachten, worin Chamont in folgenden schönen Zeilen seine Schwester betrachtet:

— — — Lange blühte sie,
Wuchs auf, dem Auge Liebreiz und den Sinnen süß;

Bis endlich ein unmenschlicher Verderber kam,
Die schöne Rose brach, ihr allen Liebreiz nahm,
Und dann sie wie gemeines Unkraut von sich warf.

Die hingegen, welche sich meine frühen Warnungen zu Nutze gemacht, und den Vorschriften der Sittsamkeit gemäß gelebt hat, wird nun blühen, gleich einer Rose im Junius, mit aller ihrer jungfräulichen Scham und Lieblichkeit geschmückt. Indessen muß ich diese letztern zu bedenken bitten, wie schimpflich es für einen General seyn würde, der eine glückliche Kampagne gemacht hätte, sich in seinen Winterquartieren überrumpeln zu lassen. Eben so schimpflich würde es für ein Frauenzimmer seyn, dasjenige in einem andern Monath des Jahres zu verliehren, was sie im May so sorgfältig behauptet hätte.

Keiner von allen Reitzen des schönen Geschlechts vermag den Mangel der Tugend zu ersetzen. Ohne Unschuld ist Schönheit unlieblich, hoher Stand verächtlich, feine Lebensart Frechheit, und Witz Unverschämtheit. Man bemerkt, daß alle Tugenden, sowohl von Mahlern als Bildhauern, in weiblicher Gestalt abgebildet werden; hat aber irgend eine derselben ein vorzügliches Recht auf dieß Geschlecht, so ist es die Sittsamkeit.

keit. Ich überlasse es den Geistlichen, die Schönen gegen das entgegengesetzte Laster zu verwahren, in so fern sie durch Versuchungen dazu hingerissen werden können; für mich ist es hinreichend, sie davor gewarnt zu haben, in so fern sie der Instinkt irre führen kann.

X.

Zweyhundert sieben und dreyßigstes Stück. (397)

Vom Mitleiden, nebst einem Briefe der unglücklichen Königinn Anna Boleyn.

— Dolor ipse disertum
Fecerat — —

Ovid.

Wie die Stoischen Philosophen allen Leidenschaften überhaupt die Thür weisen, so wollen sie auch einem Weisen nicht einmahl so viel erlauben, mit den Trübsalen Andrer Mitleiden zu haben.

Siehst du deinen Freund leiden, sagt **Epiktet**, so kannst du wohl eine betrübte Miene annehmen, und ihn beklagen, aber hüte dich, daß du keine wahrhafte Betrübniß empfindest. Andre, die noch strenger waren, wollten sich nicht einmahl so weit herablassen, nur einen solchen äußern Schein von Bekümmerniß blicken zu lassen, sondern wenn jemand ihnen von irgend einem Unglück, das selbst ihren besten Freund oder nächsten Verwandten betroffen, erzählte, erwiederten sie gleich: Was geht das mich an? Stellte man die Umstände des Unglücks noch schlimmer vor, und zeigte ihnen, wie ein Uebel auf das andre erfolgte, blieb ihre Antwort immer: Alles das mag wahr seyn, aber was geht es mich an?

Was mich betrifft, so bin ich der Meinung, daß das Mitleiden nicht nur die menschliche Natur veredelt und verfeinert, sondern auch viel mehr Angenehmes und Vergnügendes hat, als alles, was sich irgend in einer solchen fühllosen Glückseligkeit, einer solchen Gleichgültigkeit gegen das Menschengeschlecht, worein die Stoiker ihre Weisheit setzten, finden läßt. Wie Liebe die angenehmste Leidenschaft ist, so ist Mitleiden nichts anders, als Liebe, durch einen Grad von Besorgniß gemildert. Kurz, es ist eine Art von anmu-

thigem

thigem Kummer und edelmüthiger Sympathie, welche die Menschen durch zarte Bande an einander knüpft, und sie in eben dasselbe gemeinschaftliche Loos vereinigt.

Die besten Lehrer der Beredtsamkeit und Dichtkunst rathen dem Schriftsteller, sich selbst, wo möglich, in den höchsten Grad des Kummers zu versetzen, den er in andern hervorzubringen wünscht. Wirklich erregt keiner so viel Mitleiden, als der, welcher sein eignes Leiden schildert. Der Gram hat eine natürliche, ihm eigenthümliche Beredtsamkeit, und bricht in viel rührendere Empfindungen und Gedanken aus, als die feinste Einbildungskraft zu ersinnen vermag. Die Natur diktirt in diesem Fall tausend bewegliche Dinge, die keine Kunst hervorbringen kann.

Daher kömmt es, daß die kurzen Reden oder Sentenzen, die wir oft in Geschichten finden, einen viel tiefern Eindruck auf die Seele des Lesers machen, als die allerausgearbeitetsten Stellen in einem guten Trauerspiel. Wahrheit und Verhältniß der Sache stellt uns dort die Person wirklich vor Augen, welche hier, durch die Dichtung, weiter von uns weggerückt wird.

Ich erinnere mich nicht, irgend eine alte oder neuere Geschichte gelesen zu haben, die mich mehr gerührt hätte, als ein Brief der Anna von Boleyn, der Gemahlinn König Heinrichs des achten, und der Mutter der Königinn Elisabeth, der noch jetzt in der Kottonschen Bibliothek in ihrer eignen Handschrift vorhanden ist. Shakespear selbst hätte sie nicht in einem Tone reden lassen können, der ihrem Zustande und Charakter so angemessen gewesen wäre. Man findet darin die Vorwürfe einer verachteten Liebhaberinn, den Unwillen eines gekränkten Frauenzimmers, und den Kummer einer eingekerkerten Königinn. Ich darf meinem Leser nicht erst sagen, daß man dieser Dame damahls wegen vorgeblicher Befleckung des Königlichen Ehebettes den Proceß machte, und daß sie nachmahls dieses Verbrechens wegen öffentlich hingerichtet ward; wiewohl viele glaubten, daß diese ganze Anklage mehr in der Liebe des Königs zur Johanna Seymour, wie sie auch selbst zu verstehen gibt, als in irgend einem wirklichen Verbrechen der unglücklichen Anna Boleyn, ihren Grund gehabt.

Der

Der Königinn Anna Boleyn letztes Schreiben an den König Heinrich.

Sire,

„Ew. Majestät Ungnade und meine Gefangenschaft sind so ganz unerwartete Dinge für mich, daß ich ganz und gar nicht weiß, weder was ich schreiben, noch was ich entschuldigen soll. Sie lassen mir sagen, daß ich die Wahrheit bekennen, und dann wieder zu Gnaden aufgenommen werden soll; und zwar durch einen Menschen, von dem Sie wissen, daß er mein alter und erklärter Feind ist. Ich empfing nicht so bald diese Bothschaft von ihm, als ich gleich Dero wahre Meinung errieth; und wenn, wie Sie sagen, das Bekenntniß der Wahrheit mich retten kann, so will ich mit aller Bereitwilligkeit und pflichtschuldigem Gehorsam Dero Befehl nachkommen.“

„Ew. Majestät denken aber nicht, daß Ihre arme Gemahlinn sich je werde bewegen lassen, ein Vergehen zu bekennen, wovon ihr nicht einmahl ein Gedanke in den Sinn gekommen. Und, die Wahrheit zu sagen, kein König hatte je eine Gemahlinn, die ihm in allem, was Pflicht und wahre Liebe heißt, treuergebner gewesen, als Sie

von

jeher in der Anna Boleyn gefunden; ein Nahme und Stand, mit dem ich mich begnügt haben würde, wenn es Gott und Ew. Majestät so gefallen hätte. Auch habe ich mich nie, in meiner Erhebung oder mir geschenkten Königswürde, so sehr vergessen, daß ich mich nicht immer auf eine solche Veränderung, wie ich jetzt finde, gefaßt gehalten hätte; denn da meine Erhebung auf keinem festern Grunde beruhte, als Ew. Majestät Wohlgefallen, so war auch, wie ich wohl einsah, die geringste Veränderung hinreichend und vermögend, dieses Wohlgefallen auf irgend einen andern Gegenstand zu lenken. Sie wählten mich zu Ihrer Königinn und Gattinn aus einem niedrigen Stande, weit über mein Verdienst oder Begehren. Wenn Sie mich also einer solchen Ehre würdig fanden, o! so lassen Sie doch, bester König und Herr, keine flüchtige Neigung und Laune, oder irgend einen bösen Rath meiner Feinde, mir Ihre königliche Gnade rauben; und lassen Sie doch nie den Schimpf, den unverdienten Schimpf eines gegen Ew. Majestät treulosen Herzens, einen so garstigen Schandfleck auf Ihre allertreueste Gemahlinn und die Kronprinzessinn, Ihre Tochter, bringen."

„Unter-

„Untersuchen Sie meine Sache, gnädigster König und Herr, aber auf eine gesetzmäßige Art, und lassen Sie nicht meine geschwornen Feinde zugleich meine Ankläger und Richter seyn. Ja, stellen Sie mich vor ein öffentliches Gericht, denn meine Wahrheit und Treue fürchtet keine öffentliche Schande; dann sollen Sie entweder meine Unschuld gereinigt, Ihren Argwohn und Ihr Gewissen befriedigt, die Schmähungen und Lästerungen der Welt zu Schanden gemacht, oder mein Verbrechen öffentlich ans Licht gebracht sehen. Was also Gott oder Ew. Majestät alsdann über mich beschließen mögen, so werden doch Ew. Majestät von öffentlicher Verantwortung frey seyn, und wenn mein Verbrechen solcher Gestalt rechtmäßig erwiesen wird, so steht es Ew. Majestät beides vor Gott und Menschen frey, nicht nur mich, als ein treuloses Weib, nach Verdienst zu strafen, sondern auch Ihrer Neigung Genüge zu thun, welche Sie bereits auf diejenige Person geheftet haben, um derentwillen ich jetzt bin, wie ich bin, und deren Nahmen ich schon vor geraumer Zeit Ihnen hätte nennen können; denn mein Verdacht über diesen Punkt ist Ew. Majestät nicht unbewußt.

„Haben

„Haben Sie aber bereits einen festen Entschluß über mich gefaßt, und soll nicht nur mein Tod, sondern noch oben drein eine schändliche Verleumdung, Ihnen zum Genuß Ihrer gewünschten Glückseligkeit verhelfen; so bitte ich Gott, Ihnen die große Sünde, die Sie daran thun, wie auch den Werkzeugen derselben, meinen Feinden, zu verzeihen, und Sie wegen eines so unköniglichen und grausamen Verfahrens gegen mich nicht zur strengen Rechenschaft vor seinem allgemeinen Richterstuhl zu ziehen, allwo wir beide in kurzem erscheinen müssen, und durch dessen Richterspruch, wie ich nicht zweifle (was auch die Welt immer von mir denken mag) meine Unschuld öffentlich kund und völlig gerechtfertigt werden wird.“

„Meine letzte und einzige Bitte ist, daß ich selbst allein die ganze Last von Ew. Majestät Ungnade tragen, und daß sie nicht auch die unschuldige Seele derjenigen Herren treffen möge, die, wie ich höre, gleichfalls in enger Haft meinetwegen sind. Habe ich je Gnade vor Ihren Augen gefunden, ist je der Nahme Anna Boleyn Ihren Ohren angenehm gewesen, o! so gewähren Sie mir diese Bitte; dann will ich auch Ew. Majestät

jestät nicht weiter beschwerlich fallen, sondern von Grunde des Herzens die heilige Dreyeinigkeit anflehen, Ew. Majestät in ihren Schutz zu nehmen, und Sie in allen Ihren Handlungen zu leiten."

Ew. Majestät
unterthänigste, treueste Gemahlinn,
Anna Boleyn.

Aus meinem traurigen Gefängniß
im Tower, den 6ten May.

L.

Zweyhundert acht und dreyßigstes Stück. (399)

Verschiedne Arten der Heucheley.

Ut nemo in sese tentat descendere! —

Pers.

Heucheley unter dem feinen neumodischen Theile der Welt ist ein ganz andres Ding, als Heuche-

ley

ley unter den altmodischern Bürgern und Handwerkern. Der neumodische Heuchler bestrebt sich, lasterhafter, der andre aber, tugendhafter zu scheinen, als er wirklich ist. Der erstere scheut sich vor allem, was irgend einen Schein von Religion hat, und möchte gern dafür angesehen werden, daß er in manche strafbare Galanterien und Liebeshändel verwickelt sey, woran er wirklich ganz unschuldig ist. Der letztere trägt eine Larve von Heiligkeit, und bedeckt eine Menge von Lastern mit einem scheinbar frommen Betragen.

Es gibt aber noch eine andre Art von Heucheley, die von beiden verschieden ist, und die ich zum Gegenstande dieses Blatts zu machen gedenke: ich meine die, wodurch ein Mensch nicht nur die Welt hintergeht, sondern sehr oft auch sich selbst betriegt; die, welche ihm sein eignes Herz verbirgt, und ihn überredet, er sey tugendhafter, als er wirklich ist, ihn so verblendet, daß er seine Laster entweder nicht bemerkt, oder sie gar für Tugenden ansieht. Diese verderbliche Heucheley, dieser gefährliche Selbstbetrug ist es, worauf die Worte gehen: Herr, wer merket, wie oft er fehlet? verzeihe mir die verborgenen Fehler!

Wenn

Wenn schon die erklärten Anhänger des Bösen, den äußersten Fleiß, die äußerste Anstrengung moralischer Schriftsteller erfodern, um sie von Laster und Thorheit zurückzubringen, wie viel mehr machen denn nicht diejenigen auf ihre Sorge und ihr Mitleiden Anspruch, die sich auf den Pfaden der Tugend einherzugehen dünken, indessen sie doch auf den Wegen des Todes wandeln! Ich will mich daher bemühen, einige Vorschriften zu geben, wie diese Laster, die in den geheimsten Winkeln der Seele auflauern, sich entdecken lassen, und meinem Leser die Mittel und Wege zu zeigen suchen, wodurch er zu einer wahren und unparteyischen Selbstkenntniß gelangen kann. Die gewöhnlichen Mittel, die man zu diesem Ende vorschreibt, sind diese: Wir sollen uns nach den Regeln prüfen, welche die heilige Schrift für unser Verhalten festgesetzt hat, und unsern Lebenswandel mit dem Wandel dessen vergleichen, der in seinen Handlungen die höchste Vollkommenheit der menschlichen Natur darstellte, und der sowohl das beständige Beyspiel und Muster, als der große Führer und Lehrer aller derer ist, die seine Lehren annehmen. Wiewohl man nun auf diese beiden Stücke nicht genug dringen kann, so will ich ihrer doch nur eben erwähnen, weil

sie schon von so vielen großen und berühmten Schriftstellern vortrefflich abgehandelt sind.

Die Verhaltungsregeln also, die ich hier der Ueberlegung und Befolgung derer empfehlen möchte, die ihre verborgenen Fehler zu entdecken, und ihren wahren innern Werth kennen zu lernen wünschen, sind folgende:

Fürs erste rathe ich ihnen, besonders aufmerksam darauf zu seyn, was ihre Feinde von ihnen urtheilen. Unsre Freunde schmeicheln uns oft eben so sehr als unser eignes Herz. Sie sehen entweder unsre Fehler nicht, oder verhehlen sie vor uns, oder mildern sie durch ihre Vorstellung so sehr, daß wir sie für zu geringe halten, als daß wir uns eben darum zu bekümmern brauchten. Ein Feind hingegen untersucht uns viel strenger, entdeckt jeden Flecken, jede Unvollkommenheit unsers Charakters, und setzt gleich seine Bosheit sie in ein zu starkes Licht, so hat sie doch gemeiniglich einigen Grund zu ihren Behauptungen. Ein Freund übertreibt unsre Tugenden, ein Feind unsre Laster. Ein Weiser sollte auf beide Urtheile aufmerksam seyn, und sich dadurch zur Erhöhung der erstern, und zur Verminderung der letztern antreiben lassen. Plutarch hat eine Abhandlung über den Nutzen geschrieben, welchen

ein

ein Mensch aus seinen Feindschaften schöpfen kann, und unter andern guten Früchten der Feindschaft erwähnt er besonders der, daß wir durch die Vorwürfe, womit sie uns angreift, die schlimmste Seite unsrer selbst zu sehen bekommen, und unsre Augen den verschiednen Flecken und Mängeln in unserm Leben und Wandel öffnen, die wir, ohne die Hülfe solcher übelgesinnten Erinnerer, nicht bemerkt haben würden.

Eben so sollten wir, um zu einer wahren Selbstkenntniß zu gelangen, auf der andern Seite, auch bedenken, in wie fern wir das Lob und den Beyfall, welchen die Welt uns ertheilt, verdient haben; ob die Handlungen, die man an uns rühmt, auch aus löblichen und würdigen Bewegungsgründen entspringen; und in wie fern wir wirklich die Tugenden besitzen, die uns den Beyfall derer verschaffen, mit denen wir umgehen. Dieses Nachdenken ist durchaus nothwendig, da wir so geneigt sind, uns nach den Meinungen Andrer entweder hochzuschätzen oder zu verdammen, und den Ausspruch unsers eignen Herzens dem Urtheil der Welt aufzuopfern.

Hiernächst sollten wir, um uns in einem Punkte von so großer Wichtigkeit nicht zu hintergehen, uns nicht zu viel auf Tugenden der Vor-

aussetzung und des Einverständnisses verlassen, die von zweifelhafter Art sind; wohin wir alle diejenigen rechnen können, worüber andre, eben so gute und weise Leute, als wir, nicht gleicher Meinung mit uns sind. Immer sollten wir mit großer Behutsamkeit und Vorsicht in Dingen zu Werke gehen, worin wir uns vielleicht irren können. Uebermäßiger Religionseifer, Bigotterie und Verfolgung zum Vortheil irgend einer Partey oder Meinung, so lobenswürdig sie auch schwachen Köpfen von unsern eignen Grundsätzen scheinen mögen, richten unendliches Unheil unter den Menschen an, und sind ihrer eignen Natur nach höchst strafbar; und doch, wie viele ihrer Frömmigkeit und Gottseligkeit wegen verehrte Männer lassen nicht solche ungereimte und ungeheure Grundsätze, unter der Gestalt der Tugenden, in ihrer Seele einwurzeln! Was mich betrifft, so muß ich frey gestehen, daß ich noch nie eine Partey gekannt habe, die so gerecht und vernünftig gewesen wäre, daß ein Mensch ihr in ihrem höchsten und heftigsten Enthusiasmus hätte folgen, und dabey doch unschuldig bleiben können.

Nicht weniger sollten wir gegen diejenigen Handlungen sehr auf unsrer Hut seyn, die aus

Tem=

Temperament, Lieblingsleidenschaften, besonderer Erziehung entspringen, oder etwas zu Beförderung unsers zeitlichen Interesse oder Vortheils beytragen. In diesen und dergleichen Fällen wird das Urtheil eines Menschen leicht verkehrt, und sein Verstand sieht die Dinge in einem falschen Lichte. Sie sind die Schlupflöcher der Vorurtheile, die unbewachten Zugänge der Seele, wodurch tausend Irrthümer und geheime Fehler sich einschleichen, ohne daß man sie bemerkt oder darauf achtet. Ein weiser Mann setzt Mißtrauen in Handlungen, wozu ihn etwas anders, als die Vernunft antreibt, und argwöhnt immer irgend ein verstecktes Uebel in jedem Entschlusse, der von zweydeutiger Beschaffenheit ist, der seinem besondern Temperament, seinem Alter, seiner Lebensart gemäß ist, oder sein Vergnügen oder seinen Nutzen begünstigt.

Nichts ist von größerer Wichtigkeit für uns, als daß wir solcher Gestalt fleißig unsre Gedanken sichten, und alle die geheimsten und dunkelsten Schlupfwinkel der Seele durchforschen, wenn wir zu derjenigen gründlichen und wesentlichen Tugend gelangen wollen, die an jenem großen Tage, da sie die Prüfung der unendlichen Weisheit und Gerech-

tigkeit aushalten muß, uns allein zu Gute kommen wird.

Ich beschließe diesen Versuch mit der Bemerkung, daß die beiden Arten der Heucheley, von denen ich hier geredet habe, nähmlich die, welche die Welt, und die, welche sich selbst hintergeht, mit unnachahmlicher Schönheit in dem hundert neun und dreyßigsten Psalm berührt sind. Die Thorheit der ersten Art von Heucheley zeigt der Dichter durch Betrachtungen über Gottes Allwissenheit und Allgegenwart, die so poetisch und erhaben sind, als irgend etwas, daß ich je in heiligen oder weltlichen Schriftstellern gefunden habe. Auf die andre Art von Heucheley, wodurch man sich selbst hintergeht, zielt der Psalmist in den beiden letzten Versen, wo er sich mit der emphatischen Bitte an den großen Herzenskündiger wendet: *Erforsche mich, Gott, und erfahre mein Herz; prüfe mich, und erfahre, wie ichs meine; und siehe, ob ich auf bösem Wege bin, und leite mich auf ewigem Wege!*

L.

Zweyhundert neun und dreyßigstes Stück. (401)

Wiederruf und Abbitte der leichtfertigen Amorette an ihren Liebhaber Philander.

In amore haec omnia insunt vitia: Iniuriae,
Suspiciones, Inimicitiae, Induciae,
Bellum, pax rursum. —

Ter.

Ich will meine Leser heute mit einem gar seltsamen Briefwechsel unterhalten, den mir so eben eine meiner Korrespondentinnen zuschickt.

Mein Herr Zuschauer,

„Da Sie mehrmahls erklärt haben, daß Sie es nicht ungern sehen, wenn Ihr Blatt zuweilen von unglücklichen Liebenden zum Vehikel ihrer Klagen gebraucht wird, so hoffe ich, Sie werden auch ein Frauenzimmer nicht abweisen, das

Ihnen eine unzweifelbare Probe seiner Besserung, und zugleich einen überzeugenden Beweis gibt, welch einen glücklichen Einfluß Ihre Arbeiten auf den verstocktesten Theil des verstocktesten Geschlechts haben. Sie müssen wissen, mein Herr, ich bin eine von den leichtfertigen Dirnen, die ihr größtes Vergnügen darin finden, einen Liebhaber bey der Nase herum zu führen, eine Thorheit, die Sie mehrmahls gezüchtigt haben; und ich schreibe Ihnen dieß, theils um öffentlich Buße dafür zu thun, daß ich so lange in einem erkannten Fehler beharret habe, theils um bey der beleidigten Partey um Vergebung zu bitten. Ich wähle um so viel lieber diesen Weg, da ich dadurch gewissermaßen die Bedingungen erfülle, unter welchen, wie er mir zu verstehen gibt, unser Bruch allein wieder geheilt werden könnte, wie Sie aus dem Briefe ersehen werden, welchen er den Tag nachher, da ich ihn abgedankt hatte, an mich schrieb, und wovon ich Ihnen eine Abschrift beylege, damit Sie den ganzen Fall desto besser einsehen und beurtheilen können.“

„Ich muß Ihnen noch ferner sagen, daß, ehe ich ihn so schändlich hinters Licht führte, schon anderthalb Jahre lang die größte Vertraulichkeit unter uns gewesen war, während welcher Zeit

ich ihm immer Hoffnung gab, und seine Liebe aufmunterte. Stellen Sie sich nun vor, wie groß sein Erstaunen seyn mußte, da ich ihm, als er neulich auf meine völlige Einwilligung drang, gerade ins Gesicht sagte, ich wundre mich, wie er sich einbilden könnte, daß er je einen Platz in meinem Herzen gehabt hätte! Sein eignes Geschlecht hält ihn für einen sehr rechtschaffenen und vernünftigen, und das unsrige für einen sehr feinen Mann. Seine Person ist so beschaffen, daß er, ohne Eitelkeit, sich selbst einbilden durfte, er sey nicht unliebenswerth. Unser Vermögen freylich ist, auf der Goldwage des Eigennutzes gewogen, nicht ganz gleich (welches, beyläufig, die wahre Ursach war, warum ich ihn anführte) und ich hatte die Dreistigkeit, es als meine Maxime gegen ihn anzuführen, daß ich desjenigen Liebe für die aufrichtigste und stärkste halten würde, der mir das größte Leibgedinge anbiethen würde. Ich habe seitdem meine Meinung geändert, und mir die Mühe gegeben, ihn dieß durch verschiedne Briefe wissen zu lassen; aber der barbarische Mann hat sie alle abgewiesen, so daß mir jetzt kein Weg, an ihn zu schreiben, übrig bleibt, als durch Ihre Vermittelung. Können Sie ihn noch einmahl zurückbringen, so verspreche ich

Ihnen allen Handschuhe und andre Freywerber-Geschenke, und werde mir von Herrn Roger und Ihnen die Gefälligkeit ausbitten, daß Sie meinen ersten Buben zur Taufe halten."

Ihre rc.
Amorette.

Philander an Amoretten.

Mademoiselle,

„Die Frage, welche Sie mir gestern zu thun beliebten, hat mich so sehr in Erstaunen gesetzt, daß ich noch nicht weiß, was ich darauf sagen soll. Wenigstens würde meine Antwort zu lang seyn, als daß ich Ihnen damit beschwerlich fallen dürfte, da sie von einer Person käme, die Ihnen, wie es scheint, so ganz gleichgültig ist. Statt dessen will ich Ihrer Ueberlegung die Meinung eines Mannes empfehlen, dessen Gedanken über dergleichen Dinge Sie mir oft als ausnehmend wahr und richtig gerühmt haben. Eine edelmüthige und beständige Liebe, sagt Ihr Lieblingsschriftsteller, von einem liebenswürdigen Manne, wenn die beiderseitigen Umstände nur nicht gar zu ungleich sind, ist das größte Glück, das der geliebten Person begegnen kann; und sie wird es, wenn sie es

an dem einen geringschätzt, vielleicht nie wieder an einem andern finden.“

„Ich verzweifle indeß ganz und gar nicht, in sehr kurzer Zeit weit mehr von ihnen geliebt zu werden, als Antenor jetzt von Ihnen geliebt wird; da Sie mir gütigst zu verstehen gaben, daß, wenn mein Vermögen größer wäre, als das seinige, auch Ihre Liebe verhältnißmäßig größer seyn würde.“

„Die Welt hat mich schimpflicher Weise, einem leichtsinnigen Frauenzimmer zu gefallen, eine Zeit verliehren sehen, die ich, zu Beförderung meines Ansehens und meiner Glücksumstände, weit besser auf andre Geschäfte hätte verwenden können. Ich nehme mir daher die Freyheit, Ihnen zu sagen, so hart es auch in den Ohren eines Frauenzimmers klingen mag, daß, wenn ja Ihr Liebesfieber wiederkommen sollte, Sie doch, wofern Sie nicht Mittel finden, Ihren Widerruf dem Publiko eben so bekannt zu machen, als die Art, wie Sie mir begegnet sind, bereits bekannt ist, nie wiedersehen werden“

Philandern.

Amo-

Amorette an Philandern.

Mein Herr,

„Die Beleidigung, die ich nicht nur Ihnen, sondern auch mir selbst angethan habe, ist so groß, daß ich, wenn gleich der Schritt, den ich jetzt thue, dem Wohlstande, den unser Geschlecht gewöhnlicher Weise beobachtet, zuwider ist, doch mit Fleiß alle Regeln desselben bey Seite setze, damit meine Reue einigermaßen meinem Verbrechen gleich komme. Ich versichere Sie, daß ich, bey meiner jetzigen Hoffnung, Sie wieder zu dem Meinigen zu machen, Antenors Vermögen mit Verachtung ansehe. Der Narr war gestern hier, in einem vergoldeten Wagen und neuer Livrey, aber ich wies ihn ab, ohne ihn zu sehen. So sehr ich mich auch fürchte, nach dem, was vorgegangen ist, Ihren Augen zu begegnen, so schmeichle ich mir doch, daß Sie in den meinigen, mitten unter aller ihrer Scham, eine Zärtlichkeit entdecken werden, die nur die Liebe allein auszudrücken vermag. Ich werde diesen ganzen Monath bey Madam D — auf dem Lande zubringen; aber ach! Wälder, Gefilde und Gärten werden, ohne Philandern, kein Vergnügen gewähren der unglücklichen

Amorette.

„Ich

„Ich muß Sie bitten, lieber Herr Zuschauer, diesen Brief an Philandern so bald, als möglich, bekannt zu machen, und ihn zu versichern, daß ich von dem Tode seines reichen Onkels in Gloucestershire nichts weiß.“

X.

Zweyhundert vierzigstes Stück.

(404)

Von der Pflicht, seinem Naturell zu folgen.

— Non omnia possumus omnes.

Virg.

Die Natur thut nichts umsonst: der Schöpfer der Welt hat jedes Ding zu einem gewissen Gebrauch und Zweck bestimmt, und ihm seinen eignen Lauf und Wirkungskreis angewiesen, aus dem es nicht im geringsten heraustreten darf, wenn es nicht unfähig werden will, die Absichten zu errei-

chen,

chen, wozu es geschaffen ward. Auf gleiche Weise verhält sichs in den Anordnungen der Gesellschaft; die bürgerliche Oekonomie macht so wohl eine genau zusammenhangende Kette aus, als die natürliche; und in beiden zieht der Bruch nur eines einzigen Gliedes einige Unordnung im Ganzen nach sich. Es ist, dünkt mich, ziemlich einleuchtend, daß der größte Theil des Ungereimten und Lächerlichen, was wir in der Welt finden, gemeiniglich aus der albernen Affektation entspringt, in Charaktern zu glänzen, zu denen wir nicht gemacht sind, zu denen die Natur uns nicht bestimmte.

Jeder Mensch hat eine oder mehrere Eigenschaften, wodurch er so wohl sich selbst, als andern, nützlich werden kann. Die Natur ermangelt nie, uns diese anzuzeigen, und so lange das Kind unter ihrer Vormundschaft bleibt, leitet sie es auf seinen rechten Weg hin, und biethet sich ihm dann zum Führer auf den übrigen Theil seiner Reise an. Bleibt es auf diesem Wege, so kann es schwerlich irre gehen: die Natur hält immer ihr Wort; denn wie sie nie etwas verspricht, was sie nicht zu halten im Stande ist, so ermangelt sie auch nie, zu halten, was sie verspricht. Das Unglück aber ist, die Menschen verachten, was in ihrer

Macht stehen würde, und streben nach dem, wozu sie nicht geschickt sind; sie glauben sich schon im Besitz dessen, wozu ihre Neigung und Fähigkeit sie trieb, und so richten sie allen ihren Ehrgeiz auf das, was ganz über ihrer Sphäre liegt. Solcher Gestalt zerstöhren sie den Gebrauch ihrer natürlichen Talente, wie der Geizige seine Ruhe und Zufriedenheit; sie genießen kein Vergnügen in dem, was sie haben, wegen der ungereimten Sucht nach dem, was sie nicht haben.

Kleanth hatte gesunden Verstand, ein großes Gedächtniß, und eine *Konstitution*, die des anhaltendsten Fleißes fähig war; kurz, es gibt keine gelehrte Profession, in welcher *Kleanth* nicht eine sehr gute Figur gemacht haben würde: aber dieß ist ihm zu geringe, er verliebt sich ganz unbegreiflicher Weise in den Charakter eines feinen Herrn; hierauf gehen nun alle seine Gedanken. Statt einer Zergliederung beyzuwohnen, oder die Gerichtshöfe zu besuchen, oder die Kirchenväter zu studiren, liest *Kleanth* Komödien, tanzt, putzt sich, und vertändelt seine Zeit in Visitenzimmern; statt ein guter Jurist, Theolog oder Arzt zu seyn, ist *Kleanth* ein ausgemachter Hasenfuß, und für alle, die ihn kannten, ein verächtliches Beyspiel verkehrt angewandter Talente.

Die-

Dieser Affektation verdankt die Welt ihre ganze Race von Stutzern und Gecken. Die Natur entwarf in ihrem ganzen Drama nie eine solche Rolle: zuweilen machte sie wohl einen Narren; aber ein Geck ist immer eines Menschen eignes Gemächte, indem er seine Talente anders anwandte, als die Natur es haben wollte, sie, die es immer sehr übel aufnimmt, wenn man sie in einen andern Weg zwingt, als den sie selbst nehmen will, und diejenigen, welche dieß thun, nie ungestraft läßt. Sich ihrem Hange in der Anwendung unsrer Fähigkeiten widersetzen, hat dieselbe Wirkung, als wenn man, in Hervorbringung der Pflanzen durch Hülfe der Kunst und des Treibbettes, ihren Weg verläßt: man erzwingt dann freylich wohl eine unwillige Pflanze, einen unzeitigen Sallat; aber wie schwach, wie schaal und abgeschmackt! Gerade so abgeschmackt, wie die Reimereyen des Valerio. Valerio stand in allgemeinem Ruf, hatte feine Lebensart, Gelehrsamkeit, dachte richtig, sprach korrekt; man glaubte, es wäre nichts in der Welt, worin Valerio sich nicht auchzeichne, und hatte in so weit Recht, daß nur Eins war: Valerio hatte kein Genie zur Poesie. Und doch will er nun auch ein Dichter seyn; er schreibt Verse, und gibt sich große

Mühe,

Mühe, die Stadt zu überzeugen, daß Valerio nicht der außerordentliche Mann ist, für den man ihn hielt.

Begnügte man sich, bloß auf die Natur zu pfropfen, und ihr in ihren Arbeiten behülflich zu seyn, was für mächtige Wirkungen könnten wir dann nicht erwarten! Demosthenes würde dann unter den Rednern, Homer unter den Dichtern, und Cäsar unter den Kriegern, nicht so sehr allein stehen. Auf die Natur bauen, heißt den Grund auf einen Felsen legen; alles bringt sich dann gleichsam von selbst in Ordnung, und das Werk ist schon halb vollendet, so bald es nur angefangen wird. Den Cicero leitete sein Genie zur Beredtsamkeit, Virgilen führte es ins Gefolge der Musen; fromm gehorchten sie der Stimme der Mutter, und wurden belohnt. Hätte Virgil sich in die Gerichte gedrungen, so würde seine bescheidne, menschliche Tugend gewiß nur eine mittelmäßige Figur gemacht haben; und Cicero's deklamatorische Talente würden ihm zur Poesie eben so wenig nütze gewesen seyn. Die Natur, sich selbst überlassen, führt uns immer auf den besten Weg, thut aber nichts durch Gewalt und Zwang; und haben wir nicht Lust ihrer Leitung zu folgen,

so leiden wir darunter immer selbst am meisten.

Wo nur immer die Natur irgend ein Produkt erzeugen will, da sorgt sie auch für den dazu erfoderlichen Samen, als welcher zu Formirung irgend einer moralischen oder intellektuellen Vortrefflichkeit eben so unumgänglich nothwendig ist, als zum Entstehen einer Pflanze; und ich weiß nicht was für ein Verhängniß oder thörichter Wahn es ist, daß man die Menschen nicht lehrt, denjenigen, der troz der Natur Verse schreibt, für eben so ungereimt zu halten, als einen Gärtner, der sich rühmen wollte, eine Narcisse oder Tulpe ohne ihren eigenthümlichen Samen ziehen zu können.

Da es keine gute oder schlechte Eigenschaft gibt, die sich nicht in beiden Geschlechtern äußert, so kann man nicht anders glauben, als daß das schöne Geschlecht durch eine Affektation dieser Art wenigstens eben so sehr, als das unsrige, gelitten haben müsse. Die bösen Wirkungen derselben zeigen sich nirgend so auffallend, als in den entgegengesetzten Charaktern der Cälia und der Iras. Cälia besitzt die größten persönlichen Reize und das einnehmendste Wesen, es fehlt ihr aber an Witz, und dabey hat sie eine unangenehme Stimme;

me; Iras hingegen ist häßlich und unangenehm, hat aber Witz und einen scharfsinnigen Verstand. Wollte Cälia nur schweigen, so würde jeder, der sie sieht, sie anbeten; wollte Iras reden, so würde jeder, der sie hört, sie bewundern: aber nun schwatzt Cälia unaufhörlich, unterdeß Iras stillschweigend süße Airs und ein zärtliches Schmachten affektirt; so daß man sich es kaum selbst glauben kann, daß Cälia Schönheit, und Iras Witz besitzt: *jede vernachläßigt* ihre eigne Vollkommenheit, und *strebt nach* dem Charakter der andern; Iras möchte gern für eben so schön gehalten werden, als Cälia, und Cälia für eben so witzig, als Iras.

Das große Unglück dieser Affektation ist, daß man nicht nur eine gute Eigenschaft verliehrt, sondern auch eine schlechte annimmt: man macht sich nicht nur ungeschickt zu dem, wozu man bestimmt war, sondern bestimmt sich selbst zu dem, wozu man nicht geschickt ist; und anstatt eine sehr gute Figur in der einen Rolle zu machen, macht man eine sehr schlechte in der andern. Wäre Semanthe mit ihrer natürlichen Gesichtsfarbe zufrieden gewesen, so würde man sie noch immer unter dem Nahmen der braunen Schöne gepriesen ha-

ben; aber sie will nun durchaus weiß und roth seyn, und so nennt man sie nicht anders, als die Schminkpuppe.

Mit einem Wort, ließe die Welt sich dahin bringen, der bekannten Lehre: *Folge der Natur!* zu gehorchen, welche das Delphische Orakel dem Cicero gab, als er es um Rath fragte, was für eine Laufbahn er in seinem Studieren betreten sollte, so würden wir fast jeden Menschen eben so groß in seiner Sphäre sehen, als Cicero in der seinigen war, und in kurzer Zeit nicht mehr so viel albernes Wesen und Affektation unter Frauenzimmern, und so viel Gecken und falsche Charakter unter Mannspersonen finden. Ich für meine Person habe dieß verkehrte Widerstreben gegen die Natur nie anders betrachten können, als eine nicht nur der größten Thorheiten, sondern auch als eines der größten Verbrechen, weil es eine offenbare Widersetzung gegen die Anordnung der Vorsehung, und, wie Cicero es ausdrückt, gleich der Sünde der Riesen, eine wirkliche Rebellion gegen den Himmel ist.

Z.

Zwey-

Zweyhundert ein und vierzigstes Stück. (405)

Von dem edelsten Gebrauch der Musik.

Οἱ δε πανημεριοι μολπῃ Θεον ἱλασκοντο,
Καλον αειδοντες Παιηόνα κουροι Αχαιων,
Μελποντες Ἑκαεργον· ὁ δε φρενα τερπετ᾽ ακουων.

Hom.

Mit großem Leidwesen ersehe ich aus dem heutigen Opernzettel, daß wir vermuthlich den größten Meister in der dramatischen Musik, der jetzt lebt, oder vielleicht je eine Bühne betreten hat, verliehren werden. Ich darf meinen Lesern nicht erst sagen, daß ich von Herrn Nikolini rede. Die Stadt ist diesem trefflichen Künstler sehr großen Dank dafür schuldig, daß er uns die Italienische Musik in ihrer ganzen Vollkommenheit gezeigt hat, wie auch für den edelmüthigen Beyfall, welchen er neulich einer Oper unsers Vaterlandes gab, worin der Komponist, nach dem

 Bey-

Beyspiel der größten fremden Meister dieser Kunst, sich Mühe gegeben hatte, der Schönheit seines Textes Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Ich wünsche nichts mehr, als daß man denselben Fleiß und Eifer, die man seit kurzem auf die Musik der Bühne verwandt hat, auch auf die Bearbeitung und Verbesserung unsrer Kirchenmusik wenden möchte. Was unsre Komponisten besonders dazu aufmuntern sollte, ist, daß sie hier die vortrefflichsten Texte, und zugleich eine außerordentliche Menge und Mannichfaltigkeit derselben finden würden. Es gibt keine Leidenschaft, die nicht in denjenigen Theilen der heiligen Schriften, welche zu geistlichen Liedern und Lobgesängen geschickt sind, aufs vortrefflichste ausgedrückt wäre.

In den Redensarten unsrer Europäischen Sprachen herrscht eine gewisse Kälte und Gleichgültigkeit, wenn man sie mit den Ausdrücken der morgenländischen Sprachen vergleicht; und es trifft sich sehr glücklich, daß die Hebräischen Idiomen sich sehr gut in unsre Sprache übertragen lassen, und ihr eine ganz besondre Schönheit und Annehmlichkeit ertheilen. Unsre Sprache hat unzählige Feinheiten und Verbesserungen durch die Einmischung der Hebraismen erhalten, die

aus

aus den poetischen Stellen der heiligen Schrift in sie übergegangen sind. Sie geben unserm Ausdruck Kraft und Energie, erwärmen und beseelen unsre Rede, und geben unsern Gedanken mehr Feuer und Gewalt, als irgend etwas aus dem Schatz unsrer eignen Sprache zu thun vermag. Es ist etwas so pathetisches und rührendes in dieser Art von Diktion, daß sie oft die ganze Seele entflammt, und das Innerste des Herzens bewegt. Wie kalt und todt scheint uns nicht ein Gebeth, das in den zierlichsten und feinsten Redensarten, die unsrer Sprache natürlich sind, abgefaßt ist, wenn es nicht durch jene Feyerlichkeit des Ausdrucks erhöht wird, die sich aus der heiligen Schrift schöpfen läßt. Einige der Alten haben gesagt, die Götter, wenn sie mit den Menschen reden wollten, würden gewiß in Plato's Sprache reden; mit größerm Recht aber, dünkt mich, können wir sagen, daß Sterbliche, wenn sie mit ihrem Schöpfer reden wollen, es in keiner so würdigen und angemessenen Sprache thun können, als in der Sprache der heiligen Schrift.

Will jemand sich von den poetischen Schönheiten, die sich in der heiligen Schrift finden, einen Begriff machen, und sehen, wie gefällig

die Hebräischen Redensarten sich mit unsrer Sprache mischen und verkörpern; so lese er erst die Psalmen, und dann eine wörtliche Uebersetzung des Horaz oder **Pindar**. Er wird dann in den beiden leztern eine solche Ungereimtheit und Verworrenheit des Styls, und in Vergleichung eine solche Armuth der Einbildungskraft finden, daß er die Wahrheit dessen, was ich hier behauptet habe, sehr lebendig fühlen wird.

Da wir also einen solchen Schatz von Texten haben, die an sich selbst so schön, und für alle Modulationen der Musik geschickt sind, so kann ich mich nicht genug wundern, daß Leute von Stande und Ansehen eine Art von Musik so wenig achten und aufmuntern, die sich auf Vernunft gründen, und unsere Tugend in eben dem Maß verbessern, wie unser Vergnügen erhöhen und veredeln würde. Die Leidenschaften, welche durch gewöhnliche Kompositionen erregt werden, entspringen gemeiniglich aus so albernen und ungereimten Anlässen, daß man sich, ernsthaft darüber nachzudenken, schämt: allein die Furcht, die Liebe, die Traurigkeit, der Unwille, die durch geistliche Lieder und Hymnen in der Seele erregt werden, machen das Herz besser, und entspringen aus Ursachen, die durchaus ver-

nünftig und löblich sind. Vergnügen und Pflicht biethen sich hier die Hand, und je größer die Theilnehmung unsers Herzens ist, desto größer ist unsre Religion.

Unter dem Volke Gottes war die Musik eine heilige, gottesdienstliche Kunst. Die Gesänge Sions, von denen wir Ursache haben zu glauben, daß sie an den Höfen der morgenländischen Monarchen in großem Ansehen gestanden, waren nichts anders als Psalmen und Poesien zur Anbethung oder zum Lobe des höchsten Wesens. Der größte Eroberer unter dieser auserwählten Nation verfertigte, gleich den alten Griechischen Lyrikern, nicht nur den Text seiner göttlichen Oden, sondern setzte sie auch gemeiniglich selbst in Musik: worauf dann seine Werke, ob sie gleich eigentlich der Stiftshütte gewidmet waren, so wohl das Nationalvergnügen, als die Andacht und Erbauung seines Volks wurden.

Der erste Ursprung des Drama war ein Theil des Gottesdienstes, der nur aus einem Chore bestand, und nichts anders, als eine Hymne an eine Gottheit war. Wie nun Ueppigkeit und Wollust über Unschuld und Religion die Oberhand bekamen, artete diese Art der Gottesverehrung in Tragödien aus; in denen gleichwohl der

Chor seines erstern Amts in so fern eingedenk blieb, daß er alles, was lasterhaft war, brandmarkte, alles, was edel und gut war, lobte, den Himmel um Hülfe für den Unschuldigen anflehte, und seine Rache auf den Verbrecher herabrief.

Homer und Hesiodus geben uns zu verstehen, was für einen Gebrauch man von dieser Kunst machen sollte, wenn sie die Musen immer Jupitern umringen, und um seinen Thron her ihre Hymnen singen lassen. Aus unzähligen Stellen in alten Schriftstellern könnte ich zeigen, nicht nur, daß sie sich der Vokal- und Instrumentalmusik bey ihrem Gottesdienst bedienten, sondern daß auch ihre Lieblingsergetzlichkeiten mit Liedern und Hymnen an ihre Gottheiten untermischt waren. Hätten wir öftere Ergetzlichkeiten dieser Art unter uns, so würden sie unsre Leidenschaften nicht wenig reinigen und veredeln, unsern Gedanken eine würdigere Richtung geben, und jene göttlichen Triebe in der Seele nähren, die jeder fühlt, der sie nicht durch sinnliche und unmäßige Vergnügungen erstickt hat.

Macht man diesen Gebrauch von der Musik, so facht sie edle Gefühle in dem Herzen des Hörers an, und füllt seine Seele mit großen Gedanken. Sie verstärkt die Andacht und erhöhet

das Lob bis zum Entzücken. Sie verlängert jede Scene der Anbethung, und bringt dauerhaftere und bleibendere Eindrücke in der Seele hervor, als die sind, welche ein vorübergehendes Formular von solchen Worten hervorbringen kann, als bey der gewöhnlichen Art des Gottesdienstes hergesprochen werden.

O.

Zweyhundert zwey und vierzigstes Stück. (408)

Empfehlung des Studii der menschlichen Natur; besonders in Rücksicht auf die Leidenschaften.

Decet affectus animi neque se nimium erigere, nec subiacere serviliter.

Cicero.

Mein Herr Zuschauer,

Ich habe immer Ihre Blätter mit großem Vergnügen gelesen, sowohl in Ansehung der Gegen-

stände

stände derselben, als der Art, wie sie diese Gegenstände behandeln. Die menschliche Natur schien mir immer der nützlichste Gegenstand der menschlichen Vernunft, und die Betrachtung derselben angenehm und unterhaltend zu machen, die beste Beschäftigung des menschlichen Witzes. Andre Theile der Philosophie machen uns vielleicht weiser; dieser aber leistet nicht nur eben dieß, sondern macht uns auch besser. Daher erklärte das Orakel den Sokrates für den weisesten aller Menschen auf Erden, weil er so vernünftig war, die menschliche Natur zum Gegenstande seines Nachdenkens zu wählen, sie, deren Untersuchung und Kenntniß alle andre Gelehrsamkeit so sehr übertrifft, als die wahre Natur und den Maßstab des Rechts und Unrechts festzusetzen wichtiger ist, als die Entfernungen der Planeten zu bestimmen, und die Zeiten ihres Umlaufs zu berechnen."

„Eine gute Wirkung, die unmittelbar aus einer aufmerksamen Beobachtung der menschlichen Natur entspringen muß, ist, daß wir aufhören werden, uns über diejenigen Handlungen zu wundern, die man sonst für ganz unerklärlich und unbegreiflich zu halten pflegt; denn, wie nichts ohne Ursache geschieht, so werden wir, wenn wir

die

die Natur und den Lauf der Leidenschaften beobachten, in den Stand gesetzt werden; den Gang jeder Handlung, von ihrer Empfängniß an bis zu ihrem Tode, auszuspüren. Wir werden nicht mehr über das Verfahren eines Katilina oder Tiberius erstaunen, wenn wir wissen, daß der eine durch eine grausame Eifersucht, der andre durch einen wüthenden Ehrgeiz getrieben wurde; denn die Handlungen der Menschen erfolgen aus ihren *Leidenschaften eben* so natürlich, als Licht aus dem Feuer, oder *jede andre* Wirkung aus ihrer Ursache. Die Vernunft muß *freylich* die Leidenschaften lenken und ordnen, aber sie müssen immer die Grundquellen unsrer Handlungen bleiben."

„Die seltsame und ungereimte Abwechselung und Veränderlichkeit, die uns in den Handlungen der Menschen so sehr auffällt, beweist offenbar, daß sie unmöglich unmittelbar aus der Vernunft entspringen können; ein so reiner Quell gibt kein so trübes Gewässer: nothwendig müssen sie aus den Leidenschaften entspringen, welche für die Seele eben das sind, was die Winde für ein Schiff; sie können es nur in Bewegung setzen, und nur zu oft zertrümmern sie es; sind sie regelmäßig und gelinde, so führen sie es in den

Hafen;

Hafen; sind sie aber unbändig und stürmisch, so begraben sie es in den Wellen. Eben so wird die Seele von den Leidenschaften entweder in ihren Unternehmungen gefördert, oder in Gefahr gestürzt; die Vernunft muß hier die Stelle des Piloten versehen, und immer wird sie die ihr anvertraute Seele sicher führen, wenn sie nur treu das Ihrige thut. Die Stärke der Leidenschaften wird nie für eine hinreichende Entschuldigung gelten, daß man sich von ihnen habe hinreißen lassen; sie waren zum Gehorsam bestimmt, und erlaubt man ihnen, sich die Oberhand anzumaßen, so wird man zum Verräther an der Freyheit seiner Seele."

„Wie die verschiednen Gattungen der Geschöpfe eine Art von Kette formiren, so scheint der Mensch in dieser Kette das Verbindungsglied zwischen den Engeln und den Thieren auszumachen. Daher hängt er, durch ein bewundernswürdiges Band, mit Fleisch und Geist zusammen, welches einen beständigen Krieg der Leidenschaften in ihm veranlaßt, und je nach dem ein Mensch sich mehr nach dem englischen oder thierischen Theil seiner Konstitution neigt, nennt man ihn gut oder böse, tugendhaft oder lasterhaft. Sind Liebe, Wohlwollen, Mitleiden, Gutthätigkeit

herr-

herrschend in ihm, so zeugt das von seiner Verwandtschaft mit dem Engel; haben aber Haß, Grausamkeit und Neid die Oberhand, so sieht man, daß er mehr vom Vieh an sich hat. Daher bildeten sich einige der Alten ein, je nach dem die Menschen in diesem Leben sich mehr zum Engel oder zum Vieh neigten, würden sie nach ihrem Tode in den einen oder in das andre übergehen; und es wäre wohl eine ganz unterhaltende Idee, wenn man sich die verschiednen Gattungen von Thieren vorstellte, worein, dieser Einbildung nach, Tyrannen, Geizhälse, stolze, boshafte und schadenfrohe Menschen verwandelt werden würden."

„Als eine Folge dieser ursprünglichen Einrichtung befinden sich alle Leidenschaften in allen Menschen, äußern sich aber nicht in allen. Temperament, Erziehung, Landesgewohnheit, Vernunft können sie verbessern, oder ihre Stärke schwächen, aber die Samen bleiben immer, und sind bereit, bey der geringsten Aufmunterung, hervorzusprossen. Ich habe einmahl ein Histörchen von einem guten frommen Manne gehört, der mit Ziegenmilch aufgefüttert war, und sich zwar, durch eine sorgfältige Wachsamkeit über seine Handlungen, vor den Leuten sehr sittsam betrug, für sich allein aber oft ein Stündchen hatte, wo

er

er sich nicht enthalten konnte, krumme Sprünge und Kapriolen zu machen; und hätten wir Gelegenheit, den strengsten Philosophen zuweilen in ihrer Einsamkeit zuzusehen, so würden wir ohne Zweifel beständige Rückfälle der Leidenschaften wahrnehmen, die sie so künstlich vor der Welt zu verbergen wissen. Ich erinnere mich, daß Machiavell bemerkt, jeder Staat sollte ein beständiges Mißtrauen gegen seine Nachbarn hegen, damit er im Fall der Noth nie unbereitet wäre. Eben so sollte auch die Vernunft beständig gegen die Leidenschaften auf der Wache stehen, und sie ja keinen Anschlag ausführen lassen, der ihrer Sicherheit gefährlich werden könnte; zugleich aber muß sie sich hüten, ihre Kräfte so sehr zu brechen, daß sie solche verächtlich und sich selbst dadurch wehrlos macht."

„Da der Verstand an sich selbst zu langsam und träge ist, sich zur Handlung anzustrengen, so ist es nöthig, daß er durch die sanften Winde der Leidenschaften in Bewegung gesetzt, und vor Stockung und Fäulniß bewahrt werde; denn sie sind eben so nothwendig zur Gesundheit der Seele, wie der Umlauf der Lebensgeister zur Gesundheit des Körpers; sie erhalten sie in Leben, Kraft und Munterkeit, und unmöglich kann sie, ohne ihren

Bey-

Beystand, ihre Dienste thun. Diese Bewegungen sind uns zugleich mit unserm Daseyn gegeben; sie sind kleine Geister, die mit uns geboren werden und sterben. Gegen einige sind sie sanft, gefällig und folgsam, gegen andre eigensinnig und unbändig; nie aber zu stark für die Zügel der Vernunft und die Leitung der Beurtheilungskraft."

„Gewöhnlicher Weise bemerken wir ein ziemlich *feines Verhältniß zwischen der Stärke der Vernunft und der Leidenschaft*; die größten Genies haben gemeiniglich die stärksten, *so wie*, auf der andern Seite, die schwächern Köpfe auch die *schwächern* Leidenschaften haben; und es ist auch billig, daß das Feuer der Rosse für die Stärke des Fuhrmanns nicht zu groß sey. Junge Leute, deren Leidenschaften nicht ein wenig zügellos sind, geben wenig Hoffnung, daß je etwas Großes aus ihnen werden wird. Das Feuer der Jugend wird sich schon von selbst legen, und ist ein Fehler, wenn es einer ist, der sich mit jedem Tage bessert. Aber wahrlich, der Mensch, der kein Feuer in der Jugend hat, kann schwerlich Wärme im Alter haben. Wir müssen uns daher auf das sorgfältigste hüten, daß wir nicht, indem wir die Leidenschaften zu ordnen denken, sie ganz ersticken. Dieß

hieße das Licht der Seele auslöschen; denn ohne Leidenschaften seyn, oder sich von ihnen hinreißen lassen, macht einen Menschen auf gleiche Weise blind. Die außerordentliche Strenge in den meisten unsrer Schulen hat die verderbliche Wirkung, daß sie die Springfedern der Seele zerbricht, und zuverlässig mehr gute Köpfe verdirbt, als sie möglicher Weise ausbilden kann. Und wahrlich ist es ein großer Irrthum, wenn man meint, die Leidenschaften müßten so gänzlich gebändigt werden; denn kleine Unregelmäßigkeiten müssen zuweilen nicht nur ertragen, sondern auch kultivirt werden, weil sie oft mit den größten Vollkommenheiten verknüpft sind. Alle großen Genies haben Fehler, die ihren Tugenden mit eingemischt sind, und gleichen dem brennenden Busche, welcher Dornen unter den Strahlen hatte."

„Da also die Leidenschaften die Urquellen der menschlichen Handlungen sind, so müssen wir so mit ihnen umzugehen suchen, daß sie ihre Kraft behalten, und sich doch den strengsten Gehorsam gefallen lassen; wir müssen sie mehr wie freye Unterthanen, als wie Sklaven, beherrschen, damit sie nicht, indem wir sie gehorsam zu machen suchen, kriechend und nieder-

trächtig, und zu den großen Zwecken, wozu sie bestimmt waren, unfähig werden. Was mich betrifft, so muß ich gestehen, ich habe nie eine besondre Achtung für die Sekte jener Philosophen haben können, die so sehr auf eine völlige Gleichgültigkeit und Befreyung von allen Leidenschaften drangen. Es scheint mir ein sehr widersprechendes Ding, daß ein Mensch, um zur Gemüthsruhe zu gelangen, sich von aller Menschlichkeit entkleiden, und die innern Grundquellen der Handlung darum verstopfen soll, weil es möglich ist, daß sie böse Wirkungen hervorbringen. Ich bin 2c.

T. B.

Z.

Zweyhundert drey und vierzigstes Stück. (409)

Von der Feinheit des Geschmacks.

— Musaeo contingere cuncta lepore.

LUCRET.

Gratian preist oft den feinen Geschmack, als die Haupteigenschaft eines vollkommnen Weltmannes. Da dieß Wort sehr oft in Gesellschaften vorkömmt, so will ich mich bemühen, es zu erklären, und Regeln zu geben, wie wir wissen können, ob wir ihn besitzen, und wie wir zu den feinen Geschmack in Schriften, wovon in der polirten Welt so viel geredet wird, gelangen können.

Fast in allen Sprachen bedient man sich dieser Metapher, um dasjenige Vermögen der Seele anzudeuten, welches die versteckteften Fehler und feinsten Vollkommenheiten in Schriften alle bemerkt und unterscheidet. Gewiß würde diese Metapher

tapher nicht in allen Sprachen so gewöhnlich seyn, gäbe es nicht eine sehr große Gleichförmigkeit zwischen dem geistigen Geschmack, welcher der Inhalt dieses Blattes ist, und dem sinnlichen, welcher uns ein Gefühl von der Beschaffenheit jedes Dinges gibt, das auf unsern Gaumen wirkt. Dem gemäß finden wir, daß es in dem intellektuellen Vermögen eben so viele Grade der Verfeinerung gibt, als in dem Sinn, welcher einerley Nahmen mit ihm führt.

Ich habe einen Mann gekannt, welcher die letztere Art des Geschmacks in einem so hohen Grade von Vollkommenheit besaß, daß er zehn verschiedne Arten von Thee hinter einander kosten, und jedes Mahl, ohne die Farbe desselben zu sehen, die besondre Sorte, von welcher man ihm vorsetzte, unterscheiden konnte; und nicht nur das, sondern sogar zwey Sorten, die man zu gleichen Theilen vermischt hatte; ja, er trieb das Experiment so weit, daß er, als man ihm eine Komposition von drey verschiednen Sorten zu kosten gab, jede derselben anzugeben wußte. Eben so wird ein Mensch von einem feinen Geschmack in den schönen Wissenschaften nicht nur die allgemeinen Schönheiten und Unvollkommenheiten eines Schriftstellers bemerken, sondern auch die

eigne Art zu denken und sich auszudrücken, wodurch er sich von allen andern Schriftstellern unterscheidet, nebst den verschiednen fremden Beymischungen von Gedanken und Sprache, und welchen besondern Schriftstellern sie abgeborgt sind, entdecken.

Nachdem ich solcher Gestalt erklärt habe, was man gemeiniglich unter einem feinen Geschmack in Schriften versteht, und die Angemessenheit der Metapher, deren man sich in diesem Ausdruck bedient, gezeigt habe, so werde ich ihn, dünkt mich, ganz richtig definiren, wenn ich ihn dasjenige Vermögen der Seele nenne, welches die Schönheiten eines Schriftstellers mit Vergnügen, und die Unvollkommenheiten desselben mit Mißvergnügen bemerkt. Will jemand wissen, ob er dieß Vermögen besitzt, so lese er die berühmten Werke des Alterthums, welche die Probe so vieler verschiedenen Jahrhunderte und Länder ausgehalten haben, oder diejenigen Werke unter den Neuern, die von dem aufgeklärteren Theil unsrer Zeitgenossen mit dem Stempel des Beyfalls bezeichnet sind. Empfindet er beym Lesen solcher Schriften kein außerordentliches Vergnügen, oder bleibt er bey den bewundertsten Stellen derselben kalt und gleich-

gleichgültig, so kann er sicher schließen, nicht, (wie bey geschmacklosen Lesern nur zu gewöhnlich ist) daß es dem Schriftsteller an den Vollkommenheiten fehlt, die man an ihm bewundert; sondern vielmehr, daß es ihm selbst an dem Vermögen fehlt, sie zu empfinden.

Hiernächst sollte er sehr sorgfältig darauf Acht haben, ob er die unterscheidenden Vollkommenheiten, oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, die *specifischen* Eigenschaften des Schriftstellers, den er liest, bemerkt; ob ihm *Livius* besonders wegen seiner Manier in *Erzählung* einer Begebenheit gefällt; Sallustius wegen des Scharfsinns, womit er in die innern Grundquellen der Handlung eindringt, die aus den Charaktern und Sitten der Personen, die er schildert, entspringen; oder Tacitus wegen der Kunst, die äußern Bewegungsgründe von Sicherheit und Interesse zu entwickeln und darzustellen, wodurch die ganze Reihe von Begebenheiten, die er erzählt, zuwege gebracht wird.

Er merke ferner auf den verschiednen Eindruck, welchen eben derselbe Gedanke auf ihn macht, wenn er von einem großen Schriftsteller, oder von einem alltäglichen Kopfe vorgetragen wird. Denn in der Wirkung, die ein Gedanke

in eines Cicero oder in eines gewöhnlichen Schriftstellers Sprache auf uns macht, ist ein eben so großer Unterschied, als in der Wirkung eines Gegenstandes, den man beym Sonnenlicht, oder beym Schein einer Lampe sieht.

Es ist sehr schwer, zur Erlangung eines solchen feinen Geschmacks gewisse Regeln vorzuschreiben. Das Vermögen muß uns in gewissem Grade angeboren seyn, und es geschieht sehr oft, daß es Leuten, welche andre Eigenschaften in großer Vollkommenheit besitzen, doch an dieser gänzlich fehlt. Einer der berühmtesten Mathematiker dieses Jahrhunderts hat mir versichert, das größte Vergnügen, daß er bey Lesung des Virgils empfunden, habe darin bestanden, die Reisen des Aeneas mit der Landkarte zu vergleichen; und eben so zweifle ich nicht, daß mancher neuere Kompilator der Geschichte, außer den erzählten Faktis, wenig Unterhaltendes in diesem göttlichen Dichter finden wird.

Ungeachtet uns nun aber dieß Vermögen gewisser Maßen angeboren seyn muß, so gibt es doch verschiedne Mittel es anzubauen und vollkommen zu machen, ohne welche es sehr unsicher, und seinem Besitzer von geringem Nutzen seyn wird. Das natürlichste Mittel zu diesem Ende

ist,

ist, daß man sich mit den Werken der schönsten Schriftsteller vertraut mache. Wer nur irgend Geschmack für das Schöne hat, entdeckt entweder immer neue Schönheiten, oder erhält doch stärkere Eindrücke von den Meisterzügen eines großen Schriftstellers, so oft er ihn liest; zu geschweigen, daß er sich natürlicher Weise dadurch an dieselbe Art zu denken und sich auszudrücken gewöhnt.

Umgang mit Leuten von feinem gebildeten *Genie ist auch ein Mittel*, unsern natürlichen Geschmack *zu verbessern*. Unmöglich kann ein Mann von den größten Talenten alles in seinem ganzen Umfange, und in allen seinem mannichfaltigen Lichte übersehen. Jeder macht, außer den allgemeinen Bemerkungen, die sich über einen Schriftsteller machen lassen, verschiedne besondre, die seiner eignen Art zu denken eigenthümlich sind; der Umgang wird uns also natürlicher Weise oft Winke geben, die wir nicht erwarteten, und uns der Einsichten und Bemerkungen Andrer, so gut als unsrer eignen, genießen lassen. Dieß ist der beste Grund, den ich für die Bemerkung anzuführen wüßte, daß Leute von großem Genie in eben derselben Schriftstellergattung selten einzeln aufstehen, sondern immer Haufenweise hervorkommen; wie zu Rom unter Augusts Regierung,

und in Griechenland um die Zeit des Sokrates. Ich glaube nicht, daß Korneille, Racine, Moliere, Boileau, la Fontaine, Brüyere, 2c. so gut geschrieben haben würden, als sie gethan haben, wenn sie nicht Freunde und Zeitgenossen gewesen wären.

Nicht weniger nothwendig ist es für einen, der sich einen feinen Geschmack zu bilden wünscht, daß er in den Schriften der besten Kunstrichter, sowohl unter Alten als Neuern, wohl bewandert sey. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß es Schriftsteller dieser Art gäbe, die, außer den mechanischen Regeln, worüber ein Mensch von sehr mittelmäßigem Geschmack dissertiren kann, in den innern Geist und die Seele der schönen Schreibart eindrängen, und uns die verschiednen Quellen des Vergnügens zeigten, das bey Lesung eines vortrefflichen Werks in uns entspringt. So ist es zwar in der Dichtkunst, zum Beyspiel, durchaus nothwendig, daß die Einheiten der Zeit, des Orts und der Handlung, nebst andern Punkten dieser Art gründlich erklärt und verstanden werden; allein es gibt dabey noch etwas, das viel wesentlicher zur Kunst gehört, etwas, das die Einbildungskraft erhebt und in Erstaunen setzt, und dem Leser eine Größe der Seele gibt, welche,

ausser dem Longin, wenige Kunstrichter in Betrachtung gezogen haben.

Unser jetzt herrschender Geschmack ist für Epigrammen, witzige Einfälle, erzwungene Pointen und Koncetti, die durchaus nichts, weder zur Besserung, noch zur Erweiterung der Seele des Lesers beytragen, und daher auch immer von den größten Schriftstellern, sowohl alten, als neuern, sorgfältig vermieden worden sind. Ich habe mich schon in verschiednen meiner Blätter bemüht, diesen Gothischen Geschmack, welcher unter uns eingerissen ist, zu verbannen. Ich unterhielt die Stadt eine ganze Woche lang mit einem Versuch über den Witz, worin ich verschiedne derjenigen falschen Arten desselben, die man in den verschiedenen Zeitaltern der Welt bewundert hat, bloßzustellen, und zugleich die Natur des wahren Witzes zu zeigen suchte. Hiernächst gab ich ein Beyspiel, mit welcher großen Gewalt eine natürliche Simplicität der Gedanken auf die Seele des Lesers wirkt, an solchen gemeinen Volksstücken, die sich sonst fast durch nichts, als diese einzige Eigenschaft empfehlen. Auf gleiche Weise zergliederte ich die Werke des größten Dichters, den unsre Nation, oder vielleicht irgend eine andre, hervorgebracht hat, und machte meine

Leser auf den größten Theil der vernünftigen und männlichen Schönheiten, die seinem göttlichen Werke einen so hohen Werth geben, aufmerksam. In meinem nächsten Blatte werde ich einen Versuch über die Vergnügungen der Einbildungskraft zu liefern anfangen, der, wenn er gleich eigentlich nur diesen Gegenstand umständlich betrachten wird, doch vielleicht dem Leser zugleich behülflich seyn kann, zu erkennen, was es eigentlich ist, das vielen Stellen der feinsten Schriftsteller, beides in Prosa und *in* Versen, ihre Schönheit gibt. Da ein Unternehmen dieser Art ganz neu ist, so zweifle ich nicht, daß man es mit billiger Nachsicht aufnehmen wird.

O.

Zwey=

Zweyhundert vier und vierzigstes Stück. (411)

Ueber die Vergnügungen der Einbildungskraft.

Avia Pieridum peragro loca nullius ante
Trita solo: iuvat integros accedere fonteis,
Atque haurire; —

LUCRET.

Unser Gesicht ist der vollkommenste und wonnevolleste unsrer Sinne. Es erfüllt die Seele mit der größten Mannichfaltigkeit der Ideen, unterhält sich mit seinen Gegenständen in der weitesten Entfernung, und dauert am längsten in seiner Thätigkeit aus, ohne durch den Genuß seiner Vergnügungen ermüdet oder gesättigt zu werden. Der Sinn des Gefühls kann uns freylich von Ausdehnung, Figur und allen andern Ideen, die durch die Augen in die Seele kommen, die Farben ausgenommen, einen Begriff geben, dabey

aber

aber ist er in seinen Operationen sehr begränzt und eingeschränkt, in Ansehung der Zahl, Größe und Entfernung seiner besondern Gegenstände. Unser Gesicht scheint dazu bestimmt, alle diese Mängel zu ersetzen, und läßt sich als eine zartere, feinere, ausgedehntere Art von Gefühl betrachten, das sich über eine unendliche Menge von Körpern ausbreitet, die größten Figuren umfasset, und einige der entferntesten Theile des Weltalls in unsren Berührungskreis herabbringt.

Dieser Sinn ist es, der die Einbildungskraft mit ihren Ideen versorgt; so daß ich unter den Vergnügungen der Einbildungskraft oder der Fantasie (ich werde mich bald des erstern, bald des letztern Ausdrucks bedienen) hier diejenigen verstehe, die von sichtbaren Gegenständen entspringen, es sey nun, daß wir dieselben wirklich vor Augen haben, oder ihre Ideen durch Gemählde, Statuen, Beschreibungen, oder ähnliche Hülfsmittel in uns hervorrufen. Wir können freylich kein einziges Bild in der Fantasie haben, welches nicht durch das Gesicht zuerst hineingekommen wäre; aber wir haben die Macht, diese Bilder, die wir einmahl empfangen haben, zu behalten, zu verändern, zusammenzusetzen, und sol-

solcher Gestalt die reizendsten und mannichfaltigsten Erscheinungen nach Belieben in der Einbildungskraft hervorzubringen, so daß, Kraft dieses Vermögens, ein Mensch in einem finstern Kerker fähig ist, sich mit Scenen und Landschaften zu unterhalten, die schöner sind, als alles, was die ganze Natur von dieser Art aufzuweisen hat.

Es gibt wenige Wörter in unsrer Sprache, die *in einem* schwankendern und unbestimmtern Sinne *gebraucht würden, als* die Wörter Fantasie und Einbildungskraft. Ich *hielt* es daher für nöthig, den Begriff dieser beiden Wörter, deren ich mich in dieser Abhandlung sehr oft bedienen werde, zu bestimmen und festzusetzen, damit der Leser sich von dem Gegenstande, den ich abhandeln werde, immer eine richtige Idee mache. Ich muß ihn also bitten, nie zu vergessen, daß ich unter den Vergnügungen der Einbildungskraft nur solche Vergnügungen verstehe, die ursprünglich aus dem Gesicht entspringen, und daß ich diese Vergnügungen in zwey Arten abtheile: zuerst nähmlich werde ich von den Grundvergnügungen oder den ersten Vergnügungen der Einbildungskraft handeln, die bloß von solchen Gegenständen entspringen, die wir wirklich

lich vor Augen haben; und dann von den zwey-
ten oder den untergeordneten Vergnügungen der
Einbildungskraft reden, welche uns die Ideen
sichtbarer Gegenstände gewähren, wenn die Ge-
genstände selbst uns nicht wirklich vor Augen
sind, sondern bloß ins Gedächtniß hervorgerufen,
oder zu angenehmen Erscheinungen solcher Dinge
formirt werden, die entweder abwesend oder er-
dichtet sind.

Die Vergnügungen der Einbildungskraft, in
ihrem ganzen Umfange genommen, sind nicht so
grob, als die Vergnügungen der Sinne, noch so
fein und lauter, als die Vergnügungen des Ver-
standes. Die letztern haben freylich einen größern
Werth, weil sie sich auf irgend eine neue Erkennt-
niß oder Vollkommenheit in der Seele des Men-
schen gründen; doch muß man gestehen, daß die
Vergnügungen der Einbildungskraft eben so groß
und entzückend sind, als sie. Eine schöne Aus-
sicht ergetzt die Seele eben so sehr, als eine De-
monstration; und eine Schilderung im Homer
hat mehr Leser entzückt, als ein Kapitel im Ari-
stoteles. Ueberdem haben die Vergnügungen
der Einbildungskraft noch den Vorzug vor den
Vergnügungen des Verstandes, daß sie uns näher
zur Hand liegen und leichter zu erlangen sind.

Man

Man darf nur das Auge öffnen, so fällt das Schauspiel hinein. Die Farben mahlen sich selbst in die Fantasie, ohne daß es dazu besonderer Anstrengung des Gedankens oder Aufmerksamkeit der Seele des Betrachters bedarf. Wir werden, ohne zu wissen wie, durch die Symmetrie irgend eines Dinges, das wir sehen, frappirt, und fühlen augenblicklich ein Wohlgefallen an der Schönheit eines Gegenstandes, ohne erst die besondern Ursachen und Veranlassungen derselben zu untersuchen.

Ein Mensch von gebildeter und verfeinerter Einbildungskraft hat Empfänglichkeit für unzählige Vergnügungen, deren der gemeine Haufen nicht fähig ist. Er kann sich mit einem Gemählde unterhalten, und findet in einer Statue einen angenehmen Gesellschafter. Er empfängt eine geheime Erquickung von seiner poetischen Schilderung, und empfindet oft größere Freude an einer Aussicht auf Felder und Wiesen, als ein andrer im Besitz derselben. Sie gibt ihm, in Wahrheit, eine Art von Eigenthum an allem, was er sieht, und macht selbst die rohesten, wildesten Theile der Natur seinem Vergnügen dienstbar: so daß er die Welt gleichsam in einem andern Lichte betrachtet, und unzählige Schönheiten und Reize

in ihr entdeckt, welche sich vor den Augen des großen Haufens verstecken.

Es gibt freylich nur wenige Menschen, welche wissen, wie man müssig, und doch unschuldig seyn, oder einen Geschmack an Vergnügungen finden könne, die nicht strafbar sind; jeden ihrer Zeitvertreibe machen sie sich auf Kosten irgend einer Tugend, und ihren ersten Schritt aus Geschäften thun sie in Laster oder Thorheit. Man sollte sich daher bemühen, die Sphäre seiner Vergnügungen so weit, als möglich, zu machen, damit man sich ohne Gefahr ihnen überlassen, und eine solche Erhohlung in ihnen finden könne, deren ein Weiser sich nicht schämen darf. Von dieser Art nun sind die Vergnügungen der Einbildungskraft, die keine so große Anstrengung der Seele erfodern, als zu unsern ernsthaftern Geschäften nothwendig ist, und doch zugleich die Seele nicht in die Nachlässigkeit und Erschlaffung versinken lassen, welche unsre sinnlichern Vergnügungen zu begleiten pflegen, sondern, gleich einer gelinden Bewegung für die Seelenkräfte, sie aus Trägheit und Unthätigkeit wecken, ohne ihnen große Arbeit oder Schwierigkeit zu machen.

Man kann hier noch hinzufügen, daß die Vergnügungen der Einbildungskraft der Gesundheit

zuträglicher sind, als die Vergnügungen des Verstandes, die durch mühsames Nachdenken hervorgebracht werden, und mit einer gar zu starken Anstrengung des Gehirns verknüpft sind. Angenehme Scenen, es sey in der Natur, in der Mahlerey, oder in der Poesie, haben einen wohlthätigen Einfluß auf den Körper so wohl, als auf die Seele, und dienen nicht nur, die Einbildungskraft zu erheitern und zu beleben, sondern sind auch sehr geschickt, Gram und Melancholie zu zerstreuen, und die Lebensgeister in eine annehmliche ergetzende Bewegung zu setzen. Aus diesem Grunde hat Bakon, in seinem Traktat über die Gesundheit, es für dienlich gefunden, seinem Leser ein Gedicht, oder eine schöne Aussicht zu verordnen, da er ihm hingegen alle verwickelte und subtile Untersuchungen widerräth, und ihm solche Studien anpreiset, welche die Seele mit glänzenden und erhabnen Gegenständen erfüllen, als Geschichten, Fabeln und Betrachtungen der Natur.

Ich habe in diesem Blatte, als einer Art von Einleitung, den Begriff derjenigen Vergnügungen der Einbildungskraft festgesetzt, die der Gegenstand meines Unternehmens sind, und

durch verschiedne Betrachtungen meinen Lesern diese Vergnügungen zu empfehlen gesucht. Im folgenden Stücke werde ich die verschiednen Quellen untersuchen, woraus diese Vergnügungen entspringen.

O.

Zweyhundert fünf und vierzigstes Stück. (412)

Fortsetzung des Vorigen.

— Divisum sic breve fiet opus.

MART.

Ich betrachte nun zuerst diejenigen Vergnügungen der Einbildungskraft, welche die wirkliche Betrachtung äußerer Gegenstände uns gewährt: und diese, dünkt mich, entspringen alle aus dem Anblick dessen, was Groß, Ungewöhnlich, oder Schön ist. Ein Gegenstand kann freylich etwas so Fürchterliches oder Widerliches an sich haben,

haben, daß das Grauen oder der Ekel, den er erregt, das Vergnügen, welches aus seiner Größe, Neuheit oder Schönheit entspringt, überwiegt; aber immer wird doch ein gewisses Vergnügen selbst mit dem Widerwillen, den er in uns erweckt, vermischt seyn, je nachdem eine von diesen drey Eigenschaften besonders sichtbar herrschend an ihm ist.

Unter Größe verstehe ich nicht nur die körperliche Größe irgend eines einzelnen Gegenstandes, sondern den weiten Umfang eines ganzen Anblicks, als ein einziges Stück betrachtet. Dergleichen sind die Aussichten über eine offene Landschaft, eine weit ausgedehnte unangebaute Wildniß von ungeheuren, über einander gethürmten Gebirgen, steilen Felsen und Abgründen, oder eine unabsehliche Wasserfläche; wo uns nicht die Neuheit oder Schönheit des Anblicks, sondern die rohe Größe und Pracht frappirt, die sich in vielen dieser erstaunlichen Werke der Natur offenbart. Unsre Einbildungskraft liebt Gegenstände, die sie ganz ausfüllen, hascht nach allem, was zu groß ist, als daß sie es umfassen könnte. Wir gerathen in eine angenehme Art von Erstaunen bey solchen unbegränzten Aussichten, und fühlen eine wonnevolle Stille und Betäubung in der

Seele bey der Wahrnehmung derselben. Der menschliche Geist hasset von Natur alles, was einem Zwange ähnlich sieht, und glaubt sich gewissermaßen gefesselt und eingesperrt, wenn sein Gesicht in einen engen Umfang beschränkt, und von allen Seiten durch nahe Mauren oder Berge verkürzt wird. Ein weit ausgedehnter Horizont hingegen ist ein Bild der Freyheit, wo das Auge Raum hat, umherzuschwärmen, durch die Unermeßlichkeit seiner Aussichten auf und nieder zu wandern, und sich unter der Mannichfaltigkeit von Gegenständen, die sich seiner Betrachtung darbiethen, zu verliehren. Solche weit ausgedehnte und unbegränzte Prospekte sind der Fantasie eben so angenehm, als die Betrachtung der Ewigkeit oder des Unendlichen dem Verstande. Ist aber noch Schönheit oder Ungewöhnlichkeit mit dieser Größe verbunden, als in einem stürmischen Ocean, einem mit Gestirnen und Meteoren gezierten Himmel, oder einer großen mit Flüssen, Wäldern, Felsen und Wiesen angefüllten Landschaft, dann steigt unser Vergnügen noch höher, weil es aus mehr als einem Grunde allein entspringt.

Alles, was neu oder ungewöhnlich ist, erregt ein Vergnügen in der Einbildungskraft, weil

die Seele in ein angenehmes Erstaunen versetzt, ihre Neugier befriedigt, und ihr eine Idee gibt, die sie vorher nicht hatte. In der That müssen wir uns so oft mit einerley Art von Gegenständen abgeben, werden des immer wiederhohlten Anschauens derselben Dinge so müde, daß alles Neue oder Ungewöhnliche ein wenig dazu beyträgt, das menschliche Leben mannichfaltiger zu machen, und uns auf eine Zeitlang durch das Seltsame seiner Erscheinung zu zerstreuen; es dient uns zu einer Art von Erhohlung und Erquickung, und tilgt die Sattigkeit, worüber wir bey unsern gewöhnlichen Unterhaltungen so gern klagen. Dieß ist es, was einem Ungeheuer und einer Mißgeburt Reize gibt, und uns selbst die Unvollkommenheiten der Natur angenehm macht. Dieß ist es, was die Abwechselung empfiehlt, wo man die Seele mit jedem Augenblick auf etwas Neues abruft, und der Aufmerksamkeit nicht erlaubt, sich zu lange bey irgend einem besondern Gegenstande zu verweilen und zu ermüden. Dieß ist es ferner, was das Große oder Schöne noch erhöhet, und wodurch es der Seele eine doppelte Unterhaltung gewährt. Haine, Gefilde und Wiesen betrachten wir zu jeder Zeit des Jahres mit Vergnügen, nie aber so sehr als im Anfange des Früh-

lings, da sie noch ganz neu und frisch sind, schimmernd in ihrem ersten Jugendglanz, und dem Auge noch nicht zu gewöhnt und vertraut mit ihm. Aus diesem Grunde belebt nichts eine Aussicht mehr, als Flüsse, Springbrunnen, oder Wasserfälle, wo die Scene sich beständig verändert, und das Gesicht in jedem Augenblick mit etwas Neuem unterhält. Wie bald werden wir nicht müde, Hügel und Thäler zu betrachten, wo alles fest und unverändert an demselben Ort und in derselben Stellung bleibt! dahingegen unsre Gedanken gleich in Bewegung gesetzt und gestärkt werden, beym Anblick solcher Gegenstände, die immer in Bewegung sind, und unter dem Auge des Betrachtenden hinweggleiten.

Nichts aber findet seinen Weg so geradezu in die Seele, als die Schönheit, welche unmittelbar ein geheimes Vergnügen und Wohlgefallen durch die Einbildungskraft ergießt, und allem, was groß oder ungewöhnlich ist, erst seine letzte Vollendung gibt. Gleich die erste Bemerkung derselben erregt eine innere Freude in der Seele, und verbreitet Heiterkeit und Wonne durch alle ihre Kräfte. Vielleicht besitzt das eine Stück Materie nicht mehr reelle Schönheit oder Häßlichkeit, als das andre, weil wir hätten so ge-

macht werden können, daß das, was uns jetzt widerlich scheint, uns annehmlich vorgekommen wäre; aber aus der Erfahrung wissen wir, daß es verschiedne Modifikationen der Materie gibt, welche die Seele, ohne alle vorhergegangene Ueberlegung, beym ersten Blick für schön oder häßlich erklärt. So sehen wir, daß jede verschiedne Gattung empfindender Geschöpfe ihre verschiednen Begriffe von Schönheit hat, und daß jede am stärksten durch die Schönheiten ihrer eignen Art gerührt wird. Dieß ist nirgend sichtbarer, als bey Vögeln von derselben Gestalt und Proportion, wo wir oft finden, daß das Männchen in seiner Liebe durch nichts als die bloße Farbe einer Feder determinirt wird, und nirgend Reize findet, als in dem eigenthümlichen Kolorit seiner Gattung;

Scit thalamo servare fidem, sanctasque veretur
Connubii leges; non illum in pectore candor
Sollicitat niveus; neque pravum accendit amorem
Splendida lanugo, vel honesta in vertice crista,
Purpureusve nitor pennarum; ast agmina late
Faeminea explorat cautus, maculasque requirit
Cognatas, paribusque interlita corpora guttis:
Ni faceret, pictis silvam circum undique monstris

 Con-

Confusam aspiceres vulgo, partusque biformes,
Et genus ambiguum, et Veneris monumenta nefandae.
Hinc merula in nigro se oblectat nigra marito,
Hinc socium lasciva petit Philomela canorum,
Agnoscitque pares sonitus; hinc Noctua tetram
Canitiem alarum et glaucos miratur ocellos.
Nempe sibi semper constat, crescitque quotannis
Lucida progenies, castos confessa parentes;
Dum virides inter saltus lucosque sonoros
Vere novo exsultat, plumasque decora iuventus
Explicat ad solem, patriisque coloribus ardet.

Er bewahret dem Hochzeitbett die gelobete Treue
Unverbrüchlich, und ehrt die heiligen Ehegesetze:
Keine weiße Brust versucht ihn, kein glänzender weicher
Flaum entzündet in ihm ein sträfliches Feuer; ihn blendet
Keine gekrönete Scheitel und kein Gefieder von Purpur.
Sorgsam schweift er umher durch die weiblichen Schaaren, verwandte
Flecken, und Leiber zu spähn mit gleichen Tropfen besprenget.

Thät'

Thät' er es nicht, so sähst du gar bald den entarteten Lustwald
Mit buntscheckigen Mißgeburten und Doppelgestalten
Angefüllt, den Zeugen unnatürlicher Liebe.

Daher gefällt der schwärzlichen Amsel der schwärzliche Gatte;
Daher locket die Nachtigall brünstig den Sänger des Waldes
Und erkennt ihn am Gleichlaut; daher bewundert die Eule
Großer Augen Meergrün und Federn von schmuzigem Aschgrau.
So bleibt immer das Folgegeschlecht sich gleich und vermehrt sich
Jährlich und bekennt die keuschen Sitten der Aeltern,
Wann, vom fröhlichen Lenze beseelt, auf blühenden Hecken
Und im harmonischen Hain die liebliche Jugend die Flügel
An der Sonne spreizt und in Farben der Väter einherhüpft.

Es gibt eine zweyte Art von Schönheit, die wir in den verschiednen Produkten der Kunst und Natur finden, welche nicht mit der Wärme und Gewalt

Gewalt auf die Einbildungskraft wirkt, als die Schönheit, die sich an unsrer eignen Gattung zeigt, aber doch auch ein geheimes Vergnügen und eine Art von Liebe zu den Oertern oder Gegenständen in uns erregt, an welchen wir sie gewahr werden. Diese besteht entweder in der Lebhaftigkeit oder Mannichfaltigkeit der Farben, in der Symmetrie und Proportion der Theile, in der Anordnung und Vertheilung der Körper, oder in einer gehörigen Vermischung und Zusammenstimmung aller dieser Dinge. Unter diesen verschiednen Arten von Schönheit findet das Auge sein größtes Vergnügen an den Farben. Nirgend finden wir ein herrlicheres oder angenehmeres Schauspiel in der Natur, als das, welches sich beym Aufgange und Untergange der Sonne am Himmel zeigt, und welches gänzlich aus den verschiednen Farben besteht, die durch das Brechen der Lichtstrahlen in Wolken von verschiedner Stellung entspringen. Dieß ist der Grund, warum die Dichter, die sich immer an die Einbildungskraft wenden, ihre Beywörter mehr von Farben, als von irgend einer andern Materie entlehnen.

Wie die Fantasie sich an allem, was groß, außerordentlich oder schön ist, ergetzt, und zwar

immer mehr, je mehr sie von diesen Vollkommenheiten in demselben Gegenstande findet, so kann dieß Vergnügen noch mehr erhöhet werden, wenn noch ein anderer Sinn dem Gesichte zu Hülfe kömmt. So wird durch einen fortdaurenden Schall, wie die Musik der Vögel, oder das Geräusch eines Wasserfalls, die Seele des Betrachtenden beständig geweckt, und auf die verschiednen Schönheiten des vor ihm liegenden Orts aufmerksamer gemacht. So wird auch durch liebliche Düfte und Wohlgerüche das Vergnügen der Einbildungskraft erhöhet, und selbst das Grün und die Farben der Landschaft werden dadurch noch reizender; denn die Ideen beider Sinne empfehlen einander gegenseitig, und sind angenehmer, wenn sie zusammen, als wenn sie für sich allein in die Seele kommen: so wie die verschiednen Farben eines Gemähldes, wenn sie wohl vertheilt und geordnet sind, einander heben, und durch ihre vortheilhafte Anordnung eine neue Schönheit erhalten.

O.

Zwey=

Zweyhundert sechs und vierzigstes Stück. (413)

Fortsetzung des Vorigen.

— Causa latet, vis est notissima —

Ovid.

Wiewohl wir im vorigen Stücke gesehen haben, wie alles, was groß, neu oder schön ist, Vergnügen in der Einbildungskraft erregt; so müssen wir doch gestehen, daß es unmöglich ist, die nothwendige Ursache dieses Vergnügens anzugeben, weil wir weder die Natur einer Idee, noch die Substanz einer menschlichen Seele kennen, wodurch wir entdecken könnten, warum jene dieser angemessen und angenehm, oder zuwider und unangenehm seyn müsse. Alles demnach, was wir, bey dem Mangel einer solchen Einsicht, in Spekulationen dieser Art thun können, ist, daß wir nachdenken, welche Operationen der Seele uns am angenehmsten sind, und das, was der Einbil-

bildungskraft Vergnügen oder Mißvergnügen macht, in seine besondre Klassen ordnen, ohne daß wir die verschiednen nothwendigen und zureichenden Ursachen, woraus dieß Vergnügen oder Mißvergnügen entspringt, auszuforschen im Stande sind.

Endursachen sind nicht so versteckt und schwer zu entdecken, weil ihrer oft eine größere Mannichfaltigkeit ist, die zu einer und eben derselben Wirkung gehören; und sind gleich diese nicht völlig eben so befriedigend, so sind sie doch insgemein weit nützlicher, als jene, da sie uns mehr Anlaß geben, die Güte und Weisheit des ersten Anordners derselben zu bewundern.

Eine von den Endursachen unsers Vergnügens an allem, was groß ist, mag folgende seyn. Der Urheber unsers Wesens hat die Seele des Menschen so gebildet, daß nichts, als er selbst, ihre letzte, wahre, völlig befriedigende und angemessene Glückseligkeit seyn kann. Weil also ein großer Theil unsrer Glückseligkeit aus der Betrachtung seines Wesens entstehen muß, so hat er, um unsern Seelen einen richtigen Geschmack an einer solchen Betrachtung zu geben, sie so eingerichtet, daß sie in der Wahrnehmung dessen, was groß und unbegränzt ist, ein natürliches Vergnü-

gnügen finden. Unsre Bewunderung, eine sehr angenehme Gemüthsbewegung, wird augenblicklich rege bey der Betrachtung eines Gegenstandes, der einen großen Raum in der Fantasie einnimmt, und steigt daher auf den höchsten Grad des Erstaunens und der Anbethung, wenn wir die Natur dessen betrachten, den weder Zeit noch Ort beschränken, und den die größte Fassungskraft eines erschaffenen Wesens nicht zu begreifen vermag.

An die Idee alles dessen, was neu oder ungewöhnlich ist, hat er ein geheimes Vergnügen geknüpft, um uns in dem Streben nach Erkenntniß aufzumuntern, und uns anzutreiben, in den Wundern seiner Schöpfung zu forschen; denn jede neue Idee führt ein Vergnügen mit sich, das alle Mühe belohnt, die uns ihre Erwerbung gekostet hat, und uns folglich zum Bewegungsgrunde wird, auf neue Entdeckungen auszugehen.

Alles, was in unsrer eignen Gattung schön ist, hat er darum so angenehm gemacht, damit alle Geschöpfe gereizt würden, ihr Geschlecht fortzupflanzen, und die Welt mit Bewohnern zu erfüllen; denn es ist sehr merkwürdig, daß, wenn der Natur durch Hervorbringung

einer Mißgeburt (der Wirkung einer unnatürlichen Vermischung) zuwider gehandelt wird, diese Brut unfähig ist, ihres Gleichen fortzupflanzen, und eine neue Klasse von Geschöpfen zu stiften; daß also, wenn nicht alle lebendigen Wesen durch die Schönheit ihrer eignen Gattung angelockt würden, die Generation bald ein Ende nehmen, und die Erde sich entvölkern würde.

Endlich hat er auch das, was an allen andern Gegenständen schön ist, angenehm gemacht, oder vielmehr, er hat gemacht, daß so viele andre Gegenstände uns schön vorkommen, damit die ganze Schöpfung desto reizender, anmuthiger und wonnevoller für uns seyn möchte. Fast jedem Dinge um uns her hat er die Macht gegeben, eine angenehme Idee in der Einbildungskraft zu erregen: so daß es uns unmöglich ist, seine Werke mit Kälte oder Gleichgültigkeit zu betrachten, und so viele Schönheiten anzuschauen, ohne ein inneres Vergnügen und Wohlgefallen zu empfinden. Die Dinge würden nur eine armselige Figur für das Auge machen, wenn wir sie bloß in ihren wahren Gestalten und Bewegungen sähen: und welchen Grund können wir wohl angeben, warum sie eine solche Menge von Ideen in uns erregen, die von allem, was

in den Gegenständen selbst existirt, so ganz verschieden sind, (denn das sind Licht und Farben) wenn es nicht deswegen ist, um der Welt noch überzählige Zierathen zu ertheilen, und sie der Einbildungskraft angenehmer zu machen? Allenthalben werden wir durch reizende Schauspiele und Erscheinungen unterhalten, wir entdecken eine eingebildete Pracht am Himmel und auf der Erde, und sehen etwas von dieser Scheinschönheit über die ganze Schöpfung ausgegossen. Aber was für ein rohes, unansehnliches Gerippe der Natur würden wir erblicken, wenn ihr ganzes Kolorit verbliche, und alle die Mischungen und Vertheilungen von Licht und Schatten verschwänden! Kurz, unsre Seelen irren gegenwärtig angenehm verlohren in einem Labyrinthe entzückender Täuschungen, und wir wandern auf Erden umher, gleich dem bezauberten Helden in einem Rittermährchen, der nichts, als schöne Schlösser, Wälder und Wiesen erblickt, und zu gleicher Zeit das Gezwitscher der Vögel und das Rieseln der Bäche hört; aber nicht so bald nimmt der geheime Zauber sein Ende, als die fantastische Scene verschwindet, und der trostlose Ritter sich auf einer unfruchtbaren Heide, oder in einer öden Wildniß befindet. Es ist nicht unwahrscheinlich,

lich, daß die Seele, nach ihrer ersten Trennung vom Körper, sich, in Ansehung der Bilder, die sie von der Materie erhalten wird, in einem ähnlichen Zustande befinden werde; wiewohl freylich die Ideen von Farben so angenehm und schön für die Einbildungskraft sind, daß es möglich ist, daß die Seele derselben nicht beraubt werden wird, und daß sie vielleicht durch irgend eine andre wirkende Ursache, wie jetzt durch die verschiednen Eindrücke der feinen Lichtmaterie auf das Gesichtsorgan, in ihr erregt werden mögen.

Ich habe hier vorausgesetzt, daß meinem Leser die große Entdeckung unsrer Zeiten, die jetzt von allen Naturforschern allgemein angenommen wird, bekannt sey: daß nähmlich Licht und Farben, wie sie von der Einbildungskraft wahrgenommen werden, nur Ideen der Seele, nicht aber wirkliche in der Materie existirende Eigenschaften sind. Da dieß eine Wahrheit ist, die von vielen neuern Philosophen unwiderleglich bewiesen worden, und in der That unter die feinsten Spekulationen in dieser Wissenschaft gehört, so kann der Leser, wenn er die Sache umständlicher erklärt und ausgeführt

zu sehen wünscht, nur das achte Kapitel im zweyten Buch des Lockischen Versuchs über den menschlichen Verstand nachlesen.

O.

Zweyhundert sieben und vierzigstes Stück. (414)

Fortsetzung des Vorigen.

— Alterius sic
Altera poscit opem res, et coniurat amice.

Hor.

Vergleichen wir die Werke der Natur und der Kunst, in so fern sie die Einbildungskraft zu vergnügen geschickt sind, so werden wir die letztern, in Vergleichung der erstern, sehr mangelhaft finden; denn ungeachtet sie uns zuweilen schön oder außerordentlich vorkommen mögen, so können sie doch nie etwas von der Größe und Unermeßlichkeit an sich haben, die der Seele des Be-

Betrachtenden ein so hohes Vergnügen gewähren. Sie können vielleicht eben so fein und zierlich seyn, als jene, aber nie so erhaben und prächtig in der ganzen Anlage. In den rohen und nachlässigen Zügen der Natur ist etwas kühneres und meisterhafteres, als in den feinen Pinselstrichen und Verzierungen der Kunst. Die Schönheiten des prächtigsten Gartens oder Pallasts liegen in einem engen Bezirk, die Einbildungskraft durchläuft und überschaut sie gleich, und fodert zu ihrer Befriedigung etwas anderes; in den weiten Gefilden der Natur aber wandert das Auge auf und nieder, ohne Schranken, und weidet sich an einer unendlichen Mannichfaltigkeit von Bildern, ohne Maß oder Zahl. Daher lieben die Dichter immer das Landleben, wo die Natur sich in ihrer größten Vollkommenheit zeigt, und alle die Scenen veranstaltet, welche die Einbildungskraft zu ergetzen am geschicktesten sind.

Scriptorum chorus omnis amat nemus, et fugit Urbes.

HOR.

Alles Dichtervolk liebet die Wälder und fliehet die Städte.

Hic secura quies, et nescia fallere vita,
Dives opum variarum; hic latis otia fundis
Speluncae, vivique lacus; hic frigida Tempe,
Mugitusque boum, mollesque sub arbore somni.

VIRG.

Hier ist die sicherste Ruhestatt, unbefangenes Leben,
Mannichfaltiger Reichthum; hier friedselige Grotten
Auf der weiten Saatflur, und Seen: hier ist ein Tempe:
Brüllende Rinder, ein leichter Schlaf, ein schattiger Ahorn.

Ungeachtet aber verschiedne dieser wilden Scenen uns ein weit größeres Vergnügen gewähren, als alle Vorstellungen der Kunst; so finden wir doch die Werke der Natur immer um desto angenehmer, je mehr sie den Werken der Kunst gleichen: denn in diesem Fall entspringt unser Vergnügen aus einer doppelten Quelle; aus der Annehmlichkeit der Gegenstände für das Auge, und aus ihrer Aehnlichkeit mit andern Gegenständen: wir finden ein Vergnügen so wohl an Vergleichung ihrer Schönheiten, als an Betrachtung derselben, und können sie unsrer Seele entweder als Kopien, oder als Originale vorstellen.

stellen. Daher ergetzen wir uns an einer wohl geordneten Aussicht, in welcher Felder und Wiesen, Wälder und Flüsse mit einander abwechseln; an den zufälligen Landschaften von Bäumen, Wolken und Städten, die man zuweilen in den Adern eines Stücks Marmor findet; an dem sonderbaren Schnitzwerk an Felsen und Grotten; mit einem Wort, an allem, was eine solche Mannichfaltigkeit oder Regelmäßigkeit zeigt, die in diesen *so genannten* Werken des Ungefährs die Wirkung *einer besondern Absicht* zu seyn scheint.

Gibt es also den Produkten der Natur einen größern Werth, wenn sie den Produkten der Kunst mehr oder weniger ähnlich sehen, so können wir versichert seyn, daß Werke der Kunst einen noch viel größern Vorzug durch ihre Aehnlichkeit mit den Werken der Natur erhalten, weil hier nicht nur die Aehnlichkeit angenehm, sondern auch das Muster vollkommner ist. Die schönste Landschaft, die ich je gesehen habe, war eine, die sich auf der Wand eines finstern Zimmers abzeichnete, welches auf der einen Seite einem schiffbaren Strom, und auf der andern einem Park gegen über stand. Das Experiment ist in der Optik sehr gemein. Hier sah man die Wellen und schwankenden Bewegungen des Wassers

in starken und wahren Farben, mit der Abbildung eines Schiffs, welches an dem einen Ende herein- kam, und nach und nach durch das ganze Stück hindurch segelte. Auf der andern Seite sah man die grünen Schatten der Bäume, von Winde hin und her bewegt, und Heerden von Hirschen und Rehen, die an der Wand herumhüpften. Ich muß gestehen, daß vielleicht das Neue eines sol- chen Anblicks eine von den Ursachen ist, warum er der Einbildungskraft so viel Vergnügen macht; die Hauptursache aber ist gewiß seine genaue Aehn- lichkeit mit der Natur, da er nicht nur, gleich andern Gemählden, die Farbe und Figur dar- stellt, sondern auch die Bewegung der Dinge, die er abbildet.

Wir haben vorhin bemerkt, daß die Natur überhaupt etwas viel Größeres und Erhabneres hat, als wir in den Seltenheiten der Kunst an- treffen. Sehen wir diese daher einiger Maßen in Lebensgröße nachgeahmt, so gewährt uns das ein viel edleres und erhabneres Vergnügen, als wir bey den feineren und genauer ausgearbeite- ten Produkten der Kunst empfinden. Aus die- sem Grunde sind unsre Englischen Gärten nicht so unterhaltend für die Fantasie, als die Gärten

in Frankreich und Italien, wo man oft ein großes Stück Landes mit einem Gemisch von Garten und Wald bedeckt sieht, welches allenthalben eine künstliche Wildheit und Rohigkeit darstellt, die viel reizender ist, als die Nettigkeit und Eleganz, die wir in den unsrigen erblicken. Es möchte freylich wohl von übeln Folgen für das Publikum, und für Privatpersonen nicht sehr einträglich seyn, wenn in manchen Gegenden eines Landes, das so wohl bevölkert und so ungleich vortheilhafter angebaut ist, ein so großer Theil des Bodens den Viehweiden und dem Pfluge entzogen würde; allein warum ließe sich nicht ein ganzes Landgut, durch Anpflanzungen, die dem Eigenthümer so viel Nutzen als Vergnügen bringen würden, in eine Art von Garten verwandeln. Ein Sumpf mit Weiden bewachsen, oder ein Berg mit Eichen beschattet, sind nicht nur schöner, sondern auch einträglicher, als wenn man sie öde und ungeschmückt liegen läßt. Kornfelder machen einen angenehmen Prospekt, und wendete man auf die zwischen ihnen liegenden Gänge ein wenig Sorgfalt, hülfe man dem natürlichen Stickwerk der Wiesen durch einen kleinen Zusatz von Kunst fort, und verschönerte man die verschiednen Reihen von Hecken durch Bäume und Bluhmen, die der Boden zu tragen

fähig wäre, so könnte man sich eine sehr hübsche Landschaft aus seinen Besitzungen machen.

Die Reisebeschreiber, welche uns Nachrichten von Sina geben, erzählen, daß die Einwohner dieses Landes sich über unsre Europäischen Pflanzungen, die nach Schnur und Winkelmaß angelegt werden, sehr aufhalten; denn, sagen sie, Bäume in gerade Reihen und gleichförmige Figuren stellen, das kann Jeder. Sie bemühen sich vielmehr, selbst in Werken dieser Art, Genie zu zeigen, und verstecken daher immer die Kunst, nach welcher sie dabey zu Werke gehen. Sie haben, wie es scheint, ein Wort in ihrer Sprache, wodurch sie die besondre Schönheit einer Anpflanzung ausdrücken, welche solcher Gestalt die Einbildungskraft auf den ersten Blick frappirt, ohne zu entdecken, was es eigentlich ist, das eine so angenehme Wirkung thut. Unsre Brittischen Gärtner hingegen, statt der Natur nachzugehen, weichen vielmehr so sehr von ihr ab, als sie nur können. Unsre Bäume erheben sich in Kegeln, Kugeln und Pyramiden. Die Spuren der Schere sehen wir an jeder Pflanze und Staude. Ich weiß nicht, ob ich ein Sonderling in meinem Geschmack bin, aber ich muß gestehen, daß ich

lieber

lieber einen Baum in aller seiner schwelgerischen Wildheit von Aesten und Zweigen sehe, als wenn er solcher Gestalt in eine mathematische Figur gehackt und geschnitten ist; und ich kann nicht umhin, mich an dem Anblick eines Baumgartens in seiner Blüthe unendlich mehr zu ergetzen, als an allen den kleinen Labyrinthen des künstlichsten Parterre. Aber freylich, da unsre großen Kunstgärtner ihre Vorrathshäuser von Pflanzen haben, die sie gern an den Mann bringen wollen, so ist es sehr natürlich, daß sie alle die schönen Anpflanzungen von Fruchtbäumen ausreißen, und einen Plan erfinden, der ihrem Beutel am zuträglichsten ist, weil sie dabey ihr Immergrün und andre dergleichen bewegliche Pflanzen, womit ihre Laden im Ueberfluß versorgt sind, absetzen können.

O.

Zweyhundert acht und vierzigstes Stück. (415)

Fortsetzung des Vorigen.

Adde tot egregias urbes, operumque laborem.

VIRG.

Nachdem ich gezeigt, wie die Fantasie durch die Werke der Natur gerührt wird, und hernach beides die Werke der Natur und der Kunst, überhaupt genommen, betrachtet habe, wie sie in Hervorbringung solcher Scenen und Prospekte, welche am geschicktesten sind, die Seele des Betrachtenden zu ergetzen, einander gegenseitig behülflich sind und vollkommener machen; so will ich jetzt einige Betrachtungen über diejenige besondre Kunst anstellen, welche unmittelbarer, als jede andre, darauf abzielt, die ersten Vergnügungen oder die Grundvergnügungen der Einbildungskraft hervorzubringen, die bisher der Gegenstand dieser Abhandlung gewesen sind: ich meine

meine die Baukunst, die ich bloß in dem Lichte betrachten werde, worein unsre vorigen Bemerkungen sie gesetzt haben, ohne mich in die Regeln und Grundsätze einzulassen, welche die großen Meister der Baukunst festgesetzt, und in unzähligen Werken über diesen Gegenstand weitläuftig erklärt und ausgeführt haben.

Das Große, in den Werken der Baukunst, besteht entweder in dem Umfange und Körper des Gebäudes, oder in der *Manier*, worin es gebaut ist. In Ansehung des erstern haben die Alten, vornähmlich die Morgenländer, es den Neuern unendlich zuvorgethan.

Des Thurms von Babel nicht zu gedenken, von dem ein alter Schriftsteller sagt, man habe noch zu seiner Zeit die Grundlagen desselben gesehen, die einem großen Gebirge ähnlich gewesen, was konnte wohl größer und edler seyn, als die Mauern von Babylon, seine hangenden Gärten, und sein Tempel des Belus, der sich eine Englische Meile in acht Stockwerken, jedes ein Feldweges hoch, erhub, und auf dessen Gipfel sich das Babylonische Observatorium befand! Ich könnte hier auch des ungeheuren Felsen erwähnen, der in der Gestalt der Semiramis ausgehauen ward, und der kleinern Felsen, die in der

Gestalt zinsbarer Könige neben ihm lagen, des ungeheuren Beckens oder künstlichen Sees, welcher den ganzen Euphrat so lange aufnahm, bis ein neuer Kanal zu seiner Aufnahme gegraben war, nebst den verschiednen Gräben, wodurch dieser Strom geleitet ward. Ich weiß, daß es Leute gibt, die einige von diesen Wundern der Kunst für fabelhaft halten, finde aber nicht den geringsten Grund zu einem solchen Verdacht, es wäre denn, daß wir dergleichen Werke jetzt nicht haben. Jene Zeiten und *jener* Theil der Welt hatten wirklich viel größere Vortheile für die Baukunst, als man seitdem jemahls wieder gehabt hat. Die Erde war außerordentlich fruchtbar, die Menschen lebten meistentheils von der Viehzucht, welche viel weniger Hände erfodert, als der Ackerbau; es gab noch wenig Gewerbe, den arbeitenden Theil der Menschen zu beschäftigen, und noch weniger Künste und Wissenschaften, den spekulativen Köpfen etwas zu thun zu geben; und, was mehr als alles übrige ist, der Regent war unumschränkt, so daß er, wenn er in den Krieg ging, sich an die Spitze eines ganzen Volks stellte; wie, zum Beyspiel, Semiramis ihre drey Millionen ins Feld führte, und doch durch die Anzahl ihrer Feinde überwältigt ward.

ward. Kein Wunder also, daß sie, als sie Frieden hatte, und aufs Bauen verfiel, mit einer so ungeheuren Menge von Arbeitern so große Werke zu Stande bringen konnte; zu geschweigen, daß man in ihrem Klima nicht durch Frost und Winter unterbrochen ward, welche unsre nördlichen Arbeiter immer auf ein halbes Jahr lang unthätig machen. Unter diesen Vortheilen des Klima könnte ich auch anführen, was die Geschichtschreiber von der Erde sagen, daß sie nähmlich *ein Harz oder eine natürliche Art von Mörtel ausgeschwitzt habe*, ohne Zweifel dasselbe, von dem die heilige Schrift sagt, daß es zum Bau von Babel gebraucht worden: **sie nahmen Thon zu Kalk.**

In Aegypten sehen wir noch die alten Pyramiden dieses Volks, die mit den Beschreibungen, welche man von ihnen gemacht hat, übereinstimmen; und ich zweifle nicht, ein Reisender würde noch verschiedne Ueberbleibsel des Labyrinths finden können, welches eine ganze Provinz bedeckte, und in dessen verschiednen Quartieren und Abtheilungen hundert Tempel angebracht waren.

Die Sinesische Mauer ist auch eines von diesen Werken morgenländischer Größe, welches

selbst

selbst auf einer Weltkarte Figur macht, und dessen Beschreibung man auch für fabelhaft halten würde, wenn nicht die Mauer selbst noch vorhanden wäre.

Der Gottesfurcht verdanken wir die edelsten Gebäude, welche die verschiednen Länder der Welt geziert haben. Sie trieb die Menschen zur Arbeit an Tempeln und öffentlichen gottesdienstlichen Plätzen, nicht nur damit sie, durch die Pracht des Gebäudes, die Gottheit zur Bewohnung desselben einladen, sondern damit auch solche erstaunliche Werke die Seele großen Ideen öffnen, und sie zum Umgange mit der Gottheit des Orts geschickt machen möchten. Denn alles, was majestätisch ist, prägt dem Anschauenden Schauer und Ehrfurcht ein, und trifft mit der natürlichen Größe der Seele zusammen.

Hiernächst müssen wir auch die Größe der Manier in der Baukunst betrachten, die eine solche Gewalt auf die Einbildungskraft hat, daß ein kleines Gebäude, wo wir diese finden, höhere Ideen in der Seele erweckt, als ein zwanzigmahl größeres, wo die Manier gewöhnlich oder klein ist. So würde man vielleicht mehr erstaunt seyn über die majestätische Miene in einer der Statuen Alexanders von Lysippus,

wie-

wiewohl sie nur in Lebensgröße war, als über den Berg Athos, hätte man ihn, wie Phidias vorschlug, in die Figur des Helden ausgehauen, mit einem Fluß in der einen, und einer Stadt in der andern Hand.

Wer das Pantheon in Rom gesehen hat, erinnere sich der Gemüthsbewegung, worein er bey seinem ersten Eintritt in dasselbe versetzt ward, wie es seine Einbildungskraft mit etwas Großem und Erstaunlichem erfüllte, und bedenke dagegen, *wie wenig ihn, in Vergleichung*, das Innere einer Gothischen Kathedralkirche rührt, wenn sie gleich fünfmahl so groß ist, als jenes: welches in nichts anderm seinen Grund haben kann, als in der Größe der Manier in jenem, und der Kleinheit derselben in dieser.

Ich habe in einem Französischen Schriftsteller eine Bemerkung über diesen Gegenstand gelesen, die mir sehr gefallen hat. Sie steht in Herrn Freart's Vergleichung der alten und neueren Baukunst. Ich will sie mit denselben Kunstwörtern, deren er sich bedient hat, hersetzen. „Ich bemerke, sagt er, eine Sache, welche meiner Meinung nach, sehr merkwürdig ist. Woher kömmt es nähmlich, daß, in eben derselben Quantität von Fläche, die eine Manier uns groß und prächtig, die andre hin-

gegen klein, armselig und kindisch scheint? Der Grund ist sehr fein und außerordentlich. Ich sage also, um diese Größe der Manier in der Baukunst hervorzubringen, müssen wir dahin sehen, daß die Abtheilung der Hauptglieder der Ordnung nur aus wenigen Theilen bestehe, daß sie alle groß seyn und ein kühnes und volles Relievo und Hervorschwellen haben; und daß das Auge nichts Kleines und Unbedeutendes sehe, und also die Einbildungskraft durch das vor ihr stehende Werk desto nachdrücklicher frappirt und gerührt werde. Zum Beyspiel: *wenn in einem* Karnies die Gola oder das Cynatium der Korona, der Chaperon, die Modillons oder Dentelli, durch ihre zierlichen Projektionen einen edlen Anblick machen, wenn wir nichts von der gewöhnlichen Verwirrung wahrnehmen, die aus den kleinen Kavitäten, Quadranten, Astragalen, und ich weiß nicht wie vielen mehrern durch einander gemengten Kleinigkeiten entstehen, die in großen und massiven Werken gar keine Wirkung thun, und sehr unnützer Weise zum Nachtheil des Hauptgliedes angebracht werden: so wird gewiß diese Manier etwas Feyerliches und Großes haben; im Gegentheil aber wird man da nur eine kleine und armselige Wirkung hervorbringen, wo ein Ueberfluß von die-

diesen kleinern Zierathen ist, welche die Sehewinkel in eine solche Menge zusammengedrängter Strahlen zertheilen und zerstreuen, daß das Ganze nichts, als Verwirrung, zu seyn scheinen wird."

Unter allen Figuren in der Baukunst haben keine ein größeres Ansehen, als das Konkave und Konvexe, und in der ganzen alten und neuern Architektur, in den entlegensten Theilen von Sina sowohl, als in Ländern, die uns näher liegen, finden wir, daß runde Säulen und gewölbte Dächer einen großen Theil derjenigen Gebäude ausmachen, die zum Staat und zur Pracht bestimmt sind. Der Grund davon ist, meines Erachtens, weil wir in diesen Figuren gemeiniglich mehr von dem ganzen Körper sehen, als in denen, die von andrer Art sind. Es gibt freylich Figuren von Körpern, wo das Auge zwey Drittheile der Oberfläche auf einmahl fassen kann; da aber bey solchen Körpern das Gesicht sich in verschiedne Winkel brechen muß, so empfängt es nicht Eine einförmige Idee, sondern verschiedne Ideen derselben Art. Man betrachte die Außenseite einer Kuppel, so umfaßt das Auge die Hälfte derselben; man betrachte die innere Seite, so hat man auf einen Blick den vollen Prospekt derselben; die

ganze Konkavität fällt auf einmahl ins Auge, indem das Gesicht gleichsam der Mittelpunkt ist, der die Linien der ganzen Cirkumferenz in sich sammelt und vereinigt. An einer viereckten Säule faßt das Auge oft nur den vierten Theil der Oberfläche; und in einem viereckten Gewölbe muß es sich zu den verschiednen Seiten hin und her bewegen, ehe es der ganzen innern Fläche Meister wird. Aus diesem Grunde macht der Anblick der offnen Luft und des Himmels einen unendlich stärkern Eindruck auf die Fantasie, wenn er durch einen Bogen, als wenn er durch ein Viereck, oder irgend eine andre Figur fällt. Die Figur des Regenbogens trägt nicht weniger zu seiner Pracht bey, als die Farben zu seiner Schönheit, wie der Sohn Sirachs dieses sehr poetisch beschreibt: Schaue an den Regenbogen, und preise den, der ihn gemacht hat; denn schön ist er in seinem Farbenglanz; sein prächtiger Bogen umfaßt den Himmel, und die Hand des Höchsten hat ihn gespannt.

Nachdem ich also von dem Großen geredet habe, welches in der Baukunst so stark auf unsre Seele wirkt, so könnte ich jetzt auch das Vergnügen zeigen, welches aus dem, was uns in

dieser

dieser Kunst schön und neu scheint, entspringet; da aber jeder von Natur für diese beiden letztern Schönheiten an jedem Gebäude, das sich seinen Augen darbiethet, mehr Geschmack hat, als für die, welche ich bisher betrachtet habe, so will ich meinen Lesern nicht mit Bemerkungen darüber beschwerlich fallen. Es ist genug zu meinem gegenwärtigen Zweck, wenn ich bemerke, daß diese ganze Kunst die Einbildungskraft nicht weiter vergnügen kann, als in so fern sie ihr etwas Großes, Ungewöhnliches, oder Schönes darstellt.

O.

Zweyhundert neun und vierzigstes Stück. (416)

Fortsetzung des Vorigen.

Quatenus hoc simile est oculis, quod mente videmus.

LUCRET.

Ich theilte gleich anfangs die Vergnügungen der Einbildungskraft in solche, die aus Gegenständen entspringen, welche wir wirklich vor Augen haben, oder aus Gegenständen, die einst in unsre Augen fielen, und nachmahls, entweder durch die eigne Wirkung der Seele, oder auf Veranlassung von Dingen außer uns, als Statuen oder Beschreibungen, in dieselbe zurückgerufen werden. Die erste Abtheilung haben wir bereits betrachtet, und ich wende mich daher zu der andern, die ich, zum Unterschiede, die zweyten oder untergeordneten Vergnügungen der Einbildungskraft nannte. Wenn ich sage, daß die Ideen, welche wir

wir durch Statuen, Beschreibungen oder andre dergleichen Veranlassungen erhalten, ebendieselben sind, die wir einst wirklich vor Augen hatten, so ist das nicht so zu verstehen, daß wir einst gerade den Ort, die Handlung oder die Person gesehen hätten, die jetzt vor uns ausgehauen oder beschrieben sind. Es ist genug, daß wir überhaupt Oerter, Personen oder Handlungen gesehen haben, die mit dem Abgebildeten eine Aehnlichkeit, oder *wenigstens* eine entfernte Analogie haben; *weil* es *in* der *Macht* der Einbildungskraft steht, wenn sie einmahl mit besondern Ideen versehen ist, dieselben nach Belieben zu erweitern, zusammenzusetzen und zu verändern.

Unter den verschiednen Arten der Darstellung oder Abbildung ist die Bildhauerkunst die natürlichste, und die, welche uns etwas zeigt, das dem abgebildeten Gegenstande am gleichsten ist. Um dieß durch ein ganz gemeines Beyspiel zu erläutern, so lasse man einem Blindgebornen eine Statue betasten, und mit seinen Fingern die verschiednen Einschnitte des Meißels, die Erhöhungen und Vertiefungen verfolgen: er wird dann leicht begreifen, wie die Gestalt eines Menschen oder Thieres dadurch vorgestellt werden könne; befühlt er aber ein Gemählde, wo alles glatt und

eben ist, so wird er nie begreifen, wie die verschiednen Erhöhungen und Vertiefungen eines menschlichen Körpers auf einem flachen Stücke Leinwand, das gar keine Unebenheit oder Unregelmäßigkeit hat, gezeigt werden können. Beschreibung weicht von den Dingen, die sie vorstellt, noch weiter ab, als Mahlerey; denn ein Gemählde hat doch eine wirkliche Aehnlichkeit mit dem Original, welche den Buchstaben und Sylben gänzlich fehlt. Farben reden alle Sprachen, Wörter aber werden nur von *einem gewissen* Volke verstanden. *Treiben daher* gleich die Bedürfnisse der *Menschen* sie bald zur Erfindung einer Sprache, so ist doch aus diesem Grunde das Schreiben vermuthlich von späterer Erfindung, als das Mahlen. Als daher die Spanier zuerst nach Amerika kamen, schickte man an den Kaiser von Mexiko gemahlte Depeschen, und benachrichtigte ihn von dem, was in seinem Lande vorging, durch Pinselzüge: welches allerdings viel natürlicher, aber zugleich viel unvollkommner war, als das Schreiben, weil es unmöglich ist, die kleinen Verbindungen der Rede zu mahlen, oder dem Gemählde eine Konjunktion oder ein Adverbium zu geben. Noch viel seltsamer würde es seyn, wenn man sichtbare Gegenstände durch

Töne,

Töne, mit denen keine besondre Ideen verknüpft sind, vorstellen, und eine Art von Beschreibung durch Musik machen wollte. Gleichwohl ist es gewiß, daß sich durch eine künstliche Zusammensetzung von Tönen verworrene, unvollkommene Begriffe dieser Art in der Einbildungskraft erregen lassen: und wir finden, daß große Meister der Kunst im Stande sind, ihre Zuhörer zuweilen in die Wuth und das Getümmel einer Schlacht zu versetzen, ihre Seele mit melancholischen Bildern von Tode und Leichen zu bewölken, oder sie in wonnigliche Träume von elysischen Hainen und Gefilden einzuwiegen.

In allen diesen Beyspielen entspringt dieß Nebenvergnügen der Einbildungskraft aus derjenigen Wirkung der Seele, welche die Ideen, die durch die Originalgegenstände hervorgebracht werden, mit denen vergleicht, welche die Statue, das Gemählde, die Beschreibung oder der Ton, welcher sie vorstellt, erregt. Es ist unmöglich, den nothwendigen Grund anzugeben, warum diese Operation der Seele mit so großem Vergnügen verknüpft ist, wie ich schon vorhin bey gleicher Gelegenheit bemerkt habe; aber gewiß ist sie die Quelle einer unendlichen Menge und Mannichfaltigkeit von Ergetzungen: denn sie gibt uns

nicht nur einen Geschmack für Bildhauerey, Mahlerey und Beschreibung, sondern macht auch, daß wir an allen Handlungen und Künsten der Nachahmerey ein Vergnügen finden. Sie ist es, die uns die verschiednen Arten des Witzes, welcher, wie ich vormahls gezeigt habe, in der Aehnlichkeit der Ideen besteht, angenehm macht; ja, wir können hinzu setzen, sie ist es, die das kleine Wohlgefallen erregt, das wir zuweilen an den verschiednen Arten des falschen Witzes finden, er bestehe nun in der Aehnlichkeit der Buchstaben, als in Anagrammen und Akrostichen, oder der Sylben, als in Knittelreimen und Echos, oder der Worte, als in Wortspielen und Zweydeutigkeiten, oder eines ganzen Satzes oder Gedichts, als in Flügeln und Altären. Die Endursach, warum mit dieser Operation der Seele Vergnügen verknüpft ward, war vermuthlich, um uns in unserm Forschen nach Wahrheit aufzumuntern und anzuspornen, weil wir ein Ding nicht von dem andern unterscheiden und unsre Ideen gehörig aus einander setzen könnten, wenn wir sie nicht mit einander verglichen, und die Uebereinstimmung oder Disharmonie unter den verschiednen Werken der Natur bemerkten.

Doch,

Doch, ich will mich hier nur auf diejenigen Vergnügungen der Einbildungskraft einschränken, die aus Ideen entspringen, welche durch Worte hervorgebracht werden, weil fast alle Bemerkungen, die von Beschreibungen gelten, sich eben so gut auf Mahlerey und Bildhauerey anwenden lassen.

Gut gewählte Worte haben eine so große Gewalt, daß eine Beschreibung uns oft lebhaftere Ideen gibt, als der Anblick der Dinge selbst. Der Leser findet eine Scene durch Worte mit weit stärkern Farben in seiner Einbildungskraft geschildert, und mehr nach dem Leben gemahlt, als durch wirkliche Betrachtung derselben. In diesem Fall scheint der Dichter die Natur zu übertreffen. Er nimmt freylich die Landschaft von ihr, gibt ihr aber kräftigere Züge, erhöhet ihre Schönheit, und weiß das ganze Stück so zu beleben, daß die Bilder, welche von den Gegenständen selbst entstehen, in Vergleichung derer, welche durch die Beschreibung erregt werden, schwach und matt scheinen. Die Ursach ist vermuthlich, weil bey Betrachtung eines Gegenstandes sich nur so viel davon in der Einbildungskraft mahlt, als uns ins Auge fällt: in seiner Beschreibung aber gibt der Dichter uns einen so

vollen Anblick desselben, wie es ihm beliebt, und entdeckt uns verschiedne Theile, worauf wir entweder nicht achteten, oder die uns nicht sichtbar waren, als wir ihn zuerst sahen. Betrachten wir einen Gegenstand, so besteht unsre Vorstellung von demselben vielleicht nur aus zwey oder drey einfachen Ideen; zeigt ihn uns aber der Dichter, so kann er uns entweder eine vielfachere Idee von ihm geben, oder ganz allein solche Ideen in uns erregen, welche die angenehmste Wirkung auf die Einbildungskraft machen.

Es ist hier vielleicht der Mühe werth, zu untersuchen, wie es kömmt, daß verschiedne Leser, welche alle dieselbe Sprache verstehen, und die Bedeutung der Wörter wissen, welche sie lesen, doch einen ganz verschiednen Geschmack an eben denselben Beschreibungen finden. Den einen entzückt eine Stelle, die der andre mit Kälte und Gleichgültigkeit liest, oder hält die Schilderung für ausnehmend natürlich, wo der andre nichts von Aehnlichkeit und Uebereinstimmung finden kann. Dieser verschiedne Geschmack muß entweder in der größern Vollkommenheit der Einbildungskraft bey dem einem, als bey dem andern, oder in der Verschiedenheit der Ideen, die ver-

schiedne

schiedne Leser mit eben denselben Worten verknüpfen, ihren Grund haben. Denn um einen wahren Geschmack zu haben, und ein richtiges Urtheil über eine Beschreibung fällen zu können, muß man von der Natur mit einer guten Einbildungskraft begabt seyn, und die Kraft und Energie, die in den verschiednen Wörtern einer Sprache liegt, wohl erwogen haben, so daß man im Stande sey, gleich zu unterscheiden, welches die bedeutendsten sind, und ihre eigenthümliche Idee am besten ausdrücken, und was für neue Stärke und Schönheit sie durch Verbindung mit andern erhalten können. Die Fantasie muß warm seyn, um den Eindruck der durch äußere Gegenstände empfangenen Bilder aufzubewahren, und die Beurtheilungskraft richtig und scharf, um zu wissen, was für Ausdrücke am geschicktesten sind, sie aufs vortheilhafteste einzukleiden und auszuschmücken. Fehlt es jemanden an einem dieser Erfodernisse, so kann er zwar wohl die allgemeine Idee einer Beschreibung fassen, aber nie alle ihre besondern Schönheiten deutlich wahrnehmen: nicht anders, als wie ein Kurzsichtiger von einer vor ihm liegenden Aussicht zwar ein verworrenes Bild hat, aber ihre verschiednen Theile nicht deut-

deutlich erkennen, und die Mannichfaltigkeit ihrer Farben in ihrer vollen Pracht und Vollkommenheit nicht unterscheiden kann.

O.

Zweyhundert funfzigstes Stück.

(417)

Fortsetzung des Vorigen.

Quem tu, Melpomene, ſemel
Naſcentem placido lumine videris,
Non illum labor Iſthmius
Clarabit pugilem, non equus impiger, etc.
Sed quae Tibur aquae fertile perfluunt,
Et ſpiſſae nemorum comae
Fingent Aeolio carmine nobilem.

HOR.

Wir können bemerken, daß irgend ein einzelner Umſtand von dem, was wir vormahls geſehen haben, oft eine ganze Scene von Bildern her-

hervorruft, und unzählige Ideen, die vorher in der Einbildungskraft schliefen, aufweckt. Irgend ein besondrer Geruch oder eine gewisse Farbe ist im Stande, die Seele auf einmahl mit dem Gemählde der Felder und Gärten zu erfüllen, wo wir sie zuerst empfunden haben, und uns alle die mannichfaltigen Bilder, welche damahls damit verbunden waren, vor Augen zu stellen. Unsre Einbildungskraft erwartet nur einen Wink, und führt uns dann ganz unerwartet in Städte oder auf Schaubühnen, in Thäler oder auf Berge. Wir können ferner bemerken, daß, wenn die Fantasie solcher Gestalt vormahlige Scenen zurückruft, diejenigen, deren Anblick ihr ehemahls Vergnügen machte, ihr in der Erinnerung noch angenehmer sind, und daß das Gedächtniß die Annehmlichkeiten des Originals noch erhöhet. Ein Kartesianer würde diese beiden Eräugnisse folgender Gestalt erklären:

Die Anzahl von Ideen, welche bey Erblickung eines solchen Prospekts oder Gartens zu gleicher Zeit in unsre Seele kamen, machten damahls eben so viele ihnen eigenthümliche Eindrücke im Gehirn, die sehr nahe an einander liegen; so bald nun eine dieser Ideen in der Einbildungskraft rege wird, und folglich einen Strom von

Lebens-

Lebensgeistern nach ihrer eigenthümlichen Spur im Gehirn abschickt, so strömen diese Geister, in der Gewalt ihrer Bewegung, nicht nur in die Spur, auf welche sie besonders gerichtet waren, sondern auch in verschiedne von denen, die zunächst um sie her liegen: auf diese Weise wecken sie andre Ideen, welche vormahls mit ihnen verbunden waren, und diese veranlassen dann augenblicklich einen neuen Ausguß von Lebensgeistern, welche auf gleiche Weise andre benachbarte Spuren öffnen, bis endlich die ganze Anzahl derselben wieder erregt ist, und der volle Prospekt oder Garten in der Einbildungskraft blüht. Weil aber das Vergnügen, welches diese Gegenstände in uns erregten, die kleinen Unannehmlichkeiten, die wir an denselben fanden, bey weitem übertraf und überwand, so schnitten sich gleich anfangs die Spuren des Vergnügens viel tiefer ins Gehirn ein, und die Spuren des Mißvergnügens machten dagegen einen so kleinen Eindruck, daß sie bald wieder verschlossen und unfähig wurden, Lebensgeister aufzunehmen, folglich auch weiter keine unangenehmen Ideen im Gedächtniß erregen konnten.

Es wäre ein eitles Bestreben, wenn man untersuchen wollte, ob die Kraft, sich Dinge leb-

haft

haft vorzustellen, in einer größern Vollkommenheit der Seele, oder in einem feinern Gewebe des Gehirns bey dem einen Menschen, als bey dem andern, ihren Grund habe. So viel aber ist gewiß, daß keiner ein großer Schriftsteller werden kann, dem dieses Vermögen nicht in seiner vollen Stärke und Kraft angeboren worden, so daß er fähig ist, lebhafte Ideen von äußern Gegenständen zu empfangen, sie lange zu behalten, und sie, wenn es nöthig ist, in solche Figuren und Vorstellungen zusammenzuordnen, welche die Fantasie des Lesers am sichersten treffen werden. Ein Dichter sollte sich eben so viele Mühe geben, seine Einbildungskraft zu bilden, als ein Philosoph, seinen Verstand zu kultiviren. Er muß einen lebhaften Geschmack für die Werke der Natur zu erlangen suchen, und in allen den mannichfaltigen Auftritten des Landlebens vollkommen bewandert seyn.

Hat er einen reichen Vorrath von ländlichen Bildern eingesammelt, und er will dann über das Schäfergedicht und die geringern Arten der Poesie hinausgehen, so muß er sich auch mit dem Pomp und der Pracht der Höfe bekannt machen. Er sollte mit allem, was in den Produkten der Kunst groß und edel ist, es zeige sich in der Mah-

lerey oder Bildhauerey, in den großen Werken der Architektur, womit unsre Zeiten prangen, oder in den Ruinen derer, die in der Vorwelt glänzten, bekannt seyn.

Solche Vortheile, wie diese, öffnen und bereichern die Gedanken eines Dichters, erweitern seine Einbildungskraft, und werden daher auf alle Arten von Werken, wenn der Verfasser sich ihrer recht zu bedienen weiß, ihren Einfluß haben. Unter den Dichtern in den gelehrten Sprachen, die sich durch dieses *Talent auszeichnen*, sind vielleicht keine vollkommner in ihrer verschiednen Art, als Homer, Virgil und Ovid. Der Erste wirkt ganz bewunderswürdig auf unsre Einbildungskraft durch das Große, der Andre durch das Schöne, und der Letzte durch das Außerordentliche. Liest man die Iliade, so reiset man gleichsam durch ein unbewohntes Land, wo die Einbildungskraft durch tausend wilde Prospekte von unabsehlichen Wüsteneyen, weiten unbebauten Haiden und Morästen, ungeheuren Wäldern, fürchterlichen Felsen und Abgründen, unterhalten wird. Die Aeneide hingegen gleicht einem wohl angelegten Garten, wo sich nichts Verwildertes, nichts Schmuckloses finden läßt, wo kein Fleck dem Auge aufstößt, der nicht irgend eine

schöne

schöne Pflanze oder Bluhme hervorbrächte. In den Verwandlungen aber wandern wir wie in einem bezauberten Feyenlande umher, und erblicken rings um uns nichts, als magische Scenen.

Homer ist in seinem Gebieth, wenn er eine Schlacht oder ein großes Heer, einen Helden oder einen Gott beschreibt. Virgilen ist nirgend so wohl, als in seinem Elysium, oder wenn er ein reizendes Gemählde kopirt. Homers Beywörter bezeichnen gemeiniglich etwas Großes, Virgils etwas Angenehmes. Nichts kann prächtiger seyn, als die Figur, welche Jupiter im ersten Buch der Iliade, und nichts reizender, als die, welche Venus im ersten Buch der Aeneide macht.

Η, και κυανεησιν επ οφρυσι νευσε Κρονιων,
Αμβροσιαι δ᾽αρα χαιται επερρωσαντο ανακτος,
Κρατος απ᾽ αθανατοιο· μεγαν δ᾽ελελιξεν Ολυμπον.

Also Zevs, und winkt mit den schwarzen Bogen der Augen;
Auf der unvergänglichen Scheitel des Königs der Götter
Wallt das ambrosische Haar: ringsum erbebt der Olympus.

 Dixit

Dixit, et avertens rosea cervice refulsit:
Ambrosiaeque comae divinum vertice odorem
Spiravere: Pedes vestis defluxit ad imos.
Et vera incessu patuit Dea. —

Also sprach sie, wandte sich um, und wie glühende Rosen
Strahlte der Nacken, und von den ambrosischen Locken der Scheitel
Düfteten Göttergerüche; zur Ferse floß ihr Gewand hin,
Und ihr Gang bekannte die Göttinn. — —

Homers Personen sind fast alle göttlich und furchtbar; Virgil hingegen hat kaum irgend eine Person eingeführt, die nicht schön wäre, und besonders sucht er seinen Helden schön zu machen.

— — Lumenque iuventae
Purpureum, et laetos oculis afflavit honores.

— — Ihr Anhauch gab ihm der Jugend Purpurblüthe, gab dem Auge lachenden Liebreiz.

Kurz, Homer erfüllt seine Leser mit erhabnen Ideen, und hat, wie mich dünkt, der Einbildungskraft aller guten Dichter nach ihm einen höheren Schwung gegeben. Zum Beyspiel führe ich nur den Horaz an, der auf den ersten Wink irgend einer Stelle in der Iliade oder Odyssee gleich

gleich in Feuer geräth, und sich immer über sich selbst erhebt, wenn er Homeren vor Augen hat. Virgil stellt in seiner Aeneide alle möglichen anmuthigen Scenen zusammen, die sein Gegenstand nur irgend zuließ, und in seinem Landbau liefert er uns eine Gallerie der lieblichsten Gemählde, die sich aus Gefilden und Wäldern, Viehherden und Bienenschwärmen nur machen lassen.

Ovid zeigt in seinen Verwandlungen, wie sich durch das Außerordentliche auf die Einbildungskraft wirken läßt. In jeder Begebenheit beschreibt er ein Wunder, und am Ende derselben sehen wir immer irgend ein neues Geschöpf zum Vorschein kommen. Seine Kunst besteht vornähmlich darin, daß er in seinen Beschreibungen gerade den besten Zeitpunkt wählt, ehe nähmlich die erste Gestalt völlig verschwunden, und die neue ganz vollendet ist; so daß er uns allenthalben mit Dingen unterhält, die wir noch nie gesehen haben, und uns Ein Monstrum über das andre zeigt, bis zu Ende seines Gedichts.

Sollte ich einen Dichter nennen, der in allen diesen Künsten, auf die Einbildungskraft zu wirken, ein vollkommner Meister ist, so dünkt mich, wäre es Milton: und steht ja sein Verlornes Paradies hierin der Aeneide und Iliade nach,

so liegt die Schuld mehr an der Sprache, worin es geschrieben ist, als am Mangel des Genies bey dem Verfasser. Ein so göttliches Gedicht im Englischen gleicht einem prächtigen Tempel von Ziegelsteinen, wo die Architektur eben so vollkommen seyn kann, als an einem Tempel von Marmor, wenn gleich die Materialien von gröberer Art sind. Doch, um es nur in Rücksicht auf unsern jetzigen Gegenstand zu betrachten: was läßt sich Größeres denken, als die Schlacht der Engel, die Majestät des Messias, die Statur und das Betragen Satans und seines Divans? Was Schöneres, als das Pandämonium, das Paradies, der Himmel, die Engel, Adam und Eva? Was Außerordentlicheres, als die Schöpfung der Welt, die verschiednen Verwandlungen der gefallenen Engel, und die erstaunlichen Abenteuer ihres Anführers bey seiner Aufsuchung des Paradieses? Kein andrer Gegenstand konnte einem Dichter Scenen darbiethen, die so geschickt waren, die Einbildungskraft zu frappiren, so wie kein andrer Dichter fähig war, diese Scenen mit stärkern und lebendigern Farben zu schildern.

O.

Zwey=

Zweyhundert ein und funfzigstes Stück. (418)

Fortsetzung des Vorigen.

— Feret et rubus asper amomum.

VIRG.

Die Vergnügungen der Einbildungskraft von dieser zweyten Art sind von viel weiterem Umfange und viel allgemeiner, als die von der ersten, welche der wirkliche Anblick der Dinge uns gewährt; denn nicht nur das Große, das Außerordentliche, das Schöne, sondern selbst alles, was beym Ansehen einen widrigen Eindruck auf uns macht, vergnügt uns in einer lebendigen, angemessenen Beschreibung. Hier also müssen wir uns nach einem neuen Grunde des Vergnügens umsehen; und dieser ist nichts anders, als die Handlung der Seele, da sie die Ideen, welche durch Worte erregt werden, mit denen, welche die Gegenstände selbst erregen, vergleicht; und

warum diese Operation der Seele mit so großem Vergnügen verknüpft ist, haben wir schon vorher gesehen. Aus diesem Grunde also ist die Beschreibung eines Misthaufens der Einbildungskraft angenehm, wenn das Bild desselben durch angemessene Ausdrücke unsrer Seele dargestellt wird; wiewohl sich dieß vielleicht eigentlicher ein Vergnügen des Verstandes, als der Einbildungskraft, nennen ließe, weil uns nicht so sehr das in der Beschreibung enthaltene Bild ergetzt, als die Kunst und Wahrheit der Beschreibung, vermöge welcher sie das Bild erregt.

Ist aber die Beschreibung des Kleinen, Gewöhnlichen oder Häßlichen der Einbildungskraft angenehm, so ist es die Beschreibung des Großen, Erstaunlichen oder Schönen noch viel mehr; denn hier ergetzt uns nicht nur die Vergleichung der Vorstellung mit dem Original, sondern der Gegenstand selbst macht uns ein großes Vergnügen. Die meisten Leser werden ohne Zweifel von Miltons Beschreibung des Paradieses mehr bezaubert, als von seiner Beschreibung der Hölle; beide sind vielleicht gleich vollkommen in ihrer Art; aber in der einen sind Pech und Schwefeldampf nicht so erquickend für

die Einbildungskraft, als die Bluhmenbetten und Wildnisse voll süßer Wohlgerüche in der andern.

Noch ein Umstand empfiehlt eine Beschreibung mehr, als alles übrige, und das ist, wenn sie uns solche Gegenstände darstellt, die eine geheime Gährung in der Seele des Lesers zu erregen, und mit Gewalt auf seine Leidenschaften zu wirken vermögend sind. Denn in diesem Fall werden wir nicht nur erleuchtet, sondern auch erwärmt, so daß das Vergnügen allgemeiner wird, und uns auf verschiedne Weise zu unterhalten fähig ist. So macht uns z. B. in der Mahlerey jedes Gesicht Vergnügen, welches getroffen ist; das Vergnügen wird aber größer, wenn dieß Gesicht schön ist, und noch größer, wenn eine zärtliche Melancholie oder ein sanfter Gram über der Schönheit schwebt. Die beiden Hauptleidenschaften, welche die ernsthafteren Theile der Poesie in uns zu erregen suchen, sind Schrecken und Mitleiden. Und hier möchte man sich, beyläufig, wundern, wie es zugeht, daß solche Leidenschaften, die zu jeder andern Zeit sehr unangenehm sind, so sehr angenehm sind, wenn sie durch gehörige Beschreibungen erregt werden. Daß wir an solchen Stellen Vergnügen finden, welche

Hoffnung, Freude, Bewunderung, Liebe, oder dergleichen Bewegungen in uns zu erregen fähig sind, ist nichts außerordentliches, weil sie nie ohne ein ihnen eigenthümliches Vergnügen in der Seele entstehen: aber wie kömmt es, daß wir uns so gern durch eine Beschreibung schrecken oder niederschlagen lassen, da wir so viel Mißvergnügen an Furcht oder Gram finden, die durch irgend eine andre Veranlassung in uns erregt werden? Untersuchen wir daher die Natur dieses Vergnügens, so werden wir finden, daß es nicht so eigentlich aus der Beschreibung des Schrecklichen entspringt, als vielmehr aus der Rücksicht auf uns selbst beym Lesen. Betrachten wir solche gräßliche Gegenstände, so macht es uns kein geringes Vergnügen, zu denken, daß wir nichts von ihnen zu fürchten haben. Sie erscheinen uns zu gleicher Zeit als schrecklich und unschädlich. Je fürchterlicher daher ihr Anblick uns ist, desto größer ist das Vergnügen, welches das Gefühl unsrer Sicherheit uns gewährt. Kurz, wir betrachten das Schreckliche einer Beschreibung mit derselben Neugier und Freude, als ein todtes Monstrum.

— — Pedibusque informe cadaver
Protrahitur: nequeunt expleri corda tuendo

Ter-

Terribiles oculos, vultum, villosaque setis
Pectora semiferi, atque extinctos faucibus ignes.

Virg.

— — — Heraus bey den Füßen
Schleppt man sein ungeheures Aas, und kann sich nicht satt sehn
An dem erschrecklichen Aug' und Antlitz, der borstenbehaarten
Brust des Unthiers, und dem einst Flammen sprühenden Rachen.

Aus demselben Grunde vergnügt uns die Erinnerung an vergangene Gefahren, oder die Betrachtung eines überhangenden Felsens in der Ferne, der uns mit einem ganz andern Grauen erfüllen würde, wenn wir ihn über unserm Haupte hangen sähen.

Eben so, wenn wir von Martern, Wunden, Tod und dergleichen jammervollen Begegnissen lesen, so entspringt unser Vergnügen nicht so eigentlich aus der Bekümmerniß, die solche melancholische Beschreibungen uns machen, als aus der geheimen Vergleichung, die wir zwischen uns selbst und der leidenden Person anstellen. Dergleichen Vorstellungen lehren uns, unsern eignen Zustand nach Verdienst zu schätzen,

und

und unser gutes Glück zu preisen, das uns vor dergleichen Elende bewahrt. Dieß ist gleichwohl eine Art von Vergnügen, dessen wir nicht fähig sind, wenn wir einen Menschen wirklich unter den Martern leiden sehen, die wir in einer Beschreibung finden; denn in diesem Fall drängt der Gegenstand zu nahe auf unsre Sinne, und setzt uns so sehr zu, daß er uns nicht Zeit oder Muße läßt, an uns selbst zu denken. Unsre Gedanken sind so gespannt auf das Elend des Leidenden, daß wir sie nicht auf unsre eigne Glückseligkeit ablenken können. Die Unglücksfälle hingegen, die wir in der Geschichte oder in Gedichten lesen, betrachten wir entweder als vergangen, oder als unwahr, so daß die Rücksicht auf uns selbst unvermerkt in uns aufsteigt, und den Schmerz, den wir über das Leiden des Unglücklichen fühlen, überwältigt.

Weil aber die Seele des Menschen etwas Vollkommneres in der Materie fodert, als sie darin antrifft, und nie einen Anblick in der Natur finden kann, der ihrem höchsten Ideal von Annehmlichkeit vollkommen Genüge thäte; oder, mit andern Worten, weil die Einbildungskraft sich Dinge vorstellen kann, die größer, außerordentlicher oder schöner sind, als sie das Auge

jemahls sah, und noch immer in dem, was es gesehen hat, Mängel fühlt: so ist es die Pflicht des Dichters, sich nach der Einbildungskraft in ihren Begriffen zu bequemen, das heißt, die Natur zu verbessern und vollkommener zu machen, wenn er ein wirklich existirendes Ding, und ihr größere Schönheiten zu leihen, als sie selbst zusammensetzt, wenn er eine Fiktion schildert.

Er ist nicht verbunden, ihr in ihren langsamen Fortschritten von der einen Jahreszeit zur andern zu folgen, oder sich an ihre Gesetze in der allmähligen Hervorbringung der Pflanzen und Bluhmen zu binden; sondern er kann alle Schönheiten des Frühlings und des Herbstes in seine Beschreibung zusammenziehen, und das ganze Jahr das Beste hergeben lassen, um sie desto reizender zu machen. Seine Rosenstöcke, Geißblattstauden und Jasminsträuche können beysammen blühen, und seine Betten zu derselben Zeit mit Lilien, Veilchen und Amaranthen bedeckt seyn. Sein Boden ist nicht bloß auf gewisse besondre Gewächse eingeschränkt, sondern trägt so gut Myrten, als Eichen, und bequemt sich nach den Produkten jedes Klima. Pomeranzen können darin wild wachsen; Myrrhen darf man in jeder Hecke finden, und beliebt ihm ein ganzer Hain von Gewürz-

würzbäumen und Spezereygewächsen, so steht ihm auf den ersten Wink Sonnenschein genug zu Geboth, um ihn hervorzubringen. Reicht dieß alles noch nicht hin, die Scene anmuthig und bezaubernd genug zu machen, so kann er noch verschiedne neue Gattungen von Bluhmen erschaffen, von größerm Wohlgeruch und reichern Farben, als alle, die in den Gärten der Natur wachsen. Seine Koncerte der Vögel können so melodiereich, vollstimmig und harmonisch, und seine Haine so dicht und schattig seyn, als es ihm beliebt. Meilenlange Alleen und Bogengänge kosten ihm nicht mehr, als die kürzesten, und er kann seine Kaskaden eben so leicht von einem Felsen, der eine halbe Stunde, als von einem, der zwanzig Fuß hoch ist, herabfallen lassen. Unter den Winden hat er die Wahl, und seinen Bächen kann er alle die mäandrischen Krümmungen geben, welche nur die Einbildungskraft des Lesers am meisten ergetzen können. Mit einem Wort, er kann die Natur nach seiner Hand modeln, und ihr Schönheiten und Reize ertheilen, wie er will, wenn er nur seine Reform nicht zu weit treibt, und aus Begierde, es recht gut zu machen, in Ungereimtheiten verfällt.

O.

Zweyhundert zwey und funfzigstes Stück. (419)

Fortsetzung des Vorigen.

— Mentis gratissimus Error.

Hor.

Es gibt eine Dichtungsart, wo der Dichter die Natur ganz aus den Augen verliehrt, und die Einbildungskraft seiner Leser mit den Charaktern und Handlungen solcher Personen unterhält, die vielleicht keine andre Existenz haben, als die seine Schöpfungskraft ihnen ertheilt. Dergleichen sind Feyen, Hexen, Zauberer, Dämonen und abgeschiedne Seelen. Diese Dichtungsart, welche Herr Dryden das Feyenland der Poesie nennt, ist wirklich schwerer, als jede andre, die von der Fantasie des Dichters abhängt, weil er darin kein gewisses Muster vor sich hat, das er kopiren könnte, sondern ganz aus seiner eignen Erfindung arbeiten muß.

Sie

Sie erfodert eine ganz ungewöhnliche und eigne Denkungsart, und unmöglich kann ein Dichter glücklich darin seyn, der nicht einen ganz besondern Schwung der Fantasie und eine von Natur fruchtbare und bis zum Aberglauben getriebene Einbildungskraft hat. Außerdem sollte er in Legenden und Mährchen, in verjährten Ritterbüchern, und in den Traditionen der Ammen und alten Weiber wohl bewandert seyn, damit er unsern natürlichen Vorurtheilen die Hand zu biethen, und die Begriffe, *die wir in unsrer Kindheit eingesogen haben*, zu treffen und zu benutzen im Stande wäre. Denn sonst wird er seine Feyen nicht anders sprechen lassen, als wie seines gleichen, und nicht wie eine andre Gattung von Wesen, die sich mit ganz andern Gegenständen beschäftigen, und ganz anders denken, als wir.

Silvis deducti caveant, me iudice, Fauni,
Ne velut innati triviis, ac pene forenses;
Aut nimium teneris iuvenentur versibus. —

Hor.

Aus den Wäldern entführt ihr die Faunen: hütet euch, rath' ich,
Daß sie nicht als in Städten Geborne, ja fast wie die Redner
Sprechen; uns weder mit allzu feinen Versen bewitzeln ꝛc.

Ich

Ich sage nicht, mit Hrn. Bays in der Komödienprobe, daß Geister nicht verbunden seyen, vernünftig zu sprechen; aber gewiß ist, daß ihre Vernunft ein wenig verfärbt seyn sollte, damit sie etwas außerordentlich, und der Person und dem Stande der Redenden eigenthümlich zu seyn schiene.

Diese Beschreibungen erregen eine Art von angenehmem Grausen in der Seele des Lesers, und ergetzen seine Einbildungskraft durch das Seltsame und Neue der Personen, die ihr dargestellt werden. Sie rufen uns die Wundergeschichten, die wir in der Kindheit gehört haben, ins Gedächtniß zurück, und begünstigen die geheime Grauhaftigkeit und Schreckhaftigkeit, welcher die menschliche Seele von Natur unterworfen ist. Wir finden ein Vergnügen an Betrachtung der verschiednen Gestalten, Kleidungen und Sitten fremder Länder; wie viel größer muß denn nicht unser Vergnügen und Erstaunen seyn, wenn wir, so zu sagen, in eine neue Schöpfung geführt werden, und die Personen und Sitten einer ganz andern Gattung von Wesen sehen? Leute von kalter Fantasie und philosophischer Gemüthsart machen gegen diese Dichtungsart den Einwurf, daß sie nicht Wahrscheinlichkeit genug

habe, um die Einbildungskraft zu interessiren. Hierauf aber läßt sich antworten: Wir wissen doch überhaupt, daß es viele intellektuelle Wesen, außer uns selbst, in der Welt gibt, und verschiedne Gattungen von Geistern, die ganz andern Gesetzen und Haushaltungen, als die Menschen, unterworfen sind; sehen wir also dergleichen Wesen auf eine natürliche Art geschildert, so können wir solche Schilderungen nicht für etwas unmögliches halten; ja, viele hegen schon irgend einen falschen Wahn, der sie *geneigt macht*, diese besondern *Täuschungen* für Wahrheit anzunehmen; wenigstens haben wir alle so viele angenehme Erzählungen zu ihren Gunsten gehört, daß wir gar nicht einmahl wünschen, sie als unwahr zu denken, und uns gern einem so angenehmen Betruge überlassen.

Die Alten kannten diese Dichtungsart fast gar nicht, und in der That verdankt ihr ganzes Wesen seinen Ursprung der Finsterniß und dem Aberglauben neuerer Zeiten, da man sich mancherley frommen Betrugs bediente, den Menschen etwas vorzuspiegeln, und ihnen ein Gefühl von ihren Pflichten einzuschrecken. Unsre Vorfahren betrachteten die Natur mit mehr Ehrfurcht und Grauen, weil die Welt noch nicht durch Gelehr-

samkeit und Philosophie erleuchtet war, und fanden, ich weiß nicht was für ein Vergnügen daran, sich durch Furcht vor Hexerey, Wunderzeichen, Besprechungen und Bezauberungen bange zu machen. In ganz England war kein Dorf, das nicht einen Geist beherbergte, auf allen Kirchhöfen ging es um, jede etwas große Haide hatte ihre eigne Bande von Hexen oder Feyen, und schwerlich gab es einen Schäfer, der nicht ein Gespenst gesehen hatte.

Unter den Dichtern dieser Art sind die Englischen von allen, die ich noch gesehen habe, die besten; es sey nun, daß wir an Geschichten dieser Art einen größern Ueberfluß haben, oder daß das Genie unsrer Nation mehr für diese Art von Dichtung gemacht ist. Denn der Engländer ist von Natur fantasiereich, und durch den Trübsinn und die Melancholie, die unter uns so häufig sind, zu vielen wilden Ideen und Visionen gestimmt, denen andre nicht so sehr unterworfen sind.

Unter unsern Dichtern aber hat Shakespear alle andern ohne Vergleichung weit übertroffen. Das Große und Wilde der Fantasie, welches er in so großer Vollkommenheit besaß, machte ihn

im höchsten Grade fähig, diesen schwachen aber-
gläubigen Theil der Einbildungskraft seiner Le-
ser zu treffen, und da Wunder zu thun, wo
ihm nichts, als die Kraft seines eignen Genies
behülflich war. Es ist etwas so Wildes, und
doch so Feyerliches in den Reden seiner Geister,
Hexen, Feyen und dergleichen eingebildeten Per-
sonen, daß wir nicht umhin können, sie für na-
türlich zu halten, ungeachtet wir keine Richt-
schnur haben, wornach wir sie beurtheilen könn-
ten, und gestehen müssen, daß, *wenn es solche
Wesen in der Welt gäbe, sie aller Wahrscheinlich-
keit nach gerade so reden und handeln würden*, als
er sie reden und handeln läßt.

Wir finden bey den Dichtern zuweilen noch
eine andre Art von eingebildeten Wesen; wenn
sie nähmlich irgend eine Leidenschaft, Begierde,
Tugend oder Laster in sichtbarer Gestalt vorstel-
len, und zu handelnden Personen eines Gedichts
machen. Von dieser Art sind die Beschreibungen
des Hungers und Neides im Ovid, des Ge-
rüchts im Virgil, und der Sünde und des Todes
im Milton. Eine ganze Schöpfung solcher
Schattenpersonen finden wir im Spencer, der
ein bewundernswürdiges Talent in Schilderun-
gen dieser Art hatte. Ich habe schon in andern

Blät-

Blättern von diesen emblematischen Personen umständlicher gehandelt, und berühre sie daher jetzt nur.

Aus allem diesen sehen wir also, wie viele Wege die Poesie zur Einbildungskraft hat, da ihr nicht nur das ganze Gebieth der Natur zu Gebothe steht, sondern sie auch eigne neue Welten schafft, uns Personen zeigt, die nirgends existiren, ja uns so gar die Kräfte der Seele, nebst den verschiednen Tugenden und Lastern, in sichtbaren Gestalten und Charaktern darstellt.

In den beiden folgenden Blättern will ich nun noch überhaupt betrachten, wie andre Arten von Schriften die Einbildungskraft zu vergnügen fähig sind, und damit diesen Versuch beschliessen.

O.

Zweyhundert drey und funfzigstes Stück. (240)

Fortsetzung des Vorigen.

— — Quocunque volunt mentem auditoris agunto.

Hor.

Wie die Dichter ihre verschiednen Materialien von äußern Gegenständen borgen, und sie nach Belieben zusammensetzen, so gibt es andere Schriftsteller, welche sich näher an die Natur halten, und ganze Scenen unverändert aus ihr nehmen müssen. Dergleichen sind Geschichtschreiber, Naturkündiger, Reisebeschreiber, Geographen, kurz, alle, welche sichtbare, wirklich existirende Gegenstände beschreiben.

Es ist das angenehmste Talent eines Geschichtschreibers, wenn er die Kunst versteht, in wahren und lebendigen Ausdrücken seine Heere in Schlachtordnung gegen einander zu führen

und fechten zu lassen, uns die Zwistigkeiten, Kabalen und Eifersuchten großer Männer vor Augen zu stellen, und uns Schritt für Schritt in die verschiednen Handlungen und Begebenheiten seiner Geschichte hineinzuführen. Wir sehen gern die Sache sich stufenweise entfalten, und sich unvermerkt entwickeln und aufklären, damit wir solcher Gestalt in einer angenehmen Unwissenheit erhalten werden, und Zeit gewinnen, unsre Aufmerksamkeit zu spannen, und uns für *eine* von den *in* die Begebenheit verwickelten Parteyen zu interessiren. Ich gestehe, dieß zeugt mehr von der Kunst, als von der Wahrhaftigkeit des Geschichtschreibers; allein ich rede auch hier nur in so fern von ihm, als er die Einbildungskraft zu vergnügen geschickt ist. In diesem Stück hat Livius vielleicht alle seine Vorgänger und Nachfolger übertroffen. Er beschreibt alles auf eine so lebendige Art, daß seine ganze Geschichte ein bewundernswürdiges Gemählde ist, und er weiß in jeder Begebenheit gerade die geschicktesten Umstände so zu benutzen, daß sein Leser gewisser Maßen Zuschauer wird, und alle die abwechselnden Leidenschaften in sich fühlt, die den verschiednen Theilen der Erzählung gemäß sind.

Unter dieser Klasse von Schriftstellern aber befriedigen und erweitern keine die Einbildungskraft so sehr, als die neuern Naturkündiger, man nehme nun ihre Theorien der Erde und des Himmels, oder ihre Entdeckungen durch Vergrößerungs- und Ferngläser, oder andre von ihren Betrachtungen der Natur. Nicht wenig Vergnügen macht es uns, wenn wir finden, daß jedes grüne Blatt von Millionen lebendiger Geschöpfe wimmelt, von denen die größten dem bloßen Auge nicht sichtbar sind. Etwas sehr Anziehendes für unsre Fantasie sowohl, als für unsre Vernunft, haben die Beschreibungen und Untersuchungen der Metalle, Mineralien, Pflanzen, und Meteore. Ueberschauen wir aber die ganze Erde mit Einem Blick, und die Planeten in ihrer Nachbarschaft, so gerathen wir in ein angenehmes Erstaunen, so viele Welten über einander hangen, und in so bewundernswürdiger Pracht und Majestät um ihre Achsen herumrollen zu sehen. Betrachten wir hiernächst jene Wüsteneyen des Aethers, die sich vom Saturn bis an die Fixsterne erstrecken, und von da fast ins Unendliche fortlaufen, so fühlt die ganze Fassungskraft unsrer Imagination durch eine so unermeßliche Aussicht sich ausgefüllt, und strengt

alle

alle ihre Kräfte an, sie zu begreifen. Steigen wir aber noch höher, und betrachten die Fixsterne als so viele ungeheure Feuermeere, deren jeder ein besonderes Chor von Planeten in seinem Gefolge hat, und entdecken immer neue Firmamente und neue Sonnen, die immer weiter und weiter in diesen unergründlichen Tiefen des Aethers versinken, so daß sie endlich unsern schärfsten Teleskopen unsichtbar werden: so verliehren wir uns in diesem Labyrinth von Sonnen und Welten, und erliegen gleichsam unter der Unermeßlichkeit und Pracht der Natur.

Nichts ist reizender für die Fantasie, als sich in ihrer Betrachtung der mancherley Verhältnisse ihrer verschiednen Gegenstände gegen einander nach und nach zu erweitern; wenn sie z. B. den menschlichen Körper mit der Größe der ganzen Erde vergleicht, die Erde mit dem Kreise, den sie um die Sonne beschreibt, diesen Kreis mit der Sphäre der Fixsterne, die Sphäre der Fixsterne mit dem Umfange der ganzen Schöpfung, die ganze Schöpfung selbst mit dem unendlichen Raum, welcher rings um dieselbe ausgegossen ist; oder wenn die Einbildungskraft niederwärts wirkt, und die Größe eines menschlichen Körpers in Vergleichung eines Thieres betrachtet, welches hundertmahl kleiner

ist, als eine Milbe, wenn sie die besondern Glieder und Organe eines solchen Thiers, die verschiednen Springfedern, welche diese Glieder und Organe in Bewegung setzen, die Lebensgeister, welche diese Springfedern in Gang bringen, und die verhältnißmäßige Kleinheit dieser verschiednen Theile, ehe sie ihre volle Größe und Vollkommenheit erlangt haben, betrachtet. Nehmen wir aber, nach allem dem, das kleinste Theilchen dieser Lebensgeister, und betrachten seine Fähigkeit, zu einer Welt verarbeitet zu werden, die, in diesem engen Umfange, einen Himmel und eine Erde, Sterne und Planeten, und jede verschiedne Art lebendiger Geschöpfe, in derselben Analogie und Proportion, die sie in unsrer eignen Welt gegen einander haben, enthalten würde: so scheint zwar eine solche Spekulation, wegen ihrer Feinheit, denen, die im Denken über solche Gegenstände nicht geübt sind, lächerlich, gründet sich aber gleichwohl auf nichts weniger, als die Evidenz eines strengen Beweises; ja, wir können sie noch weiter treiben, und in dem kleinsten Theilchen dieser kleinen Welt einen neuen unerschöpflichen Vorrath von Materie finden, welcher wieder fähig ist, zu einer andern Welt Stoff zu geben.

Ich habe mich um so länger bey diesem Gegenstande verweilt, weil ich glaube, daß er uns die gehörigen Schranken sowohl, als die Mängel unsrer Einbildungskraft zeigen kann; wie sie auf eine sehr kleine Quantität des Raums beschränkt ist, und sich augenblicklich in ihren Operationen gebunden fühlt, wenn sie sich irgend etwas sehr Großes oder sehr Kleines vorzustellen strebt. Man versuche es einmahl, sich die verschiedne Größe eines Thiers, welches zwanzigmahl, und eines andern, welches hundertmahl kleiner als eine Milbe ist, vorzustellen, oder in seinen Gedanken die Länge von tausend, mit der Länge von einer Million Erddurchmessern zu vergleichen, so wird man bald finden, daß man keine Maßstäbe im Kopfe hat, die solchen außerordentlichen Graden von Größe oder Kleinheit angemessen sind. Der Verstand schließt uns freylich einen unendlichen Raum zu allen Seiten um uns her auf; die Einbildungskraft aber steht, nach einigen schwachen Anstrengungen, gleich still, und findet sich von der Unermeßlichkeit des Leeren, das sie umgibt, verschlungen. Unsre Vernunft kann ein Theilchen Materie durch eine unendliche Theilung verfolgen; die Einbildungskraft aber verliehrt es gleich aus dem Gesicht, und fühlt in sich eine

Art

von Kluft, die mit etwas von fühlbarerer Größe ausgefüllt seyn will. Wir können dieß Vermögen nach dem Maße beider äußersten Enden weder erweitern, noch zusammenziehen. Der Gegenstand ist zu groß für unsre Fassungskraft, wenn wir den Umfang einer Welt denken wollen, und schwindet zu Nichts herab, wenn wir nach der Idee eines Atomes haschen.

Es ist möglich, daß dieser Mangel der Einbildungskraft sich nicht in der Seele selbst befindet, als nur in so fern sie in Verbindung mit dem Körper wirkt. Vielleicht ist kein Raum im Gehirn für eine solche Menge verschiedner Eindrücke, oder die Lebensgeister sind vielleicht nicht fähig, sie so zu bilden, als zur Erregung so sehr großer oder so sehr kleiner Ideen nöthig wäre. Dem sey wie ihm wolle, so können wir sicher annehmen, daß Wesen von höherer Natur uns in diesem Stück sehr weit übertreffen; so wie es auch wahrscheinlich ist, daß unsre Seele in diesem Vermögen sowohl, als in allen übrigen, in jenem Leben unendlich vollkommner, und also die Einbildungskraft vielleicht fähig seyn wird, dem Verstande immer zu folgen, und sich von den verschiednen Arten und Größen des Raums deutliche Ideen zu machen. O.

Zwey=

Zweyhundert vier und funfzigstes Stück. (421)

Beschluß des Vorigen.

Ignotis errare locis, ignota videre
Flumina gaudebat; studio minuente laborem.

Ovid.

Die Vergnügungen der Einbildungskraft sind nicht bloß ganz auf solche Schriftsteller eingeschränkt, welche sich mit materiellen Gegenständen beschäftigen, sondern man findet sie auch oft in den feinsten Moralisten, Philosophen, Kritikern und andern Schriftstellern über immaterielle Gegenstände, die, wenn sie gleich nicht geradezu von den sichtbaren Theilen der Natur handeln, doch oft ihre Gleichnisse, Metaphern und Allegorien von ihnen hernehmen. Durch diese Anspielungen erscheint eine Wahrheit im Verstande so, als wäre sie durch die Einbildungskraft reflektirt worden; wir sind im Stande, eine Art von

Farbe

Farbe und Figur an einem Begriffe zu entdecken, und ein Schema von Gedanken gleichsam auf Materie gezeichnet zu erblicken. Und hier empfindet die Seele ein sehr großes Vergnügen, weil zwey ihrer Vermögen zu gleicher Zeit befriedigt werden, indem die Fantasie geschäftig ist, nach dem Verstande zu kopiren, und Ideen aus der intellektuellen Welt in die materielle hinüber zu tragen.

Die große Kunst eines Schriftsteller zeigt sich in der Wahl angenehmer *Anspielungen*, welche fast immer von den großen oder schönen Werken der Kunst oder der Natur entlehnt werden müssen; denn wenn gleich alles Neue oder Ungewöhnliche die Einbildungskraft ergetzt, so sollte doch eine Anspielung, da ihre Hauptabsicht ist, den Sinn eines Schriftstellers zu erläutern und zu erklären, immer von Dingen hergenommen werden, die bekannter und gemeiner sind, als die Sache, die erklärt werden soll.

Gut gewählte Allegorien sind eben so viele Lichtplätze in einer Schrift, die alles um sich herum klar und schön machen. Eine edle Metapher, wenn sie vortheilhaft angebracht wird, wirft eine Art von Glorie um sich her, und durchstrahlt eine ganze Sentenz. Diese verschiednen

Arten

Arten der Anspielung sind nur so viele verschiedne Gattungen der Gleichnisse, und sollen sie der Einbildungskraft Vergnügen machen, so muß die Aehnlichkeit sehr genau, oder sehr angenehm seyn, so wie wir gern ein Gemählde sehen, welches richtig getroffen, oder wo die Stellung oder Miene angenehm ist. Es gibt aber viele große Schriftsteller, die in diesem Punkt sehr fehlerhaft sind. Große Gelehrte hohlen gern ihre Vergleichungen und Anspielungen aus den Wissenschaften her, worin sie am besten bewandert sind, so daß man aus einer Schrift über den unbedeutendsten Gegenstand den ganzen Umfang ihrer Gelehrsamkeit ersehen kann. Ich habe eine Abhandlung über die Liebe gelesen, die nur ein grundgelehrter Chymist verstehen konnte, und manche Predigt gehört, die nur vor einer Versammlung von Kartesianern hätte gehalten werden sollen. Geschäftsleute hingegen nehmen ihre Zuflucht gemeiniglich zu gar zu niedrigen und gemeinen Beyspielen. Sie ziehen den Leser in ein Schachspiel oder Billardspiel hinein, oder führen ihn in der Sprache besondrer Professionen und Gewerbe, aus einem Kramladen, einer Handwerksstätte in die andre. Gewiß läßt sich eine große Menge sehr angenehmer Anspielungen in diesen Gebiethen fin-

finden; aber überhaupt genommen liegen doch die unterhaltendsten in den Werken der Natur, welche Leuten von allen Fähigkeiten und Ständen bekannt und angemessen, und viel angenehmer sind, als was sich in Künsten und Wissenschaften findet.

Dieses Talent auf die Einbildungskraft zu wirken ist es, was die Wahrheiten des Verstandes verschönert, und die Werke des einen Schriftstellers angenehmer macht, als die Werke des andern. Es hebt zwar alle *Arten von Schriften* überhaupt, ist aber *das eigentliche* Leben und die höchste Vollkommenheit der Poesie. Wo es in *einem* vorzüglichen Grade glänzt, hat es verschiedne Gedichte viele Jahrhunderte lang erhalten, die sonst nichts Empfehlenswürdiges an sich haben; und wo alle andern Schönheiten sich finden, kömmt uns das Werk doch trocken und geschmacklos vor, wenn es an dieser einzigen fehlt. Es gleicht gewisser Maßen der Schöpfung: es gibt Gegenständen eine Art von Existenz, und stellt sie dem Leser vor Augen dar, die in der ganzen Natur nicht vorhanden sind. Es macht Zusätze zu Gottes Werken, und gibt ihnen eine größere Mannichfaltigkeit. Kurz, es ist im Stande, die herrlichsten Scenen in der Welt zu

verschönern und zu bereichern, oder die Seele mit prächtigern Schauspielen und Erscheinungen zu erfüllen, als sich irgendwo in derselben finden lassen.

Wir haben jetzt die verschiednen Grundquellen entdeckt, woraus die Vergnügungen der Einbildungskraft entspringen; und nun würde es vielleicht nicht schwer seyn, auch die entgegengesetzten Gegenstände, welche sie mit Ekel und Grausen zu erfüllen geschickt sind, zu klassificiren; denn die Einbildungskraft ist des Mißvergnügens eben so fähig, als des Vergnügens. Ist das Gehirn durch irgend einen Zufall verletzt, oder die Seele durch Träume oder Krankheit in Unordnung gebracht, so ist die Fantasie mit wilden, unglücksvollen Ideen überzogen, und erschrickt vor tausend gräßlichen Ungeheuern, die sie selbst erschafft.

Eumenidum veluti demens videt agmina Pentheus,
Et solem geminum, et duplices se ostendere Thebas;
Aut Agamemnonius scenis agitatus Orestes,
Armatam facibus matrem et serpentibus atris
Cum fugit, ultricesque sedent in limine Dirae.

VIRG.

 Wie

Wie voll Wahnsinn Pentheus rund um sich der
Furien Heere,
Und zwey Sonnen am Himmel erblickt, und ein
doppeltes Theben;
Oder der Sohn des Atriden, das Schrecken der
Bühnen, Orestes,
Wann er die bleiche mit Fackeln und drohenden
Schlangen bewehrte
Mutter fleucht, und die Rachgöttinnen die
Schwelle besetzen.

Es gibt keinen Anblick in der Natur, der so betrübt wäre, als der Anblick eines verrückten Menschen, wenn seine Einbildungskraft zerrüttet, und seine ganze Seele in Unordnung und Verwirrung gebracht ist. Babylon in seinen Ruinen ist kein so melancholisches Schauspiel. Doch, um einen so widrigen Gegenstand zu verlassen, will ich nur noch zum Schluß bemerken, was für einen unendlichen Vortheil dieses Vermögen einem allmächtigen Wesen über die Seele des Menschen gibt, und welch ein großes Maß von Glückseligkeit oder Elend wir bloß durch die Einbildungskraft zu empfangen fähig sind.

Wir haben bereits gesehen, welchen Einfluß ein Mensch auf die Fantasie eines andern hat, und wie leicht es ihm wird, eine Menge von Bildern

in

in derselben zu erwecken; was für eine große Gewalt muß denn der nicht über sie haben, der alle Wege kennt, wie man auf die Einbildungskraft wirkt? der ihr solche Ideen, als es ihm nur beliebt, eingießen, und diese Ideen mit Schrecken und Vergnügen, in einem so hohen Grade, anfüllen kann, als es ihm gutdünkt. Er kann, ohne Hülfe der Worte, Bilder in der Seele erregen, und Scenen vor uns aufführen, die dem Auge wirklich gegenwärtig zu seyn scheinen, ohne daß er dazu Körper oder äußere Gegenstände bedarf. Er kann die Einbildungskraft durch so schöne und so herrliche Gegenstände entzücken, daß wir uns jetzt unmöglich einen Begriff davon machen können; oder sie mit so gräßlichen Gespenstern und Erscheinungen verfolgen, daß wir in einem solchen Zustande vernichtet zu seyn wünschen, und unser Daseyn für einen Fluch halten würden. Kurz, er kann, durch dieses einzige Vermögen, die Seele so unaussprechlich beseligen oder martern, daß es allein genug wäre, den ganzen Himmel oder die ganze Hölle eines endlichen Wesens auszumachen.

O.

Zweyhundert fünf und funfzigstes Stück. (422)

Von Spöttereyen in Gesellschaften.

Haec scripsi non otii abundantia, sed amoris erga te.

CICERO.

Ich wüßte nichts, das mehr Verdrießlichkeiten im Umgange anrichtete, als der falsche Begriff, den einige Leute sich von der Spötterey machen. Es sollte unstreitig unser erster Zweck in Gesellschaften seyn, das Wohlwollen derer, mit denen wir zusammenkommen, zu gewinnen; und der beste Weg dazu ist, wenn man ihnen zeigt, daß man selbst wohlwollend gegen sie gesinnt ist. Was kann also wohl ungereimter seyn, als wenn man eine Ehre darin sucht, in seinen Ausdrücken gegen seine Bekannten und Vertrauten recht scharf und beißend zu seyn? Ein Mensch, der weiter keine gute Eigenschaft besitzt, als Muth, ist auf einem

einem sehr schlechten Wege, eine angenehme Figur in der Welt zu machen, weil er das, worin er andre Leute übertrifft, nicht äußern kann, ohne sich einen Feind zu machen. Unser spottsüchtiger oder satirischer Gesellschafter befindet sich in gleichem Falle. Etwas sagen, was den, mit welchem man spricht, in Verlegenheit setzt, oder ihm eine Schamröthe ins Gesicht treibt, ist eine Art von Mord; und ist es nicht eine unverzeihliche Beleidigung, einem Menschen zu zeigen, daß man sich nicht darum bekümmere, ob er mit uns zufrieden sey, oder nicht? — Aber Sie werden doch Scherz verstehen, mein Herr? — O ja; nur bitte ich, lassen sie es auch bloß Scherz seyn. Es ist kein Scherz, wenn man mich, der ich den äußersten Widerwillen habe, mit mehr als Einem Menschen auf einmahl zu sprechen, in die Nothwendigkeit setzt, mich vor großer Gesellschaft zu erklären, und mich beschämt und lächerlich macht, wofern ich das nicht thue, was meine Untüchtigkeit zum Reden zu thun mich außer Stand setzt.

Kallisthenes hat viel Witz, mit der Eigenschaft, ohne welche kein Mensch Witz haben kann, nähmlich mit einer gesunden Beurtheilungskraft verbunden. Dieser Herr versteht unter allen Menschen, die ich kenne, die Kunst gut zu spot-

ten am besten. Er bauet seinen Spott über Euch immer auf einen Umstand, den ihr im Herzen sehr geneigt seyd, ihm zuzugeben, nähmlich, daß Ihr Euch einer Ausschweifung in etwas schuldig macht, das an sich selbst löblich ist. Er merkt sehr bald, was Ihr gern seyn möchtet, und darf also Euren Zorn nicht fürchten, wenn er Euch vorwirft, Ihr wäret dieß ein wenig zu sehr. Der Freygebige läßt sich den Vorwurf der Verschwendung, und der Tapfere der ungestümen Hitze machen, ohne dadurch *gegen seinen Erinnerer* aufgebracht zu *werden*. Was man als ein Merkmahl *eines* guten Schriftstellers angegeben hat, gilt auch von dem Charakter eines guten Gesellschafters. Der gute Schriftsteller macht seinen Leser vergnügter mit sich selbst, und der angenehme Mann macht, daß seine Freunde mehr ihrer selbst, als seiner froh werden, so lange er in ihrer Gesellschaft ist. Kallisthenes thut dieß mit unnachahmlicher Laune. Er flisterte neulich einem Freunde ins Ohr, aber so laut, daß ein junger Officier, der Miene machte, sich vor der Gesellschaft ein wenig zu viel herauszunehmen, es hören konnte: Der junge Herr hat ganz das Air eines ehrwürdigen Generals. Gleich nahm der Jüngling eine ernsthafte Miene an, und betrug

sich

sich der Idee gemäß, welche die Gesellschaft, seiner Meinung nach, sich von ihm machte. Man muß zugeben, daß Kallisthenes oft einen Menschen verleitet, abgeschmackte Dinge zu seinem Ruhm vorzubringen, und sich die Zufriedenheit über sein eignes theures Selbst so sehr merken zu lassen, daß er höchst lächerlich wird; allein in diesem Fall macht der Mensch sich selbst freywillig zum Narren, und wird nicht von Andern, wider seinen Willen und Dank, dazu gemacht. Ich halte demnach dafür, daß, wenn der Spott angenehm seyn soll, ein Mensch entweder den Spott nicht merken, oder, wenn er ihn merkt, darum nicht desto schlimmer von sich denken müß.

Acetus ist von ganz entgegengesetztem Charakter, und wird allgemeiner bewundert, als Kallisthenes, aber gewiß nicht mit Recht. Acetus nimmt nie Rücksicht auf die Bescheidenheit oder Schwäche der Person, die er aufzieht; so bald nur der Stand, oder die Demuth dessen, den er anfallen will, ihm einige Ueberlegenheit über ihn gibt, geht er ihm ganz unbarmherzig zu Leibe. Er kann sich freuen, seinen besten Freund schamroth zu sehen, wenn nur ein lautes Gelächter zu seinem Beyfall ertönt. Sein Spott richtet immer kleine Trennungen und Parteyen in der

Gesellschaft an; da hingegen die Spöttereyen des Kallisthenes sie noch herzlicher und vertrauter, und jeden nicht nur mit sich selbst, sondern auch mit allen übrigen in der Gesellschaft, vergnügter machen.

Sollen Spöttereyen etwas taugen, so müssen sie durchaus mit Güte gewürzt seyn; Ihr müßt immer den Charakter eines Freundes beybehalten, wenn Ihr Eure Ansprüche, Euch Freyheiten mit jemanden herauszunehmen, behaupten wollet. Acetus sollte aus der *menschlichen* Gesellschaft verbannet werden, weil er seine Lustigkeit auf den Verdruß dessen gründet, worüber er sich lustig macht. Nichts, als das nur gar zu gemeine Uebelwollen gegen Leute, die sich hervorthun, kann seine Gesellschaft erträglich machen; aber die, mit denen er umgeht, wissen immer sicher vorher, daß ihm da, wo er hinkömmt, einer zum Opfer werden wird, und allen Kredit, worin er wegen seines Witzes steht, verdankt er der Befriedigung, die derselbe dem bösen Herzen Andrer gibt.

Minutius hat einen Witz, der sich zu derselben Zeit, da er gegen unsre Fehler gerichtet ist, unsre Liebe gewinnt. Er besitzt die Kunst, jemanden aufzuziehen, ohne ihn schamroth zu

machen,

machen, indem er zu verstehen gibt, daß er selbst eben den Fehler besitze. Dieß thut er mit solcher Geschicklichkeit, daß er mehr sich selbst zu beklagen, als seinen Freund anzufallen scheint.

Man muß wirklich erstaunen, wenn man sieht, wie allgemein herrschend die barbarische Freyheit ist, einander Verdruß zu machen. Oft sollte man denken, man streite in die Wette, wer sich Andern am meisten zuwider machen könne. Anspielungen auf vergangene Thorheiten, Winke, die an etwas erinnern, das ein Mensch gern auf ewig vergessen möchte, und auch von aller Welt vergessen zu werden verdient, werden gemeiniglich, selbst in Gesellschaften unter Leuten von Stande, vorgebracht. Man stößt nicht mit der Geschicklichkeit eines Fechters, sondern zerhaut mit der Grausamkeit eines Fleischers. Es ist, dünkt mich, unter dem Charakter menschlicher und wohl gesitteter Leute, der Lustigkeit und Freude fähig zu seyn, so lange einer in der Gesellschaft ist, der Verdruß und Bekümmerniß empfindet. Diejenigen, welche den wahren Geschmack der Geselligkeit haben, vergnügen sich an der wechselseitigen Mittheilung dessen, was ein jeder Gutes und Vortreffliches besitzt, nicht an einem Triumph über gegenseitige

Fehler und Unvollkommenheiten. Fortius würde für einen witzigen Kopf gehalten werden, hätte es auch nie einen Narren in der Welt gegeben; er bedarf keiner Folien, um eine Schönheit zu seyn, sondern er empfindet das natürliche Vergnügen bey Bemerkung der Vollkommenheiten Andrer, daß alle seine Bekannten, aus Dankbarkeit, seine eignen Fehler übersehen.

Nach diesen verschiednen Charaktern von Leuten, die im Spotten glücklich oder unglücklich sind, wird es vielleicht nicht undienlich seyn, ein wenig weiter nachzudenken, welche Art des Spotts für die angenehmste zu halten ist, und das scheint mir die zu seyn, wenn die Satire mit einer Miene von Verachtung des Fehlers, aber nicht des Uebelwollens gegen den Fehlenden, vorgebracht wird. Kongreve's Doris ist ein Meisterstück dieser Art. Es ist der Charakter eines ganz liederlichen Frauenzimmers, dessen Unverschämtheit aber, durch den feinsten Spott, zur Großmuth gemacht wird.

Ihr ganz besondres Kunststück ist,
Ob von Natur erlernt,
Ob durch Erfahrung erst erkauft,
Entscheid' ich nicht so dreist:

Wer

Wer ihre Gunst bey Nacht genoß,
Den kennt sie morgens nicht,
Staunt das Gesicht des Fremden an,
Hat nie den Mann gesehn.

Sie deckt die Wahrheit sorgsam zu,
Lügt fein Verwunderung:
Der Buhler traut den Augen nicht,
Denkt, alles war ein Traum.

Dieß schilt, wer Gutheit schlecht versteht,
Für liederlich und frech:
Allein vergessen, was man schenkt,
Ist das nicht Edelmuth?

T.

Zwey=

Zweyhundert sechs und funfzigstes Stück. (424)

Erinnerungen für Stadtleute, die des Landlebens genießen wollen.

Est, Ulubris, animus si te non deficit aequus.

Hor.

Mein Herr Zuschauer,

London, den 24sten Jul.

Ein Mensch, der es in seiner Macht hat, seine Gesellschafter zu wählen, wäre gewiß sehr zu tadeln, wenn er nicht, nach seiner besten Einsicht, solche wählte, deren Temperament und Charakter mit seinen eignen am meisten harmonirt; und wo man diese Wahl nicht hat treffen können, oder wo man sich in seiner Wahl geirret hat, und gleichwohl genöthigt ist, in derselben Gesellschaft zu bleiben, wird man sich doch gewiß am besten dabey stehen, wenn man sich so gut darein

schickt

schickt und so gelassen dabey bleibt, als man nur kann.“

„Ich weiß wohl, daß ich hiemit weiter nichts sage, als was schon tausendmahl vor mir gesagt worden; indeß aber hat doch, dünkt mich, keiner ein Recht, sich hierüber zu ärgern, als wer sich nie gegen diese Regel vergeht. — Doch Vorreden bey Seite, da dieß die Jahreszeit ist, in welcher so viele Menschen von jedem Geschlecht und Stande, diesen Sitz der Geschäfte und der Vergnügungen verlassen, um ihn mit der Einsamkeit des Landlebens zu vertauschen, so halte ich es nicht für undienlich, ihnen zu rathen, daß sie ja einen so großen Vorrath von guter Laune mitnehmen, als sie nur können; denn wird gleich das Landleben als das angenehmste von allen beschrieben, und ist es gleich vielleicht wirklich so, so ist es das doch nur für die, welche die Kunst verstehen, der Muße und der Einsamkeit recht zu genießen.“

„Was die betrifft, welche nicht ohne beständige Hülfe von Geschäften oder Gesellschaft leben können, so mögen sie bedenken, daß es auf dem Lande keine Börse, keine Komödienhäuser, keine solche Menge von Kaffehäusern, noch so manche von den andern Ergetzlichkeiten gibt, die ihnen

hier

zu eben so vielen Erhohlungen von den täglichen Verdrießlichkeiten in ihrer Familie dienen; sondern daß sie dort den größten Theil ihrer Zeit mit sich selbst und zu Hause zubringen müssen, und sie also wohl thun werden, ehe sie die liebe Stadt verlassen, zu überlegen, wie es ihnen auf dem Lande gefallen wird."

„Ich erinnere mich, Herr Zuschauer, daß Sie uns im vorigen Jahre von Herrn Rogers Landsitze sehr unterhaltende Nachrichten gaben; und erwähne ihrer hier um desto mehr, weil es fast unmöglich ist, nicht vergnügt zu leben, wo der Herr der Familie so gesinnt ist, wie Sie dort Ihren Freund schildern, und dieser also, in Ansehung seines häuslichen Charakters, nicht zu oft Andern zur Nachahmung empfohlen werden kann. Wie liebenswürdig ist nicht das Wohlwollen, die Freundlichkeit und Gesprächigkeit, womit er seinen Nachbarn, und jedem, selbst dem Geringsten seiner Hausgenossen begegnet? Und doch, wie selten wird es nachgeahmt! Statt dessen hört man gewöhnlicher Weise nichts, als bösartige Zänkereyen, Lärmen, Poltern und Schelten — Ich gebe hier diesen Wink, weil die Laune und Gesinnung des Oberhaupts auf alle übrigen Theile eines Hauses den größten Einfluß hat."

Har-

„Harmonie, Gefälligkeit und gutes Verneh-
men zwischen Verwandten und Bekannten ist das
größte Vergnügen des Lebens. Dieß ist eine un-
gezweifelte Wahrheit, und doch sollte man, nach
dem Verhalten der Welt zu urtheilen, fast über-
redet werden, das Gegentheil zu glauben; denn
wie kann man sich sonst einbilden, daß die Men-
schen so emsig beflissen seyn sollten, sich das Leben
sauer zu machen? Was kann sie bewegen, bey
jeder *kleinsten Gelegenheit* Verdacht und Arg-
wohn *gegen einander* zu hegen und zu nähren?
Und doch ist es so. Es gibt Leute, die, wie es
scheint, ein Vergnügen daran finden, Andern
lästig und verdrießlich zu seyn, die, wie **Cicero**
sich ausdrückt, mira sunt alacritate ad litigandum,
nicht froher sind, als wenn sie zanken kön-
nen. Und so geschieht es denn, daß es sehr we-
nige Familien gibt, in denen man nicht Zwistig-
keiten und Feindseligkeiten fände, ungeachtet es
eines jeden Interesse ist, da besonders, sie zu
vermeiden, weil keiner, wie ich gern hoffen möchte,
einem andern Verdruß macht, ohne selbst einen
Theil desselben zu empfinden. — Doch, ich bin
weiter gegangen, als mein Vorsatz war, und hätte
bald meine eigentliche Absicht vergessen, die keine
andre war, als Ihnen zu sagen, wie schwer es

uns

uns Leuten wird, die wir den größten Theil unsrer Zeit in der Stadt leben, so lange Ferien auf dem Lande hinzubringen; wie sehr wir uns selbst und einer dem andern zur Last werden, wenn unsre Gesellschaft so sehr eingeschränkt ist; so daß wir um Michaeli gemeiniglich wie die Katzen und die Hunde leben, und uns eben so frey unsre Meinung einander ins Gesicht sagen, als wir es von andern Menschen hinter ihrem Rücken thun. Meine Bitte wäre also, daß Sie uns dann und wann eine gute Lektion über die *Aufgeräumtheit* und *Verträglichkeit geben möchten*, ein Familienstück, welches, da wir alle Sie sehr lieb haben, hoffentlich guten Einfluß auf uns haben würde."

„Nach diesen simpeln Bemerkungen, erlauben Sie mir, Ihnen noch kürzlich zu erzählen, was eine Gesellschaft meiner Bekannten, die jetzt aufs Land gereist sind, unter sich abgeredt hat, um den vorhin gedachten Uebeln auszuweichen. Die Gesellschaft besteht aus zehn bis zwölf Personen, die alle gleich gut gegen einander gesinnt sind, aber sehr verschiedne Talente und Neigungen haben; weshalb sie denn hoffen, daß die Verschiedenheit ihrer Temperamente nur desto mehr Verschiedenheit und Abwechselung in ihre

Ver-

Vergnügungen bringen werde. Da aber doch immer in einer und eben derselben Gesellschaft, entweder aus Mangel an genugsamer Abwechselung der Gegenstände, oder aus andern dergleichen Ursachen, eine gewisse Sattheit entstehen wird, die leicht in üble Laune oder Mißvergnügen übergehen könnte; so haben sie einen großen Flügel des Hauses zu einer Art von Lazareth bestimmt. Wer nun irgend etwas Mürrisches sagt, oder sonst etwas thut, das Grämlichkeit oder *Uebelwollen gegen die* Gesellschaft verräth, wird alsobald in seine *Krankenstube im* Lazareth gebracht, woraus er nicht eher erlöst wird, als bis er durch die Art seiner Unterwerfung, und die Gesinnungen, die er in seiner zu diesem Ende übergebenen Bittschrift äußert, sich wieder zur Gesellschaft qualificirt; worüber die meisten Stimmen entscheiden. Sie müssen wissen, daß alle lieblosen Worte, oder unzufriednen Gebehrden schon ein hinlänglicher Grund zur Verbannung sind. Wer mit einem Bedienten hitzig spricht, einen von der Gesellschaft etwas zweymahl sagen läßt, oder sonst etwas thut, das Unachtsamkeit oder üble Laune verräth, wird ohne Gnade für strafbar erkannt. Wer aber, so bald er merkt, daß die böse Laune ihm ankömmt, sich freywillig

entfernt, soll bey seiner Rückkehr aus der Krankenstube mit dem höchsten Zeichen von Achtung aufgenommen werden. Durch diese und andre heilsame Veranstaltungen hoffen sie, wo nicht einander gänzlich zu heilen, doch wenigstens dafür gesorgt zu haben, daß die üble Laune des Einen den Uebrigen von der Gesellschaft nicht lästig werde. Die Gesellschaft hat noch manche andre Regeln zur Erhaltung ihrer Ruhe und Heiterkeit festgesetzt, deren Wirkungen, nebst den Vorfällen, die sich unter ihnen eräugnen, Ihnen von Zeit zu Zeit zum gemeinen Besten mitgetheilt werden sollen von

Ihrem rc.

R. O.

T.

Zweyhundert sieben und funfzigstes Stück. (425)

Allegorischer Traum von den vier Jahrszeiten.

Frigera mitescunt Zephyris; Ver proterit Aestas
Interitura, simul
Pomifer Autumnus fruges effuderit; et mox
Bruma recurrit iners.

HOR.

Mein Herr Zuschauer,

Fast nichts gewährt mir ein so großes Vergnügen, als der Genuß eines kühlen Abends nach dem Ungemach eines heißen schwülen Tages. Nie empfand ich dieß mehr, als vor einigen Tagen, da ich voller Freude die Sonne untergehen sah, um der Kühle des Abends in meinem Garten zu genießen, welcher mir dann die angenehmsten Stunden meiner Existenz von allen vier und zwanzigen gewährt. Augenblicklich eilte ich aus mei-

nem Zimmer hinunter. Man steigt erst durch zwölf steinerne Stufen in einen großen viereckten Platz herab, welcher in vier gleiche Grasstücke abgetheilt ist, auf deren jedem eine Statue von weißem Marmor steht. Dieser Platz ist von einem großen Parterre durch eine niedrige Mauer getrennt, und aus dem kömmt man durch ein eisernes Thor in eine lange breite Allee von hohen Ulmen, mit dem feinsten Rasen bedeckt, und zu jeder Seite durch einen Kanal begränzt, welcher diesen Spaziergang zur Rechten von einer Wildniß voller Gänge und Lauben, und zur Linken von einer Art von Amphitheater absondert, welches mit einer Menge von Pomeranzen und Myrthen angefüllt ist. Der Mond schien sehr helle, und vertrat mir aufs angenehmste die Stelle der Sonne, indem er mir, ohne ihre beschwerliche Hitze, so viel Licht schenkte, als nöthig war, tausend reizende Gegenstände zu entdecken. Sein Wiederschein im Wasser, das Fächeln der Winde, welches in den Blättern flisterte, die zärtlichen Melodien der Drossel und der Nachtigall, und die Kühle der Gebüsche und Gänge, alles vereinigte sich, mich alle unangenehmen Gedanken vergessen zu machen, und versetzte mich in eine Seelenruhe, die, wie ich glaube, zunächst

an

an die Glückseligkeit jenes Lebens gränzt. In dieser süßen Einsamkeit fielen mir ganz natürlich einige Verse aus Miltons Gedicht Il Penseroso ein, deren Ideen meiner damahligen Gemüthsstimmung sehr angemessen waren."

Dir, süßer Vogel, der du das Getümmel
Der Thorheit fliehest, melodienreichster
Und schwermuthsvollster Sänger, schleich' ich oftmahls
In Büschen nach, dein Abendlied zu hören;
Entbehr' ich dich, so wall' ich unbelauschet
Zum weichen glatt beschornem Rasenplane,
Die Wanderschaft des Mondes anzuschauen,
Der kühn zu seiner Mittagshöhe klimmet,
Mit Fleiß sich in den pfadelosen Feldern
Des blauen Aethers zu verirren scheinet;
Oft aus der Wolke Vließ das Haupt hervorstreckt,
Tief unter sich den Erdball anzublicken.

Und o! dann falle sanft ein gaukelhafter
Geheimnißreicher Traum von jugendlicher
Gestalt, die Luft mit leichten Schwingen fächelnd,
Mir auf die Stirn herab; und wach' ich wieder,
So schalle ein himmlisches Koncert rings um mich,

Und über mir und unter mir, zur Wonne
Des Menschen aufgeführt von Geistern, oder
Dem unsichtbaren Genius des Waldes.

„Ich machte hierauf meine Betrachtungen über die lieblichen Abwechselungen des Tages und der Nacht, über die reizende Abwechselung der Jahrszeiten und ihre Wiederkehr in einem beständigen Zirkel; und o! sagte ich, könnte ich doch aus diesem Winter meiner Jahre zurückkehren in meinen ersten Frühling der Jugend und Lebenskraft! Aber ach! das ist unmöglich. Alles, was mir übrig bleibt und noch in meinen Kräften steht, ist, die Uebel, die ich fühle, durch ein gelassenes zufriedenes Gemüth, und durch den Genuß der Freuden zu erleichtern, die diese Einsamkeit mir gewährt. In diesen Gedanken setzte ich mich auf eine Bluhmenbank nieder, und verfiel in einen Schlummer. Ob er eine Wirkung der frischen Düfte, oder meiner damahligen Gedanken war, weiß ich nicht; aber mir dauchte, ich sähe den Genius des Gartens vor mir stehen, und in dem Spaziergange, worin ich lag, folgendes Drama von dem Umlauf der Jahrszeiten vor mir aufführen, welches ich, selbst damahls im Traume, niederzuschreiben und dem Zuschauer zuzusenden beschloß.“

„Die

„Die erste Person, die ich auftreten und sich mir nähern sah, war ein Jüngling von der schönsten Miene und Bildung, wiewohl er noch nicht die genaue Proportion und Symmetrie der Theile zu haben schien, die ein wenig mehr Zeit ihm gegeben haben würde; gleichwohl zeigte sich eine solche Blüthe, solche Zufriedenheit und Freude auf seinem Gesicht, daß mir seine Gestalt die schönste schien, die ich je gesehen hatte. Er trug einen *fliegenden* Mantel von grüner Seide mit Bluhmen *gestickt; sein Kopf* war mit Rosen bekränzt, und eine Narcisse *hielt* er in der Hand; Primeln und Veilchen sproßten unter seinen Füßen auf, und die ganze Natur erheiterte sich bey seiner Annäherung. Flora ging ihm zur einen Seite, und **Vertumnus** zur andern, in einem Gewande von wechselfarbiger Seide. Auf einmahl ward ich etwas bestürzt, indem ich plötzlich die Strahlen des Mondes mit blendendem Glanze von einer Waffenrüstung zurückprallen, und einen von Haupt bis zu Fuß bewaffneten Mann mit gezogenem Schwerte sich nähern sah. Der Genius sagte mir bald, es sey der **Mars**, welcher sich schon lange eine Stelle unter den Begleitern des **Frühlings** angemaßt habe. Er machte aber einer andern Erscheinung Platz; dieß war die

Venus, ohne alle Zierathen, nur durch ihre Schönheit geschmückt, noch mehr aber durch ihren Gürtel, mit welchem sie einen Globus umschlungen hatte, welchen sie in ihrer rechten Hand hielt; in der linken hatte sie einen goldenen Scepter. Ihr folgten die Grazien mit in einander geschlungenen Armen; ihre Gürtel waren aufgelöst, und sie bewegten sich nach der Melodie einer lieblichen Musik, indem sie leicht und anmuthsvoll über den Boden weghüpften. Hierauf kamen die drey Monathe, welche dieser Jahrszeit angehören. Als der März sich mir näherte, glaubte ich in seinen Blicken etwas Trübes und Rauhes zu sehen, welches einem Monath, der einer so milden Jahrszeit zugetheilt worden, gar nicht angemessen zu seyn schien; so wie er aber näher kam, wurden seine Mienen unvermerkt immer sanfter und freundlicher: er entrunzelte seine Stirne, und sah mich mit einem so lieblichen Gesicht an, daß ich mich nicht enthalten konnte, seinen Abschied zu bedauren, ungeachtet er dem April Platz machte. Dieser erschien in aller nur ersinnlichen Lustigkeit, und tausend Vergnügungen begleiteten ihn. Sein Blick war oft etwas bewölkt, ward aber bald wieder heiter, und blieb am Ende immer lächelnd. Nun kam der May

in Begleitung Amors, der einen gespannten Bogen hielt, in der Stellung, als ob er einen Pfeil abschösse; indem er bey mir vorüberging, hörte ich, wie mich dünkte, ein verwirrtes Geräusch von zärtlichen Klagen, holden Entzückungen, schmachtenden Seufzern, Gelübden ewiger Treue, und eben so vielen Vorwürfen der Treulosigkeit, welches alles der Wind verwehte, so bald es mein Ohr erreicht hatte. Hiernächst erschien ein Mann, in voller Reife und Kraft des Alters: seine Gesichtsfarbe war sanguinisch und rothbraun, sein Haar schwarz, und in schönen Locken über seine Schultern herabwallend; ein Mantel von haarfarbener Seide hing nachlässig über ihm. Er eilte mit schnellen Schritten dem Frühlinge nach, und suchte die Schatten und kühlen Quellen im Garten. Er hatte es besonders gern, wenn ihn ein Haufen von Zephyren mit ihren Flügeln fächelten. Zwey Gefährten gingen ihm zu beiden Seiten, die ihn ausnehmend reizend machten: Aurora mit ihren Rosenfingern und bethauten Füßen, grau gekleidet; und in einem azurfarbnen Gewande, mit goldnen Punkten besetzt, Hesperus, dessen Athem er einzog, wenn er über einen Strauß von Geißblatt und Tuberosen dahinfuhr, den er in seiner

Hand hielt. Pan und Ceres folgten ihnen mit vier Schnittern, die nach dem Klange von Rohrpfeifen und Cymbeln herumtanzten. Hierauf kamen die begleitenden Monathe. Junius hatte noch einige geringe Aehnlichkeit mit dem Frühlinge; die andern beiden aber schienen weniger muntere Schritte zu thun, besonders Augustus, weil die halbe Zeit durch, die er auf dem Schauplatz war, der Hundsstern ihm gerade auf den Kopf brannte. Sie traten ab, und machten einem Manne Platz, der schon ein wenig von der Last der Jahre gebückt zu seyn schien. Sein langer Bart und voll ausgewachsenes Haar war schon halb grau, sein Kleid, welches er um sich zugegürtet hatte, war von gelblicher Farbe, fast wie die abgefallenen Blätter, auf denen er ging. Er trug eine Menge von Früchten in den Händen, wodurch er aber bey mir die Verdrängung der vorigen Scene kaum wieder gut machte. Der Ueberfluß ging zu seiner Seite mit einem gesunden frischen Gesicht, und schüttete aus einem Horn alle verschiedenen Produkte des Jahrs. Pomona folgte ihm mit einem Glase Obstwein in der Hand, nebst dem Bacchus, auf einem Wagen von Tigern gezogen, und von einem ganzen Trupp Satyrn, Faunen und Sylvanen be-

gleitet. September, welcher hiernächst kam, schien in seinen Blicken einen neuen Frühling zu versprechen, und trug die Uniform jener Monathe. Der folgende Monath war ganz von Traubensaft bespritzt, als käme er eben von der Kelter. November, ob er gleich zu dieser Gesellschaft gehörte, stand doch so oft still, daß er dem Winter geneigter zu seyn schien, der ihm dicht auf dem Fuße nachfolgte. Er erschien in der Gestalt eines ganz abgelebten alten Mannes: sein dünnes Haar war so weiß, daß es wahrer Schnee zu seyn schien; seine Augen waren roth und scharf, und sein Bart hing voller Eiszapfen. Er hatte sich in Pelzwerk eingemummt, und war doch so erfroren, daß seine Glieder alle erstarrt, und sein Körper gegen die Erde gekrümmt war, so daß er sich nicht hätte aufrecht halten können, wenn nicht Komus, der Gott des Schmauses, und Nothwendigkeit, die Mutter des Schicksals ihn zu beiden Seiten gestützt hätten. Die Gestalt und der Mantel des Komus war eins von den Dingen, die mich am meisten in Verwunderung setzten: da er sich mir näherte, schien seine Miene mir die einnehmendste, die ich je gesehen; auf dem vordern Theil seines Mantels war die Freude, die Wonne und

das Vergnügen abgebildet, nebst tausend Sinnbildern der Lust, und Scherzen mit Gesichtern, die zu gleicher Zeit nach entgegengesetzten Seiten hin sahen; da er aber von mir wegging, erstaunte ich über eine Gestalt, die mit seinem Vordertheile so wenig übereinkam. Sein Kopf war kahl, und alle seine übrigen Glieder schienen alt und ungestalt. Auf dem hintern Theile seines Mantels sah man den Mord mit verstörten Haaren und einem blutigen Dolch, den Zorn in scharlachfarbenem Kleide, und den Verdacht, mit beiden Augen *schielend*; was aber am stärksten ins Auge fiel, war die Schlacht der Lapithen und Centauren. Ich verabscheute eine so gräßliche Gestalt, und wandte meine Augen auf den Saturn, der sich mit einer Sichel in der einen, und einem Stundenglas in der andern Hand, unbemerkt hinter ihm herschlich. Hinter der Nothwendigkeit ging Vesta, die Göttinn des Feuers, mit einer Lampe, die an Oehl nie Mangel litt, und deren Flamme ewig brannte. Sie erheiterte die gefurchte Stirne der Nothwendigkeit, und erwärmte sie so sehr, daß sie beinahe die Mienen und die Gestalt der Wahl angenommen hätte. December, Januar und Februar, alle in Pelzen, folgten

zuletzt. Es war wenig Unterschied unter ihnen zu finden, und sie waren mehr oder weniger unangenehm, je nachdem sie mehr oder weniger Eile zu der erwünschten Rückkehr des Frühlings blicken ließen."

Z.

Zweyhundert acht und funfzigstes Stück. (426)

Geschichte Valentins, eines Alchymisten.

— — Quid non mortalia pectora cogis
Auri sacra fames! —

VIRG.

Einer meiner Freunde, ein sehr unterhaltender Gesellschafter, nahm mich neulich in seinem Wagen zum Mittagsessen mit sich aufs Land, und fiel unter Weges auf die schuldige Sorge der Aeltern für ihre Kinder, und die gebührende

Ehrfurcht und Liebe der Kinder gegen ihre Aeltern. Er sprach von der Succession besonderer Tugenden und Eigenschaften, die sich vielleicht von der einen Generation auf die andre forterben könnten, wenn diese Pflichten gegenseitig beobachtet würden. Wie er aber immer seinen gründlichsten Bemerkungen und Vernunftschlüssen einen Anstrich von Scherz und Laune zu geben weiß, so that er es auch dießmahl durch folgende Erzählung.

Ich kann nicht dafür gut sagen, in welchem Jahrhundert, oder unter welcher Regierung es war, daß dieser Mangel gegenseitigen Zutrauens und guten Vernehmens zwischen Vater und Sohn der Familie der Valentine in Deutschland das Garaus machte. Basilius Valentinus war ein Mann, der den höchsten Gipfel der Vollkommenheit in der Hermetischen Kunst erstiegen hatte. Er weihte auch seinen Sohn Alexandrinus in den Mysterien derselben ein; allein, wie Sie wissen, sind diese nur dem zugänglich, der keine Mühe und Arbeit scheut, der fromm, keusch, und reines Herzens ist; und Basilius offenbarte ihm daher, wegen seiner Jugend und der in diesem Alter leider zu natürlichen Ungebundenheit und Ausschweifungen, die größten Geheimnisse,

die

die er im Besitz hatte, nicht, weil er wohl wußte, daß die Operation derselben in den Händen eines Menschen, der noch so sehr von Irrthum und Thorheit befangen war, als Alexandrinus, allezeit mißlingen würde. Als er aber endlich, aus der plötzlichen Abnahme seiner Seelen- und Leibeskräfte, schloß, daß sein Ende sich nahe, rief er den Alexandrinus herein, hieß ihn alle Bedienten einen nach dem andern aus dem Hause schicken, und alles wohl verschließen, damit keiner sie behorchen könnte, und nachdem er ihn also auf große Entdeckungen vorbereitet und ihm neben sein Bette sich hatte niedersetzen lassen, offenbarte er ihm, mit der Feyerlichkeit und in der Sprache eines Adepten, das wichtigste seiner Geheimnisse. Mein Sohn, sprach er, viele Nächte hat dein Vater durchwacht, lange hat er geforscht, unablässig und unermüdet gearbeitet, nicht nur um seiner Nachkommenschaft ein großes Vermögen zu erwerben, sondern auch es dahin zu bringen, daß er keine Nachkommenschaft haben möchte. Erschrick nicht, mein Kind; ich meine nicht, daß ich dich verliehren, sondern daß ich dich nie verlassen will, und daß man also von mir nicht wird sagen können, daß ich Nachkommenschaft habe. Siehe da, mein theurester

Alexan-

Alexandrinus, die Wirkung dessen, was in neun Monathen erzeugt ward. Wir dürfen der Natur nicht entgegen arbeiten, sondern müssen ihr folgen und in ihren Wirkungen behülflich seyn: gerade so lange, als ein Kind im Mutterleibe zubringt, währt auch die Bereitung dieser Wiederbelebungsmittel. Siehe hier diese kleine Flasche und dieß Töpfchen; in diesem ist eine Salbe, in jenem eine Essenz. Beide, mein Sohn, besitzen die Kraft, das Triebwerk des Lebens, wenn es eben abgelaufen, aufs neue in den Gang zu bringen, und dem menschlichen Körper neue Kräfte und neue Lebensgeister zu ertheilen, kurz, alle Organen und Sinne desselben wieder zu erneuern, und zwar auf eine so lange Dauer, als er vorhin, von seiner Geburt bis an den Tag, da man diese Arzneyen anwendet, genossen hatte. Aber, mein liebster Sohn, man darf ja nicht versäumen, sie gleich binnen den ersten zehn Stunden, nach dem letzten Athemzuge, da der Körper noch Lebenswärme besitzt und zur Auferweckung fähig ist, zu appliciren. Ich fühle jetzt, daß mein durch anhaltende Arbeit und Meditation zerrütteter Körper seinem Ende nahe ist; und beschwöre dich daher, mich, so bald ich todt bin, mit dieser Salbe zu bestreichen. So bald du dann siehst,

daß

daß ich mich zu regen anfange, so gieße mir diese unschätzbare Essenz in den Mund, ohne welche die Kraft der Salbe unwirksam seyn würde. Auf diese Weise wirst du mir das Leben geben, wie ich es dir gegeben habe; und von der Stunde an soll die Autorität, welche das Geschenk des Lebens dem einen Menschen über den andern gibt, unter uns aufhören; wir wollen als Brüder leben, und neue Arzeneyen auf den nächstfolgenden Zeitpunkt bereiten, welcher den Gebrauch ebenderselben Wiederherstellungsmittel erfodern wird. — Hiermit übergab er seinem Sohn diese wunderthätige Arzneyen, und einige Tage darauf starb er. Aber ach! so groß war der fromme Schmerz des Sohnes über den Verlust eines so vortrefflichen Vaters, die Heftigkeit des ersten Grams machte ihn so ganz unfähig, irgend etwas zu denken oder zu thun, daß ihm die Arzneyen nicht eher einfielen, als bis die Zeit, auf die sein Vater ihre Wirksamkeit eingeschränkt hatte, verflossen war. Die Wahrheit zu sagen, Alexandrinus war ein Mann nach der Welt, der nur seinem Vergnügen nachgejagt hatte; er bedachte daher, daß sein Vater seine natürliche Zeit ausgelebt hätte, denn er hatte bey seiner gleichförmigen und ordentlichen Lebensart ein ho-

hes Alter erreicht; daß er selbst hingegen, als ein armer Sünder, ein neues Leben bedürfe, um das sehr böse, welches er bisher geführt hatte, wieder gut zu machen. Er beschloß also, indem er sein Herz prüfte, während dieser seiner natürlichen Existenz auf den bisherigen Fuß fortzuleben, hernach aber wahre Buße zu thun, und das neue Leben, welches der Gebrauch dieser Wundermittel, wenn sein Stündlein gekommen wäre, ihm wiedergeben würde, sehr tugendhaft und fromm hinzubringen.

Man hat bemerkt, daß *die* Vorsehung oft die *Selbstliebe* derjenigen, welche gern übermäßig viel für ihre Nachkommen thun möchten, mit Kindern straft, die an Charakter und Sinnesart sehr tief unter ihnen sind, so daß sie weiter nichts, als ihre Nahmen, auf diejenigen forterben, die tägliche Beweise geben, wie fruchtlos und eitel alle Mühe und Ehrbegierde ihrer Vorfahren gewesen ist.

So ging es auch in der Familie des Basilius. Alexandrinus wußte keinen bessern Gebrauch von seinem großen Vermögen zu machen, als daß er es zur ausschweifendsten Pracht, zu kostbarem Hausgeräth und glänzender Equipage verwendete; und so lebte er, bis er sein Ende

nahe fühlte. Wie Basilius mit einem ihm sehr ungleichen Sohn gestraft war, so ward Alexandrinus durch einen von sehr ähnlichem Charakter heimgesucht. Böse Menschen sind natürlicher Weise argwöhnisch, und Alexandrinus hatte, außer diesem Argwohn, noch Beweise von der lasterhaften Gemüthsart seines Sohnes Renatus; denn so hieß er.

Da Alexandrinus also, aus sehr guten Gründen, es für unsicher hielt, das wahre Geheimniß seiner Flasche und seines Salbentopfs irgend einem lebendigen Menschen anzuvertrauen so glaubte er nicht sicherer gehen zu können, als wenn er die Hoffnung seiner Auferstehung nicht auf die Güte, sondern auf die Habsucht seines Wohlthäters baute.

In dieser Absicht rief er den Renatus an sein Bette, und redte ihn mit der feyerlichsten Miene und dem beweglichsten Tone an. So sehr du, mein Sohn, so wie ich vor dir, der Eitelkeit und dem Vergnügen auch ergeben gewesen, so haben wir beide doch weder dem Ruhm, noch den guten Wirkungen der tiefen Einsichten unsers Vorfahren, des berühmten Basilius, entgehen können. Sein Symbolum ist in der philosophischen Welt sehr bekannt, und nie werde ich des

ehrwürdigen Ansehens vergessen, das über sein Angesicht verbreitet war, als er mich in den tiefen Geheimnissen der Smaragdenen Tafel des Hermes einweihte. Es ist wahr, sagte er, und weit über allen Schatten von Betrug erhaben, daß das Geringere dem Höheren gleich ist, durch welches alle Wunder eines gewissen Werks erlangt und zur Vollkommenheit gebracht werden. Der Vater desselben ist die Sonne, die Mutter der Mond, der Mutterleib der Wind, und die Erde die Säugamme und Mutter aller Vollkommenheit. Alles dieß muß mit Demuth und Weisheit angenommen werden. Die Alchymisten mischen in ihr Geschwätz immer eine seltsame Art von Frömmigkeit, die bey großen Liebhabern des Geldes gewöhnlich, und nichts mehr ist, als der Selbstbetrug, da sie sich einbilden, daß die Strenge ihrer Sitten und ihr ordentliches Leben (deren Grund aber bloß zeitliche Absichten sind), nahe an die Unschuld des Herzens gränze, die uns dem Himmel wohlgefällig macht. Renatus wunderte sich, seinen Vater die Sprache eines Adepten, und mit einem so großen Zusatz von Frömmigkeit reden zu hören; und Alexandrinus, vergnügt über seine Aufmerksamkeit, fuhr

fort:

fort: Diese Flasche, mein Sohn, und dieser kleine irdene Topf wird dich, bey deinem übrigen Vermögen, zu dem reichsten Mann im ganzen Deutschen Reiche machen. Ich bin jetzt im Begriff den Weg alles Fleisches zu gehen, aber mein Leib wird nicht zu gemeinem Staube werden. Hierauf nahm er eine ganz heitre Miene an, und sagte ihm, daß, wenn er binnen einer Stunde nach seinem Tode, seinen ganzen Leib salbte und ihm die vom Basilius geerbte Essenz in den Mund gösse, sein Körper sich in lauteres Gold verwandeln würde. Ich unternehme es nicht, Ihnen die Scene von unverstellter Zärtlichkeit zu schildern, die zwischen diesen beiden außerordentlichen Personen vorfiel; aber, wenn der Vater die Sorge für seine Ueberbleibsel mit Eifer und Liebe empfahl, so ließ der Sohn es dagegen nicht an Betheurungen fehlen, daß er nicht das kleinste Stückchen von ihm abschneiden würde, als im Fall der äußersten Noth, oder etwa um seine jüngern Brüder und Schwestern zu versorgen.

Nun, Alexandrinus starb, und sein Leibeserbe (wie er hier mit Recht hieß) konnte sich in dem ersten Entzücken seiner Freude nicht enthalten, ehe er zu der Operation schritt, die Länge

und Breite seines geliebten Vaters zu messen, und darnach erst seinen künftigen Werth zu berechnen. So bald er den unermeßlichen Lohn seiner Bemühung wußte, begann er das Werk: aber siehe da! als er den ganzen Leichnam gesalbt hatte, und ihm nun auch die Essenz eingießen wollte, regte sich der Todte, und Renatus erschrack darüber so sehr, daß er die Flasche zerbrach.

T.

Zweyhundert neun und funfzigstes Stück. (427)

Von der Verleumdung.

Quantum a rerum turpitudine abes, tantum te à verborum libertate sejungas.

Cic.

Es ist ein sicheres Zeichen eines bösen Herzens an einem Menschen, wenn er zur Verleumdung geneigt ist. Einem gutartigen und unschuldigen Her-

Herzen kann sie schlechterdings weder Vergnügen noch Vortheile gewähren; und ihre Quelle kann daher nichts anders seyn, als Mangel oder Vernachlässigung der Eigenschaften, die einem Menschen zur Zierde gereichen, und Verdruß, eben diese Eigenschaften an einem Andern zu sehen. Denn wie könnte sonst Tugend zur Feindseligkeit reizen? Wie könnte Schönheit in einem so hohen Grade mißfallen, daß ein verleumdungssüchtiger Mensch nie von der einen oder der andern reden hören kann, ohne etwas zu ihrer Verkleinerung hinzuzusetzen? Eine gewisse Dame, die neulich bey einem Besuch von einer andern, deren eigner Charakter nicht in dem besten Rufe steht, etwas unbarmherzig angegriffen wurde, antwortete auf alle ihre Schmähungen und Grobheiten ganz gelassen: Gute Madam, schonen Sie meiner; schonen Sie eines armen Geschöpfs, das sich gar nicht mit Ihnen messen kann: ich rede von keinem Menschen Böses, und es ist mir ganz etwas Neues, von mir übel reden zu hören. Kleine Seelen glauben, der Ruhm bestehe in der Menge von Stimmen, die sie unter dem großen Haufen auf ihrer Seite haben; da er doch in der That nur der unzertrennliche Begleiter guter und wür-

diger Handlungen ist. Ruhm folgt dem Verdienst eben so natürlich auf dem Fuße nach, als der Schatten dem Körper. Freylich, wenn ihr in einem Gedränge seyd, kann man diesen Schatten nicht sehen, aber so bald seyd ihr nicht wieder im Freyen, als er auch wieder sichtbar wird. Der Müssiggänger, der Schwätzer, der Tadelsüchtige sind die Leute, die an den kleinen Histörchen, welche zum Nachtheil ihrer Nebenmenschen in der Stadt herumlaufen, am meisten Gefallen finden. Wäre es nicht um des Vergnügens willen Uebels zu reden, so würden unzählige Menschen viel zu träge seyn, je aus dem Hause zu gehen, und zu lieblos, in Gesellschaften den Mund aufzuthun. Es war recht lustig neulich, wie eine gewisse Dame, als sie einen Brief las, und an die Worte kam: **Nach allen ihren hohen Airs hat er nun, ich weiß nicht was für ein Anekdötchen erfahren, und mit der Heurath ist es aus,** mitten im Lesen ausrief: Geschwind angespannt! Daß ein junges verdienstvolles Frauenzimmer um eine vortheilhafte Partie gekommen, war eine Neuigkeit, die gar keinen Aufschub litt, weil ihr sonst leicht jemand anders mit dieser erfreulichen Zeitung bey ihren menschenliebenden Bekannten hätte zuvorkommen

kön-

können. Die Unwilligkeit, gute Nachrichten an-
zunehmen, ist eine eben so unzertrennliche Eigen-
schaft eines Verleumdungsträgers, als die Bereit-
willigkeit, böse auszubreiten. Aber ach! wie er-
bärmlich niedrig und verächtlich ist der Zu-
stand einer Seele, die sich über nichts freuen
kann, als über Dinge, worüber man weinen soll-
te! Eine solche Denkungsart war edeln Gemü-
thern immer im höchsten Grade verhaßt. Es war
ein schöner Verweis, den ein Persischer Officier
einem Soldaten gab, den er auf Alexandern den
Großen schimpfen hörte: Freund, sagte er,
man bezahlt dich, gegen Alexandern zu fech-
ten, nicht ihn zu lästern.

Cicero sagt in einer seiner Reden, da er
seinen Klienten gegen die allgemeine Verleumdung
rechtfertigt, sehr schön und wahr: „Es gibt viele,
die besondere Verbindlichkeiten gegen den Kläger
haben; viele, von denen es bekannt ist, daß sie
den Beklagten nicht gut sind; viele, die von Na-
tur der Verleumdung ergeben sind, und keinem
Menschen irgend etwas Gutes gönnen; und diese
alle mögen dazu beygetragen haben, Gerüchte
dieser Art zu verbreiten. Denn nichts ist so
schnell als Verleumdung, nichts verbreitet sich so
leicht umher, nichts wird mit größerm Willkom-

 men

men aufgenommen, nichts wird so allgemein bekannt. Ich verlange nicht, daß, wenn irgend ein Gerücht zu unserm Nachtheil nur einigen Grund hat, ihr es übersehen oder mildern sollt: aber, wenn irgend etwas behauptet wird, ohne Gewährsmann, der sagen kann, woher er es weiß, oder auf das Zeugniß eines Menschen, der vergessen hat, von wem er es gehört, oder der es von jemanden gehört, welcher so wenig Achtung verdiente, daß er es kaum der Bemerkung werth gehalten: so werdet ihr, das weiß ich, alle dergleichen Zeugnisse gewiß für viel zu unbedeutend halten, als daß ihr ihnen gegen die Unschuld und Ehre eures Mitbürgers den geringsten Glauben geben solltet." Wenn man einem bösen Gerüchte nachspürt, so verliehrt sich seine Spur gemeiniglich unter solchen Leuten, als der Redner hier anführt. Und welch ein verächtliches Geschöpf muß der seyn, der sich darum bekümmern kann, was unter so nichtswürdigen Leuten vorgeht?

In Warkwickshire gibt es ein ansehnliches, und wegen seiner innerlichen Feindseligkeiten und Zwistigkeiten vormahls ziemlich berüchtigtes Städtchen, dessen vornehmste Familien jetzt allen ihren Neid und Groll mit dem ganzen Ge-

folge von Ohrenbläsereyen nud Nackenschlägen, in Scherz und Zeitvertreib verwandelt haben; und das verdanken sie einer beißigen alten Dame, die man nicht anders als unter dem Nahmen der Frau Blaumantel kennt. Diese Heroine hatte schon seit vielen Jahren die ganze Schwesterschaft der Stadtklatschen an Erfindung, Geläufigkeit der Zunge und ungereizter Bosheit weit hinter sich gelassen. Diese gute Haut ist von dauerhafter Konstitution, nur daß sie äußerst blöde Augen und unbrauchbare Füße hat. Diese beiden Umstände, daß sie wegen ihrer Lähmung immer zu Hause sitzt, und wegen ihrer Blindheit sehr aufmerksam und neugierig ist, machen ihre Wohnung zum Sammelplatz alles dessen, was in der Stadt vorgeht, es sey Gutes oder Böses; doch scheint sie für das letztere ein ungleich besseres Gedächtniß zu haben. Noch einen andern Umstand muß man von ihr merken, daß sie nähmlich, wie die meisten alten Leute, sich viel lebhafter dessen erinnert, was sich in ihrer Jugend, als dessen, was sich in spätern Jahren zugetragen hat. Zu allem dem nehme man noch, daß sie nicht nur Niemanden liebt, sondern Jedermann haßt. Die berüchtigte Statue in Rom dient nicht halb so gut, Bosheit auszusprengen, als diese alte Dame,

die ausgesprengte Bosheit zu vereiteln. Den Urheber dessen, was ihr gesagt wird, weiß sie nie, mit der größten Fertigkeit aber weiß sie die Sache selbst wiederzuerzählen; ungeachtet sie also die ganze Stadt durchhechelt, so beleidigt sie doch keinen Menschen in derselben. Sie ist so äußerst rastlos und mürrisch, daß sie mit allem zankt, was ihr nahe kömmt, und zuweilen in der Hitze augenblicklich ihre Wohnung verändern will. Man thut dann, als ließe man ihr den Willen, führt sie eine Zeitlang in dem Hofe des Hauses, worin sie wohnt, herum, und bringt sie endlich wieder in ihr Zimmer, wo denn die Leute, zu denen sie einziehen will, und die um den ganzen Spaß wissen, bereit sind, sie zu empfangen. Zu gewissen Zeiten hohlt man die Frau des Hauses, in welchem sie nun zu wohnen glaubt, zu ihr, damit sie sich, ihrer Gewohnheit gemäß, mit ihr zanken könne. Hat man nun Lust, den Scherz weiter zu treiben, so setzt man ihr so lange zu, bis sie sich bey einer andern Familie, wo sie noch nie gewesen ist, einmiethen will; und damit packt sie sich den Augenblick fort, und erzählt ihren neuen Miethsleuten alles, was die andern von ihnen geredt haben. Auf diese Weise hat sie jedes Haus in der Stadt bewohnt, ohne je ihr Quartier verändert

zu

zu haben; und die vielen Histörchen, die jeder ihr zubringt, um diesen Betrug zu verstecken, machen sie zum allgemeinen Intelligenzblatt des Orts, worin man alles findet, was nur irgend ein Frauenzimmer gegen ein andres sagen kann. So ersterben ungegründete Anekdoten von selbst, und auch wahre erstickt man oft unter dem allgemeinen Ausdruck, womit man etwas für Fabel zu erklären pflegt: O! das ist aus den geheimen Nachrichten der Frau Blaumantel.

Jeder, der Gerüchte zum Nachtheil Andrer ohne Prüfung annimmt, verdient nicht mehr Glauben für seine Nachrichten, als diese gute Frau Blaumantel, die sich es leider gefallen lassen muß, daß man ihre Ohren betriegt, da es ihr an andern Mitteln, sich besser zu belehren, fehlt. Nimmt man nun noch dazu, daß andre Verleumdungsträger den Gebrauch der Fähigkeiten, die sie verlohren hat, unterdrücken, statt daß sie sich derselben bedienen sollten, ihren Nebenmenschen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; so kann ich, dünkt mich, zur Warnung meiner schönen Leserinnen, mit Recht sagen, daß sich bey jedem Besuch in der Stadt eine freywillige Frau Blaumantel findet.

T.

Zwey=

Zweyhundert sechzigstes Stück.
(433)
Republik der Männer.

Perlege Maeonio cantatas carmine Ranas,
Et frontem nugis solvere disce meis.

MART.

Da unsre moralische Welt aus männlichen und weiblichen Geschöpfen besteht, so ist sie von vermischter Natur, und voll von verschiednen Gewohnheiten, Moden und Ceremonien, welche nicht Statt finden würden, wenn sie nur aus Einem Geschlecht bestünde. Hätten wir kein Frauenzimmer unter uns, so würden die Mannspersonen ganz andre Geschöpfe seyn, als sie jetzt sind; ihr Bestreben, dem entgegengesetzten Geschlechte zu gefallen, verfeinert sie, und scheidet sie von den Sitten ab, die ihnen am natürlichsten sind, und treibt sie oft, sich nicht nach der Form, welche sie nach ihrem eignen Urtheil billigen, sondern nach

nach einer solchen zu modeln, von welcher sie glauben, daß sie der weiblichen Welt am angenehmsten seyn werde. Kurz, der Mann würde nicht nur ein unglückliches, sondern auch ein rohes unvollendetes Geschöpf seyn, wenn er bloß mit seines gleichen umgehen sollte.

Frauenzimmer hingegen bilden sich gern in allen Stücken mit einem Auge auf die andre Hälfte der vernünftigen Geschöpfe, mit welcher sie vermengt sind; ihre Gedanken sind immer darauf gerichtet, wie sie dem andern Geschlecht liebenswürdig scheinen mögen; sie sprechen, bewegen sich und lächeln immer mit Absicht auf uns; jede Miene ihres Gesichts, jeder Theil ihres Anzugs ist voll von Fallstricken und Lockspeisen. Es würde keine solche Geschöpfe, als Prüden oder Koketten in der Welt geben, wenn es kein solches Geschöpf gäbe, als der Mann ist. Kurz, das männliche Geschlecht ist es, was dem weiblichen Reize ertheilt, was das Einnehmende in ihren Gesichtszügen, die Grazie in ihren Bewegungen, das Liebliche in ihrer Stimme, und das Feine und Zarte in ihrer Haut und Farbe hervorbringt.

Wie nun diese wechselseitige Rücksicht der beiden Geschlechter auf einander zur Verbesserung

eines

eines jeden derselben gereicht, so bemerken wir auch, daß Mannspersonen, die so leben, als ob es gar keine solche Dinger in der Welt gäbe, wie die Frauenzimmer sind, zu rauhen und viehischen Geschöpfen ausarten; hingegen Frauenzimmer, welche Gleichgültigkeit oder Widerwillen gegen ihre Seitenstücke in der Natur haben, gemeiniglich grämlich und widerlich, schmutzig und zanksüchtig sind.

Zu diesem Gedanken veranlaßt mich ein kleines Manuskript, das mir vor kurzem in die Hände gefallen ist, und welches ich, wie verschiedne andre Merkwürdigkeiten dieser Art, meinem Leser mittheilen will, ohne ihm mit Untersuchungen über den Verfasser desselben beschwerlich zu fallen. Es enthält eine summarische Nachricht von zwey verschiednen an einander gränzenden Staaten. Der eine war eine Republik von Amazonen, oder Weibern ohne Männer; und der andre eine Republik von Männern, die kein Frauenzimmer unter sich duldeten. Da diese beiden Staaten an einander gränzten, so pflegten sie, wie es scheint, jährlich zu einer gewissen Zeit an der Gränze zusammenzukommen, wo dann diejenigen von den Männern, die nicht bereits bey einer vorigen Zusammenkunft gewählt hatten,

ten, sich mit besondern Frauenzimmern verbanden, die sie hernach, bey jeder dieser jährlichen Versammlungen, als ihre Weiber ansehen mußten. Die Kinder, welche aus dieser Verbindung entsprangen, wurden, wenn es Knaben waren, ihren Vätern zugeschickt; waren es aber Mädchen, so blieben sie bey ihren Müttern. Vermittelst dieses jährlichen Karnevals, welches etwa eine Woche dauerte, wurden die beiden Staaten von Zeit zu Zeit rekrutirt und mit Unterthanen versorgt.

Sie standen in einem beständigen Offensiv- und Defensiv-Bündniß; so daß, wenn irgend ein fremder Potentat einen von beiden angriff, beide Geschlechter zugleich über ihn herfielen, und ihn bald zur Vernunft brachten. Es ist merkwürdig, daß dieses gute Vernehmen zwischen beiden Staaten viele Jahrhunderte hindurch unverletzlich Bestand hatte, ungeachtet sie, wie gesagt, Ehemänner und Eheweiber waren; doch wird man sich darüber so sehr nicht wundern, wenn man bedenkt, daß sie nicht über eine Woche in jedem Jahre beysammen lebten.

Der Nachricht zu Folge, die mein Autor von der Männerrepublik gibt, hatten sie verschiedne sehr merkwürdige Gewohnheiten. Sie scho-

schoren ihren Bart und beschnitten ihre Nägel nicht mehr als einmahl in einem Jahre, welches denn vermuthlich um die Zeit der jährlichen Gränzversammlung war. Ich finde den Nahmen eines Staatsministers in einem Theil ihrer Geschichte, der eine große Geldstrafe erlegen mußte, weil er sich zu oft in reiner Wäsche sehen ließ; und eines gewissen Generals, der wegen seiner weibischen Weichlichkeit seiner Stelle entsetzt ward, weil verschiedne glaubwürdige Zeugen gegen ihn aussagten, daß er sich alle Morgen das Gesicht wasche. Hatte irgend ein Mitglied der Republik eine zarte Stimme, oder ein glattes Gesicht, oder ein gefälliges Wesen, so ward er in die Republik der Weiber verbannt, wo er als ein Sklave traktirt wurde, weibliche Kleidung tragen und spinnen mußte. Sie hatten keine andre Ehrentitel, als solche, die irgend eine körperliche Stärke oder Vollkommenheit bezeichneten: so nannte man den Einen den Langen, den Andern den Stämmigen, den Dritten den Groben, u. s. w. Ihre öffentlichen Streitsachen führten sie gemeiniglich mit Fußstößen und Faustthieben, so daß sie oft mit zerbrochnen Schienbeinen, blauen Augen und blutigen Nasen aus der Rathsversammlung heim

gin-

gingen. Wollten sie einen andern recht derb ausschimpfen, so sagten sie, er habe weiße Zähne, oder eine schöne Haut, oder eine weiche Hand. Der größte Mann, den ich in ihrer Geschichte finde, war einer, der eine Last von fünfhundert Pfund heben konnte, und ein Paar so ungeheure Knebelbärte trug, daß man ihres gleichen vor ihm in der Republik nie gesehen hatte. Diese Vollkommenheiten hatten ihn so beliebt gemacht, daß man glaubte, er würde sich zum Herrn des Staats gemacht haben, wenn er nicht noch gerade zu rechter Zeit gestorben wäre. Nach diesem kurzen Auszuge aus der Geschichte der Männerrepublik, will ich mich jetzt auch in der Geschichte des benachbarten Staats umsehen, der aus lauter Weibern bestand, und sollte ich irgend etwas Merkwürdiges darin finden, so werde ich nicht ermangeln, es dem Publiko mitzutheilen.

O.

Zweyhundert ein und sechzigstes Stück. (434)

Republik der Weiber.

Quales Threiciae cum flumina Thermodoontis
Pulsant, et pictis bellantur Amazones armis:
Seu circum Hippolyten, seu cum se Martia curru
Penthesilea refert, magnoque ululante tumultu
Foeminea exultant lunatis agmina peltis.

VIRG.

Nach sorgfältiger Durchlesung des in meinen gestrigen Blatt erwähnten Manuskripts, in so fern es die Republik der Weiber betrifft, finde ich Verschiednes darin, was mir die Aufmerksamkeit der Leser zu verdienen scheint.

Die Mädchen von Stande wurden, vom sechsten bis ins zwölfte Jahr in öffentliche Schulen gethan, wo sie Balgen, sich mit Knitteln herum schlagen, und andre dergleichen Vollkommenheiten mehr, lernten; so daß nichts gewöhnlicher

licher war, als ein kleines Fräulein mit Löchern in dem Kopfe oder mit zwey bis drey ausgeschlagenen Zähnen des Abends nach Hause kommen zu sehen. Hernach wurden sie im Reiten, Bogenschießen, Lanzenwerfen und Schleudern unterrichtet und in verschiedne Kompagnien vertheilt, um sie in den militärischen Uebungen vollkommner zu machen. Kein Frauenzimmer konnte eher heurathen, als bis es seinen Mann erlegt hatte. Die Modedamen spielten mit jungen Löwen, statt der Schooshündchen, und stellten sie eine Lustbarkeit an, so vertrieben sie sich die Zeit nicht mit Lomber und Piket, sondern rangen mit einander und brachten einen ganzen Nachmittag auf der Rennbahn zu. So lange die Republik existirte, hatte man keine Schamröthe gesehen, und keinen Seufzer gehört. Man kleidete und putzte sich in keiner andern Absicht, als um recht fürchterlich auszusehen: zu welchem Ende sie sich zuweilen, nach einer Schlacht, mit dem Blut ihrer Feinde schminkten. Daher ward denn auch das Gesicht, welches die meisten Narben hatte, für das schönste gehalten. Fanden sie Spitzen, Juwelen, Bänder, oder andern Schmuck von Gold oder Silber unter der Beute, die sie dem Feinde abgenommen hatten, so putzten sie ihre Pferde da-

mit, ohne daß es ihnen je einfiel, dergleichen selbst zu tragen. Jedes Mitglied der Republik, welches drey Töchter geboren hatte, genoß gewisser Rechte und Vorzüge. Der Senat bestand aus alten Weibern; denn vermöge der Landesgesetze konnte Niemand Staatsrath werden, der nicht über die Jahre des Kindergebärens hinaus war. Sie rühmten sich, ihre Republik sey schon vier tausend Jahr alt, welches aber ganz unwahrscheinlich ist, wenn wir nicht etwa annehmen, wie ich zu glauben *geneigt bin*, daß sie nach *Mondjahren gerechnet*.

Diese weibliche Republik erlitt eine große Revolution durch einen benachbarten König, welcher sie einige Jahre lang mit abwechselndem Glück bekriegt hatte, und sie endlich in einem Haupttreffen schlug. Man gibt verschiedne Ursachen dieser Niederlage an. Einige sagen, der Staatssekretär sey mit Vapeurs inkommodirt gewesen, und habe daher in verschiednen damahligen Depeschen einige große Fehler gemacht. Andre behaupten, der Premierminister sey eben schwanger gewesen, und habe daher auf die öffentlichen Geschäfte nicht alle die Sorgfalt wenden können, die eine so kritische Lage des Staats erfodert hätte; aber dieß ist mir ganz unglaublich, da es

einem

einen Fundamentalgrundsatz ihrer Verfassung, dessen ich vorhin erwähnt habe, zu widersprechen scheint. Der Grund, welchen mein Autor von diesem großen Unglück angibt, scheint mir der wahrscheinlichste; er versichert nähmlich, der General sey, gerade in der Nacht vor dem Treffen, niedergekommen, und zwar, wie Andre sagen, zu früh niedergekommen. Dem sey wie ihm wolle, diese Hauptniederlage nöthigte sie, die Männerrepublik zu Hülfe zu rufen. Allein, trotz ihrer gemeinschaftlichen Bemühungen, den siegreichen Feind zurückzutreiben, dauerte der Krieg noch viele Jahre, ehe sie ihn glücklich zu Ende bringen konnten.

Die Feldzüge, welche beide Geschlechter mit einander thaten, machten sie so gut bekannt, daß sie am Ende des Krieges keine Lust hatten, sich zu trennen. Im Anfange desselben standen sie in abgesonderten Lägern, in der Folge aber, da sie vertrauter wurden, schlugen sie ihre Zelte ohne Unterschied durch einander auf.

Von dieser Zeit an, da die Armeen aus beiden Geschlechtern vermischt waren, verfeinerten sie sich zusehends. Die Mannspersonen luden ihre Kammeradinnen in ihre Quartiere ein, und schmückten zum Empfange derselben ihre Zelte mit Bluh-

men und Zweigen aus. Gefiel ihnen etwa die eine besser, als die andre, so schnitten sie ihren Nahmen in einen Tisch, oder zeichneten ihr Bild an eine Wand, oder redeten mit ihr in einer Art von ekstatischen Sprache, woraus nach und nach Verse und Sonnetten wurden. Dieß waren die ersten Anfangsgründe der Baukunst, der Mahlerey und Poesie unter diesem wilden Volke. Nach irgend einem über den Feind erhaltenen Vortheile pflegten beide Geschlechter vor Freude mit einander herumzuspringen, und mit ihren Schwertern und Schilden ein Geklapper zu machen, welches denn in wenig Jahren verschiedne regelmäßige Melodien und ordentliche Tänze zuwege brachte.

Das Frauenzimmer beklagte sich bey diesen ausgelassenen Lustbarkeiten über die dicken buschichten Bärte und die langen Nägel ihrer Bundsgenossen, die also nun darauf bedacht waren, ihre Gestalt so zu beschneiden, wie es ihren weiblichen Freunden und Bundsgenossen am angenehmsten seyn möchte.

Hatten sie dem Feinde Beute abgenommen, so machten die Mannspersonen den Frauenzimmern, die ihnen am besten gefielen, mit dem Kostbarsten und Prächtigsten darunter ein Geschenk, und schmückten oft den Hals, den Kopf oder die

Arme ihrer Geliebten mit dem, was ihrer Meinung nach am lustigsten und artigsten aussah. Da die Frauenzimmer nun merkten, daß die Mannspersonen sie mit so großem Vergnügen betrachteten, wenn sie mit solchem Spielzeuge und Flitterstaat ausstaffirt waren, so strengten sie ihre Köpfe an, neue Erfindungen heraus zu bringen, um einander im Kriegesrathe und bey andern öffentlichen Zusammenkünften zu verdunkeln und auszustechen. Auf der andern Seite bemerkten auch die Mannspersonen, wie sehr das weibliche Herz an Putzwerk hing, und fingen daher an, sich zu verschönern, um in den Augen ihrer Gehülfinnen eine so angenehme Figur zu machen, als möglich. Kurz, dieser Umgang dauerte nicht lange, so konnte das Frauenzimmer lächeln, und die Mannspersonen liebäugeln; das schöne Geschlecht ward sanft und zärtlich, und das männliche lebhaft und gefällig.

Nachdem sie einander solcher Gestalt unvermerkt gebildet hatten, und der Krieg, welcher sich mit einer gänzlichen Besiegung ihres gemeinschaftlichen Feindes schloß, geendigt war, heuratheten die Obersten der einen Armee die Obersten der andern; die Hauptleute machten es eben so; und

das ganze Korps der gemeinen Soldaten ward ebenfalls nach dem Beyspiel ihrer Anführer gepaart. Auf diese Weise waren nun beide Republiken einander einverleibt, und wurden der blühendste und aufgeklärteste Staat in dem Theile der Welt, welchen sie bewohnten.

C.

Zweyhundert zwey und sechzigstes Stück. (435)

Ueber das Reiten des Frauenzimmers.

Nec duo sunt, at forma duplex, nec foemina dici
Nec puer ut possint, neutrumque et utrumque videntur.

Ovid.

Die meisten meiner Blätter betreffen Gegenstände, die nie ändern, sondern immer unwandelbar und eben dieselben sind. Von dieser Art

sind alle meine ernsthafteren Versuche und Abhandlungen. Eine andre Gattung derselben aber, die ich als Gelegenheitsstücke ansehe, sind die, welche durch die Thorheiten, Ausschweifungen und lächerlichen Grillen unsrer Zeiten veranlaßt werden. Denn ich betrachte mich als einen Mann, der dazu bestellt ist, über die Sitten und das Verhalten meiner Landsleute und Zeitgenossen zu wachen, und jede ungereimte Mode, jede lächerliche Gewohnheit, jede affektirte Art zu reden, die sich in der Welt blicken läßt, in dieser meiner Schrift zu Protokoll zu nehmen. Die Röcke des Frauenzimmers fingen nicht so bald an, sich aufzublasen, als ich ihre Bewegungen bemerkte. Die Partey-Schönpflästerchen hatten nicht Zeit sich in Schlachtordnung zu stellen, als ich sie schon entdeckte. Ich hatte Nachricht von der bunten Haube, so bald sie sich nur in einer öffentlichen Versammlung hatte sehen lassen. Und noch viel mehr dergleichen zufällige Dinge könnte ich hier anführen, denen ich besondre Blätter gewidmet habe. Hiedurch habe ich denn die Unordnungen, welche Gelegenheit zu ihnen gaben, so völlig darniedergeschlagen, daß ich fürchte, die Nachwelt wird kaum eine hinlängliche Idee von ihnen haben, um an den Aufsätzen Geschmack zu finden, welche

man zu der Zeit, da sie geschrieben wurden, am begierigsten las. Sie wird geneigt seyn zu glauben, die Moden und Gewohnheiten, die ich angegriffen, wären bloß Hirngespinnste von meiner eignen Erfindung gewesen, und ihre Urgroßmütter hätten unmöglich so wunderlich seltsame Geschöpfe seyn können, als sie von mir vorgestellt worden. Denke ich daher zuweilen daran, was für eine Figur die ganze Sammlung meiner Blätter über ein hundert Jahre wohl machen wird, so betrachte ich sie als so viele Stücke von altem Silbergeschirr, an denen bloß noch das Gewicht seinen Werth haben, die Form aber verlohren seyn wird.

Unter den verschiednen weiblichen Thorheiten, die ich bereits in Betrachtung gezogen habe, gibt es eine, die noch immer nicht weichen will. Ich meine diejenigen Frauenzimmer, die mit Hut und Feder, in einem Reitkleide und einer Reitperücke einhergehen, oder wenigstens ihr Haar in einen Beutel oder Zopf binden, zur Nachahmung der Herren vom gegenseitigen Geschlechte. Wie ich in meinem gestrigen Blatte von der Vermischung zweyer Geschlechter in Eine Republik Nachricht gab, so muß ich hier die Vermischung zweyer Geschlechter in Eine Person in Erwägung

ziehen. Schon mehr als einmahl habe ich mein Mißfallen über diese ungesittete Gewohnheit bezeugt; aber trotz alles dessen, was ich bisher darüber gesagt habe, versichert man mich doch, daß die Landstraßen um London noch immer sehr von diesen weiblichen Rittern heimgesucht werden.

Ich erinnere mich, daß, als ich vor einem Jahr um diese Zeit bey meinem Freunde, dem Herrn Roger von Roverley war, sich ein Frauenzimmer von diesem Ritterorden auf den Ebnen *nicht weit von* seinem Hause blicken ließ. Ich ging eben mit meinem *alten* Freunde im Felde spatzieren; und da seine Köthner von allen Seiten herzuliefen, um einen so seltsamen Aufzug zu sehen, fragte Herr Roger einen von ihnen, der bey uns vorbey kam, was denn da zu sehen wäre? O Ihro Gnaden, versetzte der Bauer, es ist, mit Erlaubniß zu melden, ein Fräulein in Wams und Filz. Dieß gab in des Ritters Hause hernach nicht wenig zu lachen, wo man uns zugleich ein Histörchen von einem andern seiner Köthner erzählte, welcher diesem männerähnlichen Frauenzimmer auf der Landstraße begegnete, und von ihr gefragt ward, ob das nicht Roverley-Hall wäre? Der ehrliche Kerl, welcher bloß den männlichen Theil des Fragenden sah, erwiederte:

Ja,

Ja, mein Herr! Auf die zweyte Frage aber, ob Herr Roger von Koverley verheurathet sey? während welcher ihm der Unterrock ins Auge gefallen war, stimmte er seinen Ton um in Nein, Madam.

Hätte sich ein solcher Zwitter in Juvenals Zeiten sehen lassen, mit welchem Unwillen würde dieser vortreffliche Satiriker sie nicht beschrieben haben! Gewiß hätte er sie in ihrem Reithabit als ein grösseres Ungeheuer, wie den Centaur, vorgestellt; hätte Opfer und Reinigungswasser aufgeboten, um die *üble* Vorbedeutung eines solchen Wunderzeichens abzuwenden; hätte die Schatten der Portia und Lukretia aufgerufen, zu sehen, in was für Gestalten das Römische Frauenzimmer sich verwandelt hätte.

Was mich betrifft, so gehe ich gern zärtlicher mit dem schönen Geschlecht um, und habe mich bisher wirklich immer der gelindesten und sanftesten Mittel bedient, sie von jeder kleinen Ausschweifung, wozu sie sich zuweilen unversehens hinreißen lassen, zurückzubringen. Gleichwohl halte ich es doch auch für unumgänglich nothwendig, die Scheidewand zwischen beiden Geschlechtern aufrecht zu erhalten, und die kleinsten Eingriffe, welche das eine in die Rechte des andern

thut,

thut, nicht ungerügt hingehen zu lassen. Ich hoffe daher, daß ich keine weitern Klagen über diesen Gegenstand hören werde. Gewiß müssen meine Schülerinnen, welche diese meine täglichen Betrachtungen lesen, sehr wenig von denselben profitirt haben, wenn sie fähig sind, eine solche Amphibiengestalt anzunehmen. Ich würde dieß nicht erwähnt haben, wäre mir nicht vor kurzem eine dieser meiner Leserinnen im Hide-Park begegnet, die mir mit einer männlichen Unverschämtheit ins Gesicht sah, und ihren Hut gegen mich ins Auge drückte, als hätte sie mich herausfodern wollen.

Ich habe einen allgemeinen Schlüssel zu dem Verhalten des schönen Geschlechts. Sehe ich, daß es in irgend einem Theil seines Anzuges etwas Besonderes affektirt, so schließe ich daraus, daß es nicht ohne irgend eine üble Absicht geschieht; und zweifle daher nicht, daß es mit dieser seltsamen Mode darauf abgesehen ist, unter dem männlichen Geschlechte desto leichter Eroberungen zu machen. Um sie nun in diesem Stück auf andre Gedanken zu bringen, so mögen sie selbst urtheilen, ob es wohl nicht viel wahrscheinlicher ist, daß uns eine ganz weibliche Figur einneh-

nehmen wird, als eine solche, die wir täglich in unsern Spiegeln sehen können? oder, sie mögen in sich selbst zurückgehen, und einmahl ihr Herz fragen, wie es ihnen gefallen würde, eine Mannsperson zu Pferde in seiner Reithose, Stiefeln und Sporen, und zu gleicher Zeit in einer Enveloppe und Dormeuse zu sehen?

Ich muß bemerken, daß diese Mode zuerst aus Frankreich zu uns kam, einem Lande, welches alle Nationen Europens mit seinem Leichtsinn angesteckt hat. Ich sage dieß nicht, um ein ganzes Volk zu verkleinern, da ich mehr als einmahl über solche allgemeine Ausfälle auf ganze Reiche und Staaten mein Mißfallen bezeugt habe: eine Grausamkeit, die einer unsrer sinnreichsten Schriftsteller mit der Grausamkeit des Kaligula vergleicht, welcher wünschte, daß das ganze Römische Volk nur Einen Kopf hätte, damit er ihn mit einem Hiebe herunterschlagen könnte. Ich will daher nur bemerken, daß, da Lebhaftigkeit und Dreistigkeit besonders eigenthümliche Eigenschaften der Französischen Nation sind, auch solche Sitten und Gewohnheiten, die bey uns sehr anstößig sind, in Frankreich keinen Anstoß geben. Blödigkeit ist unser unterscheidender Charakter

rakter, wie Lebhaftigkeit der ihrige; und wenn diese unsre Nationaltugend sich in der weiblichen Schönheit blicken läßt, die unser Brittisches Frauenzimmer in einem höheren Grade besitzt, als alles übrige Frauenzimmer in der Welt, so macht das den allerliebenswürdigsten Gegenstand aus, den das männliche Auge nur irgend sehen kann.

C.

Zweyhundert drey und sechzigstes Stück. (438)

Ueber die Zornmüthigkeit. Lustiger Streit eines Gelehrten und Buchhändlers.

— Animum rege, qui nisi paret
Imperat —

Hor.

Man hört sehr oft, der und der sey ein sehr gutherziger Mann, aber sehr hitzig. Der Ausdruck

ist in der That sehr gutherzig, da er hitzigen Leuten so viel Freyheit einräumt: denn, meiner Meinung nach, verdient ein hitziger Mann nichts weniger, als Nachsicht. Es ist bald vorüber, sagt man; das heißt, alles Unheil, was er anrichtet, ist geschehen, ehe man sichs versieht; und das ist, dünkt mich, keine sonderliche Empfehlung zur Verzeihung. Ich habe mehr als Einen solcher gutherzigen hitzigen Leute gekannt, die in vermischter Gesellschaft so gar ihren Frauen und Kindern Dinge sagten, die der geschworenste Feind ihrer Familie, selbst nur in Gedanken, nicht gesagt haben würde. Schnelle Empfindlichkeit ist freylich von einem lebhaften Verstande unzertrennlich; warum aber sollte nicht eben dieser gute Verstand alle seine Kräfte in solchen Fällen aufbiethen, um über diese plötzliche Neigung zum Zorn Meister zu bleiben? Einer der größten Geister, die jetzt leben, ist von Natur im höchsten Grade zum Zorn geneigt, und doch so berühmt wegen seiner Selbstbesiegung in diesem Stücke, daß ihn jeder zum Beyspiel anführt, wenn von Gelassenheit, Mäßigung und Selbstbeherrschung die Rede ist. Bändigung der Neigung zum Zorn, ist die würdigste Disciplin, der wir uns unterwerfen können. Wer es nur etwas weit darin

gebracht hat, dem ist ein unbesonnener aufgebrachter Mensch eben so verächtlich, als ein ungezogenes Kind. Jeder sollte seiner eignen Ruhe wegen seines Temperaments Meister zu werden suchen. Geräth er bey allem, was ihn anrührt, gleich in Feuer und Flamme, so ist das Leben ihm selbst eben so sehr zur Last, als allen, die mit ihm umgehen. Synkropius führt das lächerlichste Leben, das nur ein Mensch führen kann; er thut nichts als beleidigen und um Verzeihung bitten. Tritt sein Bedienter ins Zimmer, ohne zu bringen, was er haben will: Der Esel! heißts dann — *meine Herrn, ich bitte um Verzeihung, aber die Bedienten sind heut zu Tage* — Die unrechten Teller werden aufgesetzt: mitten ins Zimmer fliegen sie. Seine Frau steht daneben, ganz bekümmert über ihn; er siehts ihr an, und antwortet ihr nicht anders, als ob er alles gehört hätte, was sie dachte: *Ey, was den Teufel! warum sorgst du denn nicht besser, daß alles ordentlich gemacht wird?* Seine Freunde setzen sich nieder zu einem Ueberfluß an allen Dingen, von denen nichts ihnen schmeckt, weil sie alle Augenblicke neue Ausbrüche seiner unbesonnenen Hitze erwarten. Kurz, beym Synkropius speisen, oder ihn be-

suchen, ist nichts anders, als ihn seine Familie quälen, ihre Geduld und seinen Zorn üben sehen.

Es ist unbegreiflich, daß die Scham und Verwirrung, worin dieser gutherzige zornige Mann nothwendig seine Freunde sehen muß, wenn er so um sich haut, ihn nicht so weit zum Nachdenken bringt, daß er sich bessert. Ein schändlicherer Mißbrauch der Vernunft läßt sich kaum denken; seine ganze Unschädlichkeit ist nicht besser, als die Unschädlichkeit eines Bullenbeißers; beide sind nicht länger zahm, als so lange man sie nicht reizt. Ein solcher gutherziger Mann kann in einem Augenblick so viele Anspielungen auf geheime Umstände zusammen bringen, als genug ist, den Frieden aller Familien und Freunde, mit denen er bekannt ist, in einer halben Stunde zu Grunde zu richten, und doch in dem nächsten Augenblick wieder die gutherzigste Seele auf dem Erdboden seyn. Will man die Hitze des Zorns in aller ihrer Reinigkeit, ohne allen Zusatz von Vernunft sehen, so sehe man sie hier an einem tollen Helden, von einem tollen Dichter geschildert. Lee läßt seinen Alexander folgendes sagen:

Fort! packt euch! Platz für einen Wirbelwind!
Sonst blas' ich euch wie Spreu umher. Zurück!
Von dem, was in mir tobt, ist Tollheit nur

Ein Schatten. Ew'ge Zwietracht, Raserey
Und Rach', Erbitterung und Haß! zerreißt
Die schwellende Brust! macht Luft dem Feuer-
strom
Und Ungewitter! Tief zerrüttet ist
Mein Hirn, Vernunft und Denken ausgelöscht.
Es steigt ein Orkan auf! mein heiß blutend
Herz
Wird jämmerlich zersplittert! Da fahren, gleich
Den Winden, die Leidenschaften himmelan,
Und blasen aller Sterne Feuer aus!

Jeder hitzige Polterer in der Stadt schwatzt den halben Tag über eben so unzusammenhängendes Zeug, und droht Dinge, die eben so wenig in seiner Macht stehen.

Den nächsten Rang an Widerlichkeit nach dem beleidigenden Polterer behauptet einer, dessen Zorn von viel zahmerer Art ist; ich meine den Mürrischen. Dieser hat gemeiniglich irgend einen Grund in sich selbst, übler Laune zu seyn, oder er hat eine natürliche Unfähigkeit zum Vergnügen, und stöhrt daher alle, die glücklicher als er sind, mit seinen Hum! und Pah! oder andern dergleichen wohlgezogenen Ausrufungen, bey allem was in seiner Gegenwart gesprochen oder gethan wird. Man sollte billig unter alles, was

diese Herrn in guter Gesellschaft essen, Arzeney mischen. Dieser Grad von Zorn passirt in der That für Delikatesse der Beurtheilungskraft, die nicht leicht zu vergnügen ist; aber wahrlich keiner, den sein Stand darüber wegsetzt, eines Mürrischen Livrey zu tragen, sollte seine Ungezogenheiten dulden. Unter Leuten von Einsicht und Stande sollte alles erst die Censur der Vernunft passiren und ihre Genehmigung haben. Keiner also sollte jemanden in einer angewöhnten Laune, Grille oder Sonderlichkeit in seinem Betragen nachsehen, der ohne ihn leben kann.

Zunächst an den Mürrischen gränzt der Schnarcher. Dieser Herr macht besonders großen Gebrauch von der Ironie, und da solche Art Leute sich am meisten gegen diejenigen auslassen, die unter ihnen sind, so lernt man ihre Laune nicht besser kennen, als wenn man sie mit ihren Bedienten sprechen hört. Das sieht euch ähnlich! Ihr seyd ein feiner Bursch! Du verstehst einen aufs halbe Wort! und dergleichen.

Man sollte denken, die Eisenfresser, die Stürmer, die Hämischen, und wie die verschiednen Gattungen und Untergattungen von Zornmüthigen alle heißen, müßten durch die bloße

Vorstellung, daß sie nur als begnadigte Missethäter leben, geheilt werden: denn wie bedauernswürdig ist der Zustand eines Menschen, der nur geduldet wird! —

Hier ward ich unterbrochen, und zwar durch den lustigsten Auftritt von Zorn und Vereitelung des Zorns, den ich je erlebt habe, und der sich in dem Laden eines Französischen Buchhändlers zutrug, als ich eben in einem Nebenzimmer saß, und dieses niederschrieb. Ein sehr gelehrter Mann mit hoher feyerlicher Miene trat in den Laden, der, so große Talente er sonst besitzt, doch der größte Dummkopf ist, wenn man ihm etwas begreiflich machen will, das ihm nicht ansteht. Die Gelassenheit des Schuldigen, und die seltsame Verlegenheit dessen, der mit Recht zürnen konnte, waren mir etwas ganz neues. Nachdem der Gelehrte viele Bände durchgeblättert hatte, sagte der Buchhändler: Sie wissen, mein Herr, ich habe Sie schon lange gebeten, mir den ersten Band der Französischen Predigten, die ich Ihnen geliehen, zurückzuschicken. Ja, ja, sagte der Gelehrte, ich habe ihn oft gesucht, kann ihn aber nicht finden; er ist gewiß verlohren, und ich weiß nicht mehr, wem ich ihn geliehen habe, so lange ist es schon her. —

Nun gut, Herr, hier ist der andre Band; ich werde ihn nach Ihrem Hause schicken, und Sie werden die Güte haben, beide zu bezahlen. — Freund, versetzte er, wie könnt Ihr so albern seyn, als wüßtet Ihr nicht, daß Ein Band in meiner Bibliothek eben so defekt ist, als in Eurem Laden! — Ja, Herr, aber Sie haben den ersten Band verlohren; und kurz, ich verlange meine Bezahlung. Herr, erwiederte der Gelehrte, Sie sind ein junger Mann; Ihr Buch ist verlohren; lernen Sie also aus diesem kleinen Verlust viel größere Widerwärtigkeiten ertragen, auf die Sie sich gefaßt halten müssen. — Das will ich, wenn ich muß; aber in diesem Falle habe ich nichts verlohren; denn ich sage es noch einmahl, Sie haben das Buch erhalten und sollen mir es bezahlen. — Freund, Freund! Sie werden warm; ich sage Ihnen, das Buch ist verlohren, und ich sehe vorher, daß die grössern Widerwärtigkeiten, die Sie selbst in dem glücklichen Leben erwarten müssen, Sie wahnsinnig machen werden, wenn Sie diese Kleinigkeit nicht ertragen können. — Herr, hier ist es gar nicht nöthig etwas zu ertragen, denn Sie haben das Buch. — Ich sage,

Herr

Herr, ich habe das Buch nicht. Aber Ihre Hitze läßt Sie nicht hören, daß ich es nicht habe. Lernen Sie sich in die Unfälle dieses Lebens schicken — — Ich bitte Sie, eifern und schäumen Sie doch nicht so! Es ist meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß Sie ungeduldiges Geistes sind, und ein ungeduldiger Geist ist immer übel daran. — Hat man wohl je so was gesehen? — Genug, Herr, genug, und viel schlimmere Dinge! Dieser Verlust ist nur eine Kleinigkeit; aber Ihr Temperament, wie unbändig, wie unfähig, den kleinsten Schmerz zu ertragen! Darum rathe ich Ihnen, fassen Sie sich in Geduld; das Buch ist verlohren, aber verliehren Sie sich deswegen nicht selbst!

T.

Zweyhundert vier und sechzigstes Stück. (439)

Von der Neugier, zu wissen, was von uns gesprochen wird.

Hi narrata ferunt alio: mensuraque ficti
Crescit; et auditis aliquid novus adiicit Auctor.

OVID.

Der Pallast der Fama, oder der Göttinn des Gerüchts, stand, nach des Ovids Beschreibung, gerade im Mittelpunkt der Welt, und war so voller Fenster und Thüren, daß sie alles sehen konnte, was im Himmel, auf Erden, oder im Meere vorging. Die Bauart desselben war so wunderbarlich eingerichtet, daß er jedes Wort, was in dem ganzen Umfange der Natur gesprochen ward, wiederhallte; so daß der Pallast immer mit einem verwirrten Gesumse schwacher sterbender Töne angefüllt war, indem die Stimmen fast erloschen und unvernehmlich waren, ehe

sie

sie in diesem allgemeinen Sammelplatz der Reden und Gelispter anlangten.

Ich betrachte die Höfe in Rücksicht auf die Staaten, denen sie vorgesetzt sind, in eben demselben Lichte, als den Ovidischen Pallast der Fama in Rücksicht auf die Welt. Die Augen eines wachsamen Ministers durchschauen das ganze Volk. Es gibt kaum ein Murren oder eine Klage, die nicht sein Ohr erreicht. Er hat seine Neuigkeitensammler und Zeitungsträger, in allen Gassen und Quartieren vertheilt, deren jeder ihm seine Quota einliefert, und ihn also mit den Reden und Gesprächen des ganzen Staats, worin sie gebraucht werden, bekannt macht. Der weiseste der Könige macht auf diese unsichtbaren und unverdächtigen Spionen, welche von Königen und Regenten bestellt werden, ihren Mitbürgern aufzulauren, wie auch auf die freywilligen Angeber, die um die Ohren eines großen Mannes herumsummen, und sich durch dergleichen geheime Nachrichten einzuschmeicheln suchen, eine Anspielung, wenn er uns die sehr weise Lehre gibt: Fluche dem Könige nicht in deinem Herzen, und fluche dem Reichen nicht in deiner Schlafkammer; denn die Vögel

des

des Himmels führen die Stimme weiter, und die Fittige haben, sagen es nach.

Da es unumgänglich nothwendig für Regenten ist, sich der Augen und Ohren andrer Leute zu bedienen, so sollten sie besondern Fleiß anwenden, es so zu thun, daß es den Personen, deren Leben und Reden sie ausforschen lassen, nicht zu hart falle. Ein Mensch, der eines so schändlichen Gewerbes fähig ist, als das Gewerbe eines Spions, verdient eben kein großes Zutrauen. Unmöglich können ihn sehr starke Bande der Ehre, oder Zügel des Gewissens in solchen verstohlnen Angaben zurückhalten, wo der Angeklagte keine Gelegenheit hat, sich zu rechtfertigen. Er wird mehr darauf bedacht seyn, etwas zu überbringen, das man gern hört, als etwas, das wahr ist. Man wird seiner nicht nöthig haben, wenn er nicht Dinge hört und sieht, welche angebracht zu werden verdienen; so daß er natürlicher Weise jedes Wort und jeden Umstand verfälschen und übertreiben, das Schlimme verschlimmern, das Gute verdrehen, und das Gleichgültige verkehrt vorstellen wird. Auch darf man nicht zweifeln, daß solche nichtswürdige niederträchtige Leute ihre Privatleidenschaften bey diesen geheimen Nachrichten nicht ruhen lassen, und

oft ihre besondre Feindseligkeit und Bosheit gegen die Person, welche sie bewachen sollen, auslassen werden. Ein gewisser Italienischer Schriftsteller schildert eine sehr lustige Scene zwischen einem Spion und einem Kardinal, in dessen Diensten er steht. Der Kardinal schreibt alles auf, was der Spion ihm sagt. Dieser fängt mit einer leisen Stimme an: Der und der Advokat flisterte einem seiner Freunde, so, daß ich es hören konnte, ins Ohr, Ihro Eminenz wären ein sehr großer Poltron; und nachdem er seinem Patron Zeit gelassen, dieß aufzuschreiben, setzt er hinzu, ein Andrer habe ihn, in öffentlicher Gesellschaft, einen feilen Schurken genannt. Sehr wohl, sagt der Kardinal, und heißt ihn fortfahren. Der Spion fährt also fort, und diktirt ihm so viele Urtheile von gleicher Art, daß der Kardinal endlich, ganz außer sich vor Zorn, aufspringt, ihn einen unverschämten Schurken nennt, und ihn mit Füßen zum Zimmer hinausstößt.

Man hat von großen und heroischen Seelen bemerkt, daß sie nicht nur eine besondre Geringschätzung gegen dergleichen unverdientes Geschwätz zu ihrem Nachtheil bewiesen haben, sondern auch von der albernen Neugier, sich darnach

zu erkundigen, oder der armseligen Rachsucht, sie zu bestrafen, ganz frey gewesen sind. Alexanders und Cäsars Geschichte ist voll von Beyspielen dieser Art. Gemeine Seelen denken dagegen ganz anders. Dionysius, der Tyrann von Sicilien, hatte einen Kerker, der von ganz außerordentlicher Bauart war, und von dem man, wie mir versichert ist, noch einige Ueberbleibsel in dieser Insel findet. Er hieß Dionysens Ohr, und war in verschiednen Windungen und Labyrinthen, in Form eines wirklichen Ohrs gebaut. Diese Bauart machte ihn zu einer Art von Zischelplatze, aber von solcher Beschaffenheit, daß die Stimme des Redenden sich in einen Trichter sammelte, der auf dem Gipfel desselben angebracht war. Alle Staatsverbrecher nun, oder andre, von denen er glaubte, daß sie böse Anschläge gegen ihn verabredet hätten, ließ der Tyrann in diesen Kerker setzen. Ueber demselben war ein Zimmer, wo er sich dann an den Trichter stellte, und solcher Gestalt alles hörte, was von ihm in dem Kerker gesprochen ward. Ich glaube dreist behaupten zu können, daß ein Cäsar oder Alexander lieber durch Verrätherey das Leben verlohren, als sich eines so unedlen Mittels, sie zu entdecken, bedient haben würden.

Ein

Ein Mensch, der im gemeinen Leben sehr neugierig ist, alles zu wissen, was Böses von ihm gesprochen wird, macht sich das Leben gewiß nicht sehr angenehm. Jeder Pfeil, der auf ihn abgedrückt wird, trifft und verwundet ihn, und der unbedeutendste Feind hat es in seiner Macht, ihn um seine Ruhe zu bringen. Ja, er leidet noch von dem, was von ihm gesprochen worden, wenn die, welche es sprachen oder hörten, es längst vergessen haben. Aus diesem Grunde habe *ich nie* die dienstfertigen Freunde leiden können, die mir jedes boshafte Geschwätz, jeden leeren Tadel über mich, wieder erzählen wollten. Die Zunge des Menschen ist so muthwillig, und seine Gedanken so veränderlich, daß wir das Gerede und die Meinungen der Leute nie für gar zu wichtig halten sollten. Lob und Tadel kommen oft aus eben demselben Munde, über eben dieselbe Person, und über eben dieselbe Sache. Ein edelmüthiger Feind wird zuweilen mit Lobe von uns sprechen, so wie der beste Freund sich nicht wird enthalten können, uns zuweilen zu tadeln. Wer weder Freund noch Feind ist, urtheilt in den Tag hinein, und lobt oder tadelt, je nachdem er bey Laune ist.

Ich schließe diesen Versuch mit einem Theil eines Charakters, welchen der Graf von Klarendon in dem ersten Buch seiner Geschichte sehr schön geschildert hat, und welcher uns ein sehr lebendiges Bild von einem großen Manne gibt, der sich mit einer ungereimten Neugier quält.

„Er hatte nicht so viel Dienstfertigkeit, Unterwürfigkeit und Ehrerbiethung gegen die Königinn, als man von seiner Weisheit und guten Lebensart hätte erwarten sollen, und widersetzte sich ihren Wünschen oft mit mehr Rauhigkeit, als ihm natürlich war. Gleichwohl plagte ihn immer die alberne Neugier, zu wissen, was die Königinn hinter seinem Rücken von ihm sagte, und ob sie auch aufgebracht gegen ihn sey. Und wenn dann gewisse Vertrauten, die sich durch dergleichen Dienste bey ihm einzuschmeicheln suchten, ihn benachrichtigten, daß sie in bittern Ausdrücken von ihm gesprochen hatte, so betrübte und quälte ihn das so sehr, daß er sich, bald durch bittere Beschwerden und Vorstellungen beym Könige, bald durch geziemendere Verantwortungen und Klagen über sein Unglück bey der Königinn, oft nur mehr in Gefahr setzte, und seinen Zustand schlimmer machte, als er war; und die

Unter-

Untersuchung der Sache endigte sich gemeiniglich damit, daß er selbst die Personen verrieth, von denen er seine geheimsten Nachrichten erhalten hatte.

C.

Zweyhundert fünf und sechzigstes Stück. (440)

Nachricht von einigen Kranken, welche ins Lazareth geschickt worden. *)

Vivere si recte nescis, discede peritis.

HOR.

Ich gab meinen Lesern neulich Nachricht von einer Gesellschaft lustiger Brüder, die ihren Sommer zusammen auf dem Lande zubringen wollen, wo sie ein großes Haus bewohnen, in welchem sie

*) S. das 256ste Stück.

sie nicht nur bequeme Zimmer für jede besondre Person, sondern auch ein großes Lazareth zu Bewirthung derjenigen haben, die nicht recht wohl oder bey übler Laune sind. Da mir nun vor kurzem der Sekretär dieser Gesellschaft, auf Befehl der ganzen Brüderschaft, von ihrem Verhalten während der ganzen letzten Woche Nachricht gegeben hat, so will ich hier mit seinem Briefe dem Publiko ein Geschenk machen.

Mein Herr Zuschauer,

„Wir freuen uns zu sehen, daß die Anordnung, die wir zu Erhaltung der guten Sitten und einer angenehmen Gesellschaft unter uns getroffen haben, Ihren Beyfall findet, und wir werden uns alle mögliche Mühe geben, uns in dieser Sommereinsamkeit so auszubilden, daß wir im nächsten Winter der Stadt zum Muster dienen können. Damit aber diese unsre Einrichtung dem Publiko nicht weniger zum Vortheil gereichen möge, als uns selbst, so wollen wir Ihnen hier unser Verfahren von einer Woche mittheilen, mit der Bitte, wenn Sie etwas Fehlerhaftes darin finden sollten, uns mit Ihren Erinnerungen darüber zu beehren. Denn Sie müssen wissen, mein Herr, daß es unter uns in

Vorschlag gebracht ist, Sie zu unserm Besichti-
ger zu erwählen; dem ich noch beyfüge, daß
einer von unsrer Gesellschaft in voriger Woche,
da er erklärte, daß der Zuschauer von dem Tage
ihm nicht gefalle, und keinen gültigen Grund
von diesem Mißfallen angeben konnte, einstimmig
ins Lazareth verwiesen ward."

„Montags war die Gesellschaft bey sehr
guter Laune, da sie an demselben Morgen einige
Rekruten von Französischem Klaret erhalten hatte,
als zum Unglück, um die Mitte der Mittags-
mahlzeit, einer von der Gesellschaft seinen Be-
dienten mit einem sehr groben Fluch anfuhr, weil
er zu viel Wasser zu seinem Wein gegossen hatte.
Worauf der damahlige Präsident, welcher immer
auch der Sprecher der Gesellschaft ist, nachdem
er ihm die Thorheit und Unsittlichkeit seiner Hitze,
und die Beleidigung, welche er der Gesellschaft
dadurch angethan, vorgestellt hatte, seinem Be-
dienten Befehl gab, ihn vom Tische weg und ins
Lazareth zu bringen. An diesem Tage ward nur
noch einer weggeschickt; ein Herr, der von Eini-
gen für einen der witzigsten Köpfe, und von An-
dern für einen der ungezogensten Tölpel in der
Stadt gehalten wird. Ein seltsamer Charakter!
werden Sie sagen. Ja, aber was noch seltsa-

mer ist, dieser Charakter ist sehr wahr; denn er ist beständig das Widerspiel von sich selbst, immer entweder lustig oder tölpelhaft im höchsten Grade. Wir nahmen ihn mit hieher, um uns Spaß zu machen, und unter Weges belustigte er uns wirklich nicht wenig, indem er so viel Witz und Possen über den Miethkutscher verschwendete, daß er die ganze Zeit seines hiesigen Aufenthalts damit ausgekommen seyn würde, wenn er gehörig hausgehalten hätte. Seit zwey oder drey Tagen war er etwas klotzig, man sah ihm aber, in Hoffnung der Besserung, so sehr nach, daß wir so gar einen der muntersten von unsrer Brüderschaft ins Lazareth schickten, weil er ihm bey Tische vorwarf, daß er nicht bey guter Laune sey. Da unser Präsident aber merkte, daß er diesem langen Anstoß von Stupidität mit Fleiß nachhing, und dieß als eine Geringschätzung gegen die Gesellschaft auslegte, so befahl er ihm, sich unverzüglich an den Ort zu verfügen, der für dergleichen Gäste bereitet ist. Er war nicht so bald hineingekommen, als der Geist des Witzes und der Lustigkeit mit solcher Gewalt wieder über ihn kam, daß er das ganze Lazareth durch den Ausbruch desselben erschütterte, welches auch auf die übrigen Patienten eine so gute Wirkung that,

daß

daß er sie alle am folgenden Mittage in die Gesellschaft zurückbrachte."

„Dienstags hatten wir uns nicht so bald niedergesetzt, als einer von der Gesellschaft über Kopfschmerzen klagte, worauf ein andrer ihn etwas unverschämt fragte, was er denn am Tische mache? Dieß zog unvermerkt einige hitzige Worte nach sich, so daß der Präsident, um Frieden zu halten, Befehl gab, sie beide vom Tische wegzubringen und ins Lazareth einzuquartieren. Nicht lange nachher, da einer von der Gesellschaft sagte, er schlösse aus einem Schmerz in der Schulter, daß wir Regen haben würden, ließ der Präsident ihn abführen, und als ein Wetterglas ins Lazareth stellen."

„Mittwochs erhielt ein gewisser Herr einen Brief, den eine Frauenzimmerhand geschrieben hatte; er veränderte beym Lesen zwey oder drey Mahl die Farbe, und bat um Erlaubniß, sich ins Lazareth entfernen zu dürfen. Der Präsident willigte darein, untersagte ihm aber Feder, Dinte und Papier, bis er die Sache beschlafen hätte. — Einer von der Gesellschaft, welcher am untern Ende des Tisches saß, verrieth sein inneres Mißvergnügen dadurch, daß er an jedem Gericht etwas auszusetzen fand, und über nichts, was man

sagte, lachen wollte; der Präsident sagte ihm also, da er sähe, daß er da gar nicht bequem säße, so bäte er ihn, sich im Lazareth einen bequemern Sitz zu suchen. — Da nach Tische ein sehr braver Mann von uns sich ein Wortspiel entwischen ließ, rief sein Nachbar aus: Ins Lazareth! und versicherte zugleich, daß ihm ganz übel davon geworden, weil er eine eben so große natürliche Antipathie gegen ein Wortspiel habe, als einige Leute gegen eine Katze. Dieß veranlassete einen langen Streit; am Ende aber wurde der Wortspieler losgesprochen, und sein Nachbar weggeschickt."

„Donnerstags hatten wir nur einen Delinquenten. Dieß war ein Herr von starker Stimme, aber schwachem Verstande. Er kam zum Unglück in Streit mit einem Manne von vortrefflichem Verstande, aber bescheidnem Vortrage. Der hitzige Streiter erwiederte jede Antwort seines Gegners mit einer lautern Stimme, als gewöhnlich, und verstärkte nur seinen Ton, statt seine Gründe zu verstärken. Da er sich endlich der größten Ungereimtheit überführt sah, schrie er nur noch ärger und mit mehr Unverstand; und schloß endlich, um einen desto stärkern Eindruck auf seine Zuhörer zu machen,

mit

mit einem lauten Schlage auf den Tisch. Alsobald ließ der Präsident ihn wegbringen, und gab Befehl, ihn so lange mit Habergrütze zu füttern, bis er zum Umgange hinlänglich abgekühlt wäre."

„Freytags fiel wenig Merkwürdiges vor, außer daß verschiedne Bittschriften von den Gefangenen gelesen wurden, worin sie um Erlösung aus ihrem Gefängniß baten, und einer für des andern gutes Verhalten auf die Zukunft gut agten."

„Sonnabends ließen viele, die sich zur Gesellschaft untauglich gefunden und daher freywillig eingeschlossen hatten, sich entschuldigen, daß sie nicht unter uns erscheinen würden. In der That war das Lazareth nie so voll, als an diesem Tage, welches ich gar nicht zu erklären wußte, bis ich spazieren ging, und sah, daß wir Ostwind hatten. Die Entfernung der meisten meiner Freunde hat mir Gelegenheit und Zeit verschafft, Ihnen diesen Brief zu schreiben, welchen ich nicht schließen darf, ohne Sie zu versichern, daß alle Mitglieder unsrer Gesellschaft, sowohl die Eingesperrten, als die Freyen, Ihre gehorsamen Diener sind, keiner aber mehr, als, rc. C.

Zweyhundert sechs und sechzigstes Stück. (445)

Entschluß des Zuschauers, ungeachtet der Stempelauflage seine Schrift fortzusetzen.

Tanti non es, ais. *Sapis, Luperce.*

MART.

Dieß ist der Tag, an welchem viele angesehene Schriftsteller vermuthlich ihre Letzten Worte herausgeben werden. Ich besorge, daß wenige unsrer wöchentlichen Geschichtschreiber, die vor allen andern Menschen am Kriege ihre Lust finden, im Stande seyn werden, unter der Last einer Stempelauflage und eines nahen Friedens zu bestehen. Ein Bogen weiß Papier, dem dieß Imprimatur aufgedrückt seyn muß, ehe er dem Publiko irgend etwas mittheilen darf, wird Mühe haben in der Welt fortzukommen. Kurz, die Nothwendigkeit, einen

Stem-

Stempel zu führen, und die Unwahrscheinlichkeit, ein blutiges Treffen anzukündigen, werden, fürchte ich, gemeinschaftlich den dünnen Folianten, welche uns nun schon einige Jahre lang, einen Tag um den andern, die Geschichte von Europa ausgehökert haben, einen starken Stoß geben. Einer meiner Freunde, der ein spaßhafter Kopf und ein Liebhaber von Wortspielen ist, nennt die gegenwärtige Sterblichkeit unter den Schriftstellern den Abfall der Blätter.

Ich erinnere mich, daß gleich nach Herrn Baxters Tode ein Bogen sehr guter Gedanken herauskam, unter dem Titel: *Herrn Baxters letzte Worte.* Der Titel verkaufte eine so große Menge dieser Blätter, daß etwa acht Tage nachher ein zweyter Bogen erschien, unter dem Titel: *Noch mehr letzte Worte von Herrn Baxter.* Auf gleiche Weise hoffe ich nicht ohne Grund, werden verschiedne sinnreiche Schriftsteller, die schon in Valetblättern vom Publiko Abschied genommen haben, es dabey nicht so bewenden lassen, sondern aufs neue, wenn gleich in andrer Form und unter einem andern Titel hervortreten. Dem sey wie ihm wolle, mir liegt es ob, hier von meinen eignen Absichten Rechenschaft zu geben, und meine Leser mit den Bewe-

gungsgründen bekannt zu machen, nach welchen ich in dieser großen Krise der gelehrten Republik handle.

Lange habe ich mit mir selbst gestritten, ob ich als ein Schriftsteller, der durch eine Parlamentsakte, die binnen diesen vier und zwanzig Stunden zu wirken anfangen wird, abgedankt worden ist, meine Feder wegwerfen, oder ob ich ferner fortfahren soll, dem Publiko meine Spekulationen von einem Tage zum andern vorzulegen. Der Grund, welcher für die erste Hälfte der Frage das stärkste Gewicht bey mir hat, ist der, daß mein Verleger mir sagt, er müsse den Preis eines jeden Blatts auf zwey Pfennige erhöhen, weil er sonst nicht im Stande seyn würde, die Auflage zu bezahlen. Da ich aber sehr wünsche, daß meine Leser ihren Unterricht so wohlfeil als möglich bekommen, so entschließe ich mich ungern, ihm in diesem Stücke nachzugeben.

Indeß finde ich doch, wenn ich alle meine Gründe für und wider in die Wage lege, daß die, welche mich zur Fortsetzung dieses Werks aufmuntern, bey weitem das Uebergewicht haben. Denn, fürs erste, läßt sich hoffen, daß meine Leser für die Kosten, die dieser Umstand ihnen machen wird, in jedem Blatt so viel Belehrung

finden

finden werden, daß sie für ein sehr gutes Aequi-valent gelten kann. Ich rathe daher auch Keinem, es sich anzuschaffen, der sich nicht nach Durchlesung desselben, um zwey Pfennige weiser oder besser fühlt; oder der, nach angestellter Untersuchung, nicht glaubt, daß er eine zwey Pfennig werthe Belustigung oder Unterweisung für sein Geld bekommen habe.

Die Wahrheit aber zu gestehen, so habe ich noch einen andern Grund, der noch mehr Gewicht für mich hat, als der vorige. Ich bedenke nähmlich, daß diese Auflage aufs Papier zur Unterstützung der Regierung gemacht worden ist; und da ich Feinde habe, die gern alles, was ich thue oder sage, verkehrt auslegen, so fürchte ich, sie würden mein Aufhören bey einer solchen Gelegenheit einem Mißvergnügen zuschreiben: und das soll mir niemand jemahls mit Recht vorwerfen können. Nein, ich werde mir vielmehr eine Ehre daraus machen, mein Aeußerstes zum Wohl des Staates beyzutragen; und wenn mein Vaterland fünf oder sechs Pfund täglich durch meine Arbeiten gewinnt, so wird es mich sehr freuen, ein so nützliches Mitglied desselben zu seyn. Es ist ein allgemein geltender Grundsatz, daß kein ehrlicher Mann sich durch

Mittel bereichern sollte, die der Gesellschaft, in welcher er lebt, nachtheilig sind; und nach derselben Regel, dünkt mich, können wir behaupten, daß derjenige sich verdient um seine Mitbürger mache, dessen Arbeiten mehr in die öffentlichen Kassen, als in seinen eignen Beutel bringen.

Da ich von Feinden geredt habe, so muß ich mich so weit gegen meine Leser erklären, daß ich nur die unbedeutenden Parteyeiferer auf beiden Seiten meine: Leute von so dürftigen engen Seelen, daß sie nicht fähig sind, ohne Rücksicht auf Whig oder Tory *irgend einen* Gedanken zu haben. Vom Anfange dieses Werks an haben diese elenden verächtlichen Geschöpfe mich für einen Fuchsschwänzer ausgeschrien, der den Mantel nach dem Winde hänge, und in meinen Blättern nichts als persönliche Anzüglichkeiten, versteckte Satire und dergleichen gefunden. Ungeachtet nun jeder Leser von gesundem Menschenverstande einsehen muß, daß ich in meinen Aufsätzen nichts, als meinen Gegenstand betrachte, welcher immer von gleichgültiger Art ist, so ist es doch wahrlich nicht möglich etwas zu schreiben, das von allem Schein der Parteylichkeit so entfernt wäre, daß es dem Tadel derer, die von jeder Sentenz eine Anwendung machen, und Personen und Dinge, worauf der

Ver-

Verfasser gar nicht gedacht hat, in derselben aufspüren wollen, nicht irgend einen Weg offen ließe.

Verschiedne elende Schmierer und Schreyer haben mir die Ehre erwiesen, in Bemerkungen dieser Art ihren Unsinn über mich auszulassen; allein, so sehr dieß verächtliche Gezücht meinen Nahmen zuweilen durchgehechelt hat, so habe ich doch bisher alle Ausfälle auf sie vermieden. Die Wahrheit ist, ich besorgte, daß ich ihnen einen Anschein von Erheblichkeit geben würde, wenn ich auf sie achtete; denn sie gleichen den unsichtbaren Insekten, die man durchs Mikroskop entdeckt, und die man nicht anders zum Gegenstande der Beobachtung machen kann, als wenn man sie vergrößert.

Nachdem ich der Wenigen, die sich als Feinde dieser Blätter bewiesen, erwähnt habe, würde es sehr undankbar gegen das Publikum seyn, wenn ich nicht zugleich auch denen meine Dankbarkeit bezeugte, die Freunde derselben sind, und unter diesen kenne ich viele der angesehensten Personen von allen Ständen, Parteyen und Professionen in Großbritannien. Ich bin nicht so eitel zu glauben, daß ich diesen Beyfall so sehr der Ausführung, als der Absicht zu verdanken habe. Es ist, und wird immer Gerechtigkeit genug in der Welt

seyn,

seyn, denen Aufmunterung und Schutz zu gewähren, die, ohne Rücksicht auf die Leidenschaften und Vorurtheile irgend einer besondern Sache oder Faktion, Wahrheit und Tugend zu befördern suchen. Besitze ich noch irgend ein anderes Verdienst, so ist es dieses, daß ich allen Batterien des Spottes eine neue Richtung gegeben habe. Man pflanzte sie sonst gemeiniglich gegen Personen, die mehr ernsthaft als lächerlich waren; oder, aufs beste genommen, zielten sie mehr auf das, was altmodisch, als was lasterhaft war. Ich für mein Theil habe *mich* bemüht, nichts lächerlich zu machen, was nicht gewissermaßen strafbar ist. Ich habe nur den unmoralischen Menschen zum Gegenstande des Gelächters aufgestellt: kurz, wenn ich auch keine neue Waffen gegen das Laster und die Irreligion verfertigt habe, so habe ich doch wenigstens gezeigt, wie man von den Waffen, die so oft für Gottlosigkeit und Ruchlosigkeit gefochten, einen guten und würdigen Gebrauch machen könne.

C.

Zwey=

Zweyhundert sieben und sechzigstes Stück. (447)

Von der Macht der Gewohnheit.

Φημι πολυχρονιην μελετην εμεναι, φιλε· και δη
Ταυτην ανθρωποισι τελευτωσαν φυσιν ειναι.

Nichts kann wahrer und vernünftiger seyn, als das gemeine Sprichwort: Gewohnheit ist eine andre Natur. In der That ist die Gewohnheit im Stande, einen Menschen ganz umzubilden, und ihm Neigungen und Fähigkeiten zu geben, die von denen, welche ihm angeboren worden, ganz verschieden sind. Doktor Plot erzählt in seiner Geschichte von Straffordshire von einem Idioten, der, da er nicht weit von dem Kirchthurm wohnte und also immer die Klocke hörte, nichts anders that, als daß er, so oft sie schlug, die Zahl der Stunde durch eben so viel Schläge mit der Hand angab, und, als einmahl die Uhr

durch

durch einen Zufall ins Stecken gerieth, noch immer fortfuhr, sie eben so gut zu zählen und anzugeben, als da sie noch im Gange war. Ungeachtet ich nun für die Wahrheit dieser Geschichte eben nicht stehen möchte, so ist es doch gewiß, daß die Gewohnheit sowohl eine mechanische Wirkung auf den Körper, als einen außerordentlich großen Einfluß auf die Seele hat.

Ich will für jetzt nur eine sehr merkwürdige Wirkung der Gewohnheit auf die menschliche Natur betrachten, die uns, wenn man sie recht erwägt, zu sehr *nützlichen* Lebensregeln führen kann. Ich meine ihre wunderbare Kraft, uns alles und jedes angenehm zu machen. Ein Mensch, der dem Spiel ergeben ist, hat gewiß anfangs wenig Vergnügen daran gefunden, aber nach und nach durch die Gewohnheit eine so starke Neigung dazu angenommen, und sich ihm so gänzlich überlassen, daß es der einzige Zweck seines Daseyns zu seyn scheint. Die Liebe zu einem einsamen oder geschäftigen Leben bemächtigt sich unsrer unvermerkt, je nach dem wir uns dem einen oder dem andern gewidmet haben, und wird dann immer stärker, bis wir endlich ganz unfähig sind, an demjenigen Geschmack zu finden, was uns ungewohnt geworden ist. Ja,

man kann so oft rauchen, trinken, oder Schnupftobak nehmen, bis man es endlich gar nicht mehr entbehren kann; nicht zu gedenken, wie unser Vergnügen an irgend einem besondern Studio, einer Kunst oder Wissenschaft in Verhältniß des Fleißes, den wir darauf wenden, immer größer und vollkommner wird. So wird das, was zuerst bloß Uebung und Arbeit war, zuletzt unsre angenehmste Unterhaltung. Unsre Geschäfte verwandlen sich in Zeitvertreibe. Die Seele verliebt sich in die Handlungen, woran sie gewöhnt ist, und läßt sich nicht ohne großen Widerwillen von dem Wege abziehen, worauf sie zu gehen gewohnt war.

Nicht nur solche Handlungen, die uns anfangs gleichgültig, sondern auch solche, die uns zuwider und lästig waren, werden uns durch die Gewohnheit und Ausübung angenehm werden. Bakon bemerkt in seiner Naturlehre, daß unser Geschmack an keinen Dingen mehr Vergnügen findet, als an denen, die uns zuerst Ekel machten. Er führt davon den Klaret, Kaffe und andre Getränke zum Beyspiel an, die dem Gaumen, beym ersten Kosten, selten gefallen, ihm aber oft auf Lebenslang unentbehrlich werden, wenn er einmahl Geschmack daran gefunden hat. Mit der Seele verhält es

sich eben so, und hat sie sich einmahl an eine besondre Beschäftigung gewöhnt, so verliehrt sie nicht nur ihren ersten Widerwillen dagegen, sondern faßt so gar eine gewisse Neigung und Liebe zu derselben. Einer der größten Genies unsers Jahrhunderts, der in den schönen Wissenschaften und dem Studio der Griechen und Römer aufgewachsen war, und nachher durch seinen Beruf genöthigt ward, alte Dokumente und Urkunden durchzusuchen und nachzulesen, versicherte mich einmahl, daß, so trocken und unausstehlich ihm dieses Geschäft anfangs gewesen, er doch endlich ein unglaubliches Vergnügen daran gefunden, und es selbst dem Lesen des Virgil oder Cicero vorgezogen habe. Der Leser wird bemerken, daß ich hier die Gewohnheit nicht in so fern betrachtet habe, als sie die Dinge leicht, sondern in so fern, als sie dieselben angenehm macht; und haben gleich andre oft dieselben Bemerkungen gemacht, so ist es doch möglich, daß sie nicht dieselben Nutzanwendungen daraus gezogen haben, womit ich den übrigen Theil dieses Blatts anzufüllen gedenke.

Denken wir mit einiger Aufmerksamkeit über diese Eigenschaft der menschlichen Natur nach, so werden wir finden, daß sich einige sehr schöne moralische

kalische Lehren daraus ziehen lassen. Fürs erste, sollte niemand über die besondre Lebensart oder den Beruf, worein die Wahl Andrer, oder eigne Umstände ihn gesetzt haben, den Muth verliehren. Vielleicht findet er anfangs viel Verdrießliches und Unannehmliches dabey; aber Gewohnheit und Fleiß werden ihm das alles nicht nur weniger beschwerlich, sondern auch annehmlich und vergnügend machen.

Fürs andre, empfehle ich Jedem die vortreffliche Lehre, welche **Pythagoras** seinen Schülern gegeben haben soll, und die dieser Philosoph gewiß aus der von mir vorgetragenen Beobachtung geschöpft hat: Optimum vitae genus eligito, nam consuetudo faciet iucundissimum: **wähle dir die beste Lebensart, denn die Gewohnheit wird sie dir zur angenehmsten machen.** Wem seine Umstände erlauben, sich selbst eine Lebensart zu wählen, der ist nicht zu entschuldigen, wenn er nicht die wählt, von welcher seine Vernunft ihm sagt, daß sie die löblichste sey. Der Stimme der Vernunft müssen wir mehr Gehör geben, als dem Hange irgend einer gegenwärtigen Neigung; weil, der obgedachten Regel zu Folge, die Neigung am Ende zur Vernunft übertreten wird, dahingegen wir die Vernunft

nie zwingen können, sich nach der Neigung zu bequemen.

Fürs dritte, sollte diese Beobachtung den allersinnlichsten und irreligiösesten Menschen lehren, alle die Schwierigkeiten und Beschwerden geringe zu achten, die ihn etwa von einem tugendhaften Leben abschrecken. Die Götter, sagt Hesiodus, stellten die Arbeit vor die Tugend; rauh und schwer ist anfangs der Weg zu ihr, wird aber eben und leicht, je näher man ihr kömmt. Wer nur mit Standhaftigkeit und Entschlossenheit auf demselben fortgeht, wird bald finden, daß ihre Wege liebliche Wege, und alle ihre Pfade Friede sind.

Diese Betrachtung noch mehr zu verstärken, können wir ferner bemerken, daß die Ausübung der Religion nicht nur mit dem Vergnügen, welches natürlicher Weise die Handlungen begleitet, woran wir gewöhnt sind, sondern auch mit den überzähligen Freuden des Herzens verknüpft seyn wird, die aus dem Bewußtseyn eines solchen Vergnügens, aus der Beruhigung, den Vorschriften der Vernunft gemäß zu handeln, und aus der Aussicht auf eine selige Unsterblichkeit entspringen müssen.

Fürs vierte, können wir aus dieser Beobachtung über die Seele des Menschen lernen, daß wir, wenn wir einmahl einen regelmäßigen Lebenswandel zu führen angefangen haben, uns wohl hüten sollten, daß wir uns ja nicht zu oft selbst den allerunschuldigsten Vergnügungen und Zeitvertreiben überlassen, weil die Seele sonst leicht unvermerkt den Geschmack an tugendhaften Handlungen verliehren, und so nach und nach das Vergnügen, welches sie in Erfüllung ihrer Pflicht findet, gegen Vergnügungen von geringerer und unnützer Art vertauschen kann.

Die letzte Nutzanwendung, die ich von dieser merkwürdigen Eigenschaft der menschlichen Natur, an den Handlungen, wozu sie gewöhnt ist, Vergnügen zu finden, machen will, ist die Anmerkung, daß es schlechterdings nothwendig ist, uns tugendhafte Fertigkeiten in diesem Leben zu erwerben, wenn wir der Freuden des künftigen Lebens genießen wollen. Der selige Zustand, welchen wir Himmel nennen, wird unmöglich von Seelen empfunden werden können, welche nicht solcher Gestalt zu demselben qualificirt sind. Wir müssen schon in dieser Welt Geschmack an Wahrheit und Tugend gewinnen, wenn wir fähig seyn wollen, diejenige Erkenntniß und Vollkommenheit

zu schmecken, die uns in jener beseligen sollen. Die Saamen jener geistigen Freuden und Entzückungen, welche die ganze Ewigkeit hindurch in der Seele aufgehen, wachsen und blühen sollen, müssen ihr schon während dieses ihres jetzigen Prüfungsstandes eingepflanzt seyn. Kurz, der Himmel ist nicht als die Belohnung, sondern vielmehr als die natürliche Wirkung eines frommen Lebens anzusehen.

Auf der andern Seite sind diejenigen bösen Geister, welche durch lange Gewohnheit in ihrem Körper Fertigkeiten der Sinnlichkeit und Wollust, der Bosheit und Rachgier, und einen Widerwillen gegen alles, was gut, gerecht und löblich ist, angenommen haben, natürlicher Weise zu Schmerz und Elend eingerichtet und vorbereitet. Ihre Qualen haben schon Wurzeln in ihnen geschlagen; sie können nicht glücklich seyn, wenn sie von ihrem Körper entkleidet sind, oder wir müßten annehmen, die Vorsehung werde sie gewisser Maßen umschaffen, und ihre Fähigkeiten durch ein Wunder verbessern. Sie mögen freylich wohl in diesem Leben ein gewisses bösartiges Vergnügen an den Handlungen finden, woran sie sich gewöhnt haben; sind sie aber einmahl von allen den Gegenständen entfernt, an denen sie sich hier geweidet haben,

so müssen sie natürlicher Weise ihre eignen Henker werden, und in sich selbst die schmerzhaften Fertigkeiten der Seele nähren, welche die Schrift den Wurm nennt, der nie sterben wird. Dieser Begriff vom Himmel und der Hölle ist dem Licht der Natur so ganz gemäß, daß verschiedne der erhabensten Heiden ihn schon entdeckt haben. Viele große Gottesgelehrte des vorigen Jahrhunderts, als besonders Tillotson und Sherlock haben ihn vortrefflich benutzt; keiner aber hat solche edle Betrachtungen darauf gebaut, als Dr. Skott, im ersten Buch seines christlichen Lebens, welches eines der vortrefflichsten und vernünftigsten Systeme der christlichen Religion ist, welche je in unsrer oder in irgend einer andern Sprache geschrieben worden. Dieser vortreffliche Schriftsteller zeigt, wie jede besondre tugendhafte Gewohnheit und Fertigkeit, ihrer eignen Natur nach, den Himmel oder die Seligkeit dessen, der sie im künftigen Leben ausüben wird, ausmachen, und hingegen jede lasterhafte Gewohnheit oder Fertigkeit die natürliche Hölle dessen seyn wird, bey dem sie sich befindet.

C.

Zweyhundert acht und sechzigstes Stück. (448)

Von falschen Versprechern in Kleinigkeiten; Abführung eines falschen Freundes.

Foedius hoc aliquid quandoque audebis.

JUVEN.

Vor den ersten Schritten zum Bösen sollte man sich sorgfältig hüten, denn man geht unvermerkt weiter, wenn man einmahl angefangen hat, und nicht immer einen lebhaften Widerwillen gegen die geringste Nichtswürdigkeit bey sich unterhält. Es gibt eine gewisse unbedeutende Falschheit, die manche Leute sich erlauben, die aber einen größern Abscheu verdient, als man gemeiniglich dagegen zu haben pflegt; ich meine die Nachlässigkeit, da man bey kleinen und unbedeutenden Gelegenheiten sein Wort nicht hält, als wenn man sich, zum Beyspiel, bey Lustpartien, bey Traktamenten, oder nur bey gewöhnlichen Zusammenkünften un-

ter guten Freunden und Bekannten einzufinden versprochen hat. Diese kleine Treulosigkeit hat mancherley Ursachen. Herr Sippet hält nie die bestimmte Stunde, da er zu einem Freunde zum Essen zu kommen versprochen hat; aber er ist ein unbedeutender Mensch, der dieß bloß aus Eitelkeit thut. Er weiß, daß er kein ander Mittel hat, einige Figur in einer Gesellschaft zu machen, als daß er bey seinem Eintritt einen kleinen Aufstand erregt, und paßt also die Zeit ab, da man sich, wie er glaubt, eben gesetzt hat. Er nimmt seinen Platz, nachdem er die ganze Gesellschaft in Unordnung gebracht, und bittet, man möchte sich doch nicht stöhren lassen und keine Umstände machen. Dann sagt er, er sey doch recht übel daran, daß er so manche Einladung, die er heute erhalten, habe ausschlagen müssen. Der Narr hat die Eitelkeit, daß er zehn Häuser nennt, wo man weit besser speiset, und euch versichert, er habe eure Tafel diesen zehn andern, wohin man ihn genöthigt, vorgezogen. Das letzte Mahl, als ich das Glück hatte, in seiner Gesellschaft zu speisen, stellte er sich in Gedanken vor, wie dick er seyn würde, wenn er alles das gegessen hätte, wozu er eingeladen worden. Doch es ist ekelhaft, sich bey den Sitten eines so nichtswürdigen Men-

schen aufzuhalten, der Jedermann verbindet, dem er nicht Wort hält, wenn gleich seine Umstände Jedermann nöthigen, höflich gegen ihn zu seyn.

Allein es gibt Leute, die Jedermann gern sähe, und die doch eben diese verwünschte Gewohnheit an sich haben. Es ist, dünkt mich, große Hartherzigkeit, wenn einer in dem Augenblick ruhig und unbekümmert seyn kann, da er weiß, daß eine Gesellschaft von Leuten, die ihm gut sind, in demselben Augenblick aus Achtung gegen ihn warten, und voller Ungeduld ihre Mahlzeit oder ihre Unterredung verschieben, damit er Theil daran nehme. Mancher dieser Versprecher bleibt wohl am Ende gar weg, und läßt sich so spät entschuldigen, daß die halbe Gesellschaft nichts mehr bedauert, als daß sie wichtige Dinge versäumt hat, um mit ihm zusammen zu seyn, mit ihm, von dem sie jetzt sehen, daß er ein Windbeutel ist. Sie ärgern sich nun, daß sie so viel auf ihn gehalten haben; und wiederhohlt er dergleichen Begegnung öfter, so achtet man künftig auf seine Versprechungen nie mehr; so daß er oft mitten in einer Mahlzeit kömmt, wo ihn dann alle Tischgenossen heimlich verachten, und die Bedienten ihm fluchen, weil sie nun desto länger aufwarten müssen, und desto später selbst zu essen bekommen.

Man

Man muß sich wundern, daß Leute, die sich dieses Vergehens schuldig machen, nicht zu wissen scheinen, daß das Zögern vor dem Essen, unterdeß die Gäste nach und nach sich einfinden und auf einander warten, gerade die Zeit ist, die man von allen vier und zwanzig Stunden am verdrießlichsten hinbringt. Dächten sie irgend nach, so würden sie gewiß erkennen, wie strafbar es ist, einen solchen Aufschub des Lebensgenusses zu verlängern. Beständige Versündigung dieser Art hat wirklich gewisser Maßen einen schlimmen Einfluß auf die Ehrlichkeit dessen, der sich ihrer schuldig macht, wie das gemeine Schwören und Fluchen eine Art von angewöhntem Meineid ist: es macht nähmlich, daß die Seele am Ende sich nicht mehr bewußt ist, daß sie schwört, wenn sie gleich den Eid auf der Zunge hat. Als Phocion einen wortreichen Redner sah, der eine prahlerische Rede voll leerer Versprechungen an das Volk hielt, sagte er: **Es kömmt mir jetzt nicht anders vor, als sähe ich einen Zypressenbaum: seine Zweige und Blätter haben alle erdenkliche Pracht und Schönheit und Höhe, aber ach! er trägt keine Früchte.**

Ungeachtet nun die Erwartung, welche dergleichen leichtsinnige Versprecher erregen, so unfrucht-

fruchtbar ist, so ist doch ihre Dreistigkeit, selbst nachdem sie schon mehrmahls betrogen haben, so groß, daß sie immer fortfahren zu versprechen, und immer eben so wenig halten. Ich habe schon vormahls von dem unbedeutenden Lügner, dem Prahler, und dem Luftbaumeister geredt, und sie als Leute behandelt, die gar nichts Böses im Sinne haben (wiewohl sie auch in die Klasse der Leichtsinnigfalschen gehören), sondern bloß auf dergleichen Thorheiten verfallen, um sich durch ihre unterhaltende Lebhaftigkeit beliebt zu machen; aber diese gedankenlosen Versprecher, sollten sie es auch nur in den unbedeutendsten Fällen seyn, kann ich mit einem so gelinden Verweise nicht durchlassen. Wenn jemand den Entschluß faßte, nur Summen über hundert Pfund zu bezahlen, und doch bey mehrern Leuten Schulden von fünf oder zehn Pfund machte, wie lange sollte der wohl Kredit behalten? Und dieser wird gerade eben so lange seinen guten Nahmen in Geschäften behaupten, als in Gesellschaften jener, der sich ohne Umstände zu etwas verbindlich macht, und sich dann nicht weiter darum bekümmert, ob er sein Wort hält, oder nicht.

Ich bin um desto strenger gegen dieß Laster, weil ich so unglücklich gewesen bin, selbst ein sehr

großer Verbrecher in diesem Stücke zu seyn. Herr Andreas Freeport, und alle meine andern Freunde, die, aus tugendhafter Gewohnheit, in ihren Versprechungen, selbst in den allerkleinsten Dingen, äußerst gewissenhaft sind, haben mir oft Vorwürfe darüber gemacht. Ich schäme mich vor mir selbst wegen dieses Verbrechens, und ärgre mich besonders noch immer, wenn ich an einen Vorfall dieser Art denke, wo ich nicht besser hätte bestraft werden können. Es hatte sich eine so angenehme Gesellschaft von Herren und Damen, als wohl je zusammengekommen seyn mag, versammelt, und ich, ich der Herr Zuschauer sollte dabey seyn, vortreffliche verdienstvolle Frauenzimmer wünschten meine Gegenwart; aber ich unbesonnener Tropf vergaß die bestimmte Zeit, und kam erst den folgenden Abend. Möchte doch jeder Narr von dieser Art eben so sehr für seine Nachlässigkeit bestraft werden, als ich in diesem Falle! denn dieselben Personen werden gewiß nie wieder zusammenkommen, sondern leben jetzt in verschiednen Theilen der Welt zerstreut, und ich habe den verdienten Verdruß, zu wissen, daß man mich an so verschiednen Orten einen Windbeutel nennt.

Zuwei-

Zuweilen läßt dieser Fehler sich erklären, wenn nähmlich Leute, deren Gesellschaft man wünscht, aus Furcht für eigensinnig und ungesellig gehalten zu werden, eine Einladung nicht geradezu ausschlagen wollen; allein, sie werden finden, daß die Besorgniß dieser Beschuldigung sie zu einer kindischen Feigheit uud Schwachheit verleiten, und sie bewegen wird, jedem, der so gütig ist, sie darum zu bitten, ihr Wort zu geben. Dieß ist für solche weiche Geschöpfe die üble Folge, daß sie Gefälligkeiten und Freundschaftsbezeugungen mit Undank zu vergelten scheinen. Die ersten Schritte, wodurch man die Ehrlichkeit übertritt, sind wichtiger, als man denkt. Wer sich ein Gewissen daraus macht, in Kleinigkeiten sein Wort zu brechen, wird nie die bittern Gewissensvorwürfe über größere Vergehungen erfahren, die denjenigen quälen müssen, welcher jedes kleine Vergehen gegen Wahrheit und Gerechtigkeit für Schande hält. Wir sollten uns nichts angewöhnen, was wir selbst mißbilligen, wofern wir unsrer Rechtschaffenheit gewiß seyn wollen.

Ich erinnere mich einer Falschheit von der unerheblichen Art, wiewohl in einem andern Stücke, die einen Menschen in eine sehr verdrieß-

liche

liche Lage versetzte. Willhelm Trap und Jakob Stint waren vor etwa fünf und zwanzig Jahren Stubengesellen im Inner-Temple. Sie waren eines Abends zusammen in der Komödie, wo sie ein junges Frauenzimmer in den Logen bemerkten, und sich beide in sie verliebten. Diese Liebe hatte tiefere Wurzeln in ihren Herzen geschlagen, als sie beide geglaubt hatten. Stint war ein Meister in der Kunst Liebesbriefe zu schreiben, und wandte sich also durch diesen Weg insgeheim an sie; Trap hingegen wählte den gewöhnlichen Weg, durch Geld und ihr Kammermädchen. Das Frauenzimmer machte beiden Hoffnung, indem sie Trapen in ihre höchste Gunst aufnahm, und zugleich Stints Briefe beantwortete und Zusammenkünfte an einem dritten Orte mit ihm verabredete. Trap merkte endlich den Briefwechsel seines Freundes, und entdeckte auch, daß Stint alle seine Briefe, die in ihr gemeinschaftliches Logis abgegeben wurden, öffnete, um darnach seine Maßregeln nehmen zu können. Nach vieler Unruhe und Bekümmerniß faßte Trap einen Entschluß, wodurch er seine Verbindung mit Stint ohne alle gefährliche Erklärungen auf einmahl abzubrechen hoffte. Er schrieb einen Brief mit verstellter Hand unter der Adresse:

dresse: An Herrn Trap in seinem Zimmer im Temple. Stint bemächtigte sich desselben und öffnete ihn, seiner Gewohnheit gemäß, ward aber nicht wenig bestürzt, als er fand, daß er an ihn selbst gerichtet war, und las mit großer Beunruhigung Folgendes:

Herr Stint,

„Es ist eine sehr armselige Befriedigung, die Sie sich verschafft haben, da sie Ihnen ein sehr schwarzes Verbrechen kostet. Um den Preis eines treuen Freundes haben Sie sich eine treulose Geliebte erkauft. Ich freue mich, daß ich auf diesen Einfall gekommen bin, Sie meine Meinung wissen zu lassen, und Ihnen, daß Sie ein niederträchtiger Kerl sind, auf eine Art zu sagen, die Sie keinem Schimpf aussetzt, wenn Sie ihn nicht verdienen. Ich weiß, mein Herr, so strafbar Sie sind, haben Sie doch noch Scham genug, sich an dem zu rächen, der dreist genug wäre, es Ihnen öffentlich ins Gesicht zu sagen. Ich also, der so viele geheime Beleidigungen von Ihnen erlitten, nehme meine Genugthuung mit Sicherheit für mich selbst. Ich nenne Sie niederträchtig, und Sie müssen es leiden, oder es bekennen. Ich triumphire über Sie, daß

Sie

Sie mir nicht ankommen können; auch halte ich es nicht für schimpflich, in voller Rüstung auf den loszugehen, der im Hinterhalt lag, als er mich verwundete."

„Was bedarf es noch mehr, um Sie zu überzeugen, daß Sie des niederträchtigsten Verfahrens von der Welt schuldig sind, als daß es von solcher Art ist, daß Sie sich eine Begegnung, wie diese, müssen gefallen lassen, wobey Sie doch, nach Ihrem eignen Gewissen, nicht umhin können zu erkennen, daß nichts gerechter ist, als die Vorwürfe

Ihres
beleidigten Freundes,
W. Trap.

T.

Zweyhundert neun und sechzigstes Stück. (451)

Ueber Schmähschriften.

— Iam saevus apertam
In rabiem coepit verti iocus, et per honestas
Ire minax impune domos. —

Hor.

Nichts ist so schimpflich für eine Regierung, und so verabscheuungswürdig in den Augen aller guten Menschen, als Pasquille und Schmähschriften; zugleich aber ist auch nichts so schwer zu zähmen, als ein schmähsüchtiger Schriftsteller. Ein erbitterter Schmierer, der nicht mit Ehren im Druck erscheinen kann, gießt natürlicher Weise seine Galle in solchen Scharteken aus. Ein eitles altes Weib, sagt die Fabel, welches einmahl alle seine häßlichen Runzeln in einem Spiegel erblickte, warf ihn voller Wuth zur Erde, daß er in tausend Stücke zerbrach; als sie aber nach-

her

her mit triumphirendem Vergnügen die Bruch-
stücke betrachtete, konnte sie sich doch des Aus-
rufs nicht enthalten, was habe ich durch diesen
rachsüchtigen Streich gewonnen? Habe ich doch
nur meine Häßlichkeit vervielfältigt, und sehe
jetzt hundert garstige Gesichter, wo ich vorhin
nur eines sah!

Man hat den Vorschlag gethan, daß jeder,
der ein Buch oder nur nur ein Blatt schriebe,
verbunden werden müsse, sich eidlich für den Ver-
fasser desselben anzugeben, und seinen Nahmen
und Aufenthalt in ein öffentliches Register ein-
zutragen.

Dieß würde freylich alle gedruckten Schmä-
hungen, die gemeiniglich unter einem geborgten,
oder unter gar keinem Nahmen erscheinen, aufs
wirksamste unterdrückt haben; allein, es wäre zu
besorgen, daß ein solches Mittel nicht nur den
Lästergeist, sondern zugleich der Gelehrsamkeit ein
Ende machen würde. Es würde ohne Unterschied
wirken, und den Weizen mit dem Unkraut zu-
gleich ausraufen. Einiger der berühmtesten geist-
lichen Schriften nicht zu gedenken, deren Ver-
fasser sich nicht genannt haben, weil sie sich ein
Verdienst daraus machten, eine so große Wohl-
that ins geheim zu verrichten. So erscheinen auch

wenig Werke des Genies gleich unter dem Nahmen des Verfassers. Dieser macht gewöhnlicher Weise erst die Probe mit ihnen in der Welt, ehe er sie für die seinigen erkennt; und nur wenige, glaube ich, die im Stande sind zu schreiben, würden die Feder ansetzen, wenn sie voraus wüßten, daß sie ihre Werke nicht anders, als unter solchen Bedingungen herausgeben dürften. Ich selbst muß hiemit erklären, daß die Blätter, die ich dem Publiko vorlege, eine Art von Feyengeschenken sind, die nicht länger dauren sollen, als ihr Urheber verborgen bleibt.

Was es besonders schwer macht, diese Kinder der Verleumdung und Lästerung im Zaum zu halten, ist, daß man sich von allen Seiten ihrer gleich schuldig macht, und daß jeder garstige Schmierer durch große Nahmen gestützt wird, deren Interesse er durch solche niederträchtige und schändliche Mittel befördert. Noch nie habe ich von einem Ministerio gehört, welches einen Schriftsteller, der seine Sache mit Falschheit und Verleumdung unterstützte, und die Nahmen derer, die als seine Nebenbuhler und Antagonisten betrachtet wurden, aufs grausamste mißhandelte, exemplarisch gezüchtigt hätte. Drückte eine Regierung einem dieser schändlichen Schmierer, der

ihr durch Mordung der Ehre eines Nebenbuhlers seinen Hof machte, ein ewiges Brandmahl ihres Mißfallens auf, so würden wir dieß Ungeziefer, welches ein Schandfleck des Staats und ein Schimpf der menschlichen Natur ist, bald aussterben sehen. Ein solches Verfahren würde einem Staatsminister ewigen Nachruhm erwerben, und alle Menschen mit gerechtem Abscheu gegen diejenigen erfüllen, die es wagen würden, ihn niederträchtig zu behandeln, und diejenigen Waffen gegen ihn zu gebrauchen, von denen er selbst gegen seine Feinde Gebrauch zu machen verschmähte.

Ich kann mir nicht vorstellen, daß jemand so ungerecht seyn werde, sich einzubilden, ich ziele mit dem, was ich hier gesagt habe, auf irgend eine Partey oder Faktion. Jeder, dessen Busen von den Gesinnungen eines Christen oder eines ehrliebenden Menschen nicht ganz leer ist, fühlt nothwendig den höchsten Abscheu gegen dieses boshafte und unedle Verfahren, welches jetzt so sehr unter uns im Schwange geht, daß es eine Art von Nationalverbrechen geworden ist, und uns von allen Staaten um uns her unterscheidet. Ich kann die feinsten Züge von Satire, die auf besondre Personen zielen, selbst wenn sie

 den

den größten Schein von Wahrheit für sich haben, nicht anders als Zeichen eines bösen Gemüths, und als höchst strafbar an sich selbst betrachten. Jemanden mit Schande zu belegen, kömmt, gleich andern Strafen, nur der Obrigkeit zu, und keiner Privatperson. Dem gemäß finden wir in einem Fragment des Cicero, daß, nach dem Gesetz der zwölf Tafeln, welches sonst sehr wenig Todesstrafen verordnete, doch ein Pasquill oder eine Schmähschrift, die jemandem seinen guten Nahmen raubte, mit dem Tode bestraft werden sollte. Wie ganz anders verhält es sich bey uns! Unsre Satire ist *nichts als* Possenreißerey und Schmähreде des Fischmarkts. Schalksnarrenwitz gilt für echten Witz, und wer mit dem größten Reichthum von Redensarten Schimpfnahmen machen kann, heißt der feinste Satiriker. Auf diese Weise wird denn die Ehre angesehener Familien zu Grunde gerichtet; die höchsten Würden und größten Titel werden in den Augen des Volks klein und verächtlich gemacht, und die edelsten Tugenden und erhabensten Talente dem Spott der Lasterhaften und Unwissenden Preis gegeben. Sollte ein Fremder, der nichts von unsern Privatfaktionen weiß, oder einer, der seine Rolle in der Welt spielen wird, wenn unsere gegenwärtigen Zänke-

reyen und Erbitterungen vergessen sind, sollte er, sage ich, die größten jetzt lebenden Männer unsrer Nation von jeder Partey, nach den Charaktern beurtheilen, die ihnen in der einen oder andern der abscheulichen Scharteken gegeben werden, welche täglich unter uns herauskommen, welch eine Nation von Ungeheuren müßten wir ihm nicht zu seyn scheinen!

Da dieses grausame Verfahren auf eine gänzliche Umkehrung aller Wahrheit und Menschlichkeit hinausläuft, so verdient es den äußersten Abscheu, die äußerste Verfolgung aller derer, denen die Liebe ihres Vaterlandes, oder die Ehre der Religion am Herzen liegt. Ich empfehle dieß also der ernstlichen Ueberlegung nicht nur derer, die sich mit diesen verderblichen Künsten der Feder abgeben, sondern auch derer, die am Lesen solcher Schriften Vergnügen finden. Was die ersten betrift, so habe ich schon mehrmahls von ihnen geredet, und kein Bedenken getragen, sie mit Mördern und Banditen in Eine Klasse zu setzen. Jeder rechtschaffene Mensch schätzt einen guten Nahmen eben so hoch, als das Leben selbst; und ich kann nicht anders als glauben, daß diejenigen, welche heimlicher Weise jenen anfallen,

auch dieses rauben würden, wenn sie es eben so sicher und ungestraft thun könnten.

Was diejenigen anlangt, die ein Vergnügen daran finden, solche abscheuliche Wische zu lesen, so fürchte ich, daß sie nicht viel weniger strafbar sind, als die Verfasser selbst. Durch ein Gesetz der Kaiser Valentinian und Valens stand die Todesstrafe darauf, nicht nur wenn jemand eine Schmähschrift verfertigte, sondern so gar wenn jemand, der zufälliger Weise irgendwo eine antraf, sie nicht zerriß oder verbrannte. Um aber kein Sonderling in meiner Meinung über diese Sache zu scheinen, schließe ich dieß Blatt mit den Worten des Bayle, eines Mannes, der bey seiner großen Freyheit im Denken eine ausnehmende Gelehrsamkeit und scharfe Beurtheilungskraft besaß.

„Ich kann mir nicht einbilden, daß ein Mensch, welcher eine Schmähschrift ausstreut, weniger begierig sey Unheil zu stiften, als der Verfasser selbst. Aber was sollen wir von dem Vergnügen sagen, das jemand am Lesen einer solchen Schrift findet? Ist es nicht eine schwere Sünde in den Augen Gottes? — Wir müssen hier unterscheiden. Dieses Vergnügen ist entwe-

der

der eine angenehme Empfindung, die ein witzi-
ger und wohlausgedrückter Gedanke in uns erregt,
oder es ist Freude über die Schande der verläster-
ten Person. Ueber den ersten dieser Fälle will
ich nichts sagen, weil man vielleicht denken möchte,
meine Moral sey nicht strenge genug, wenn ich be-
hauptete, daß ein Mensch so wenig Herr über
diese angenehmen Empfindungen sey, als über die,
welche Zucker und Honig verursachen, wenn sie
seine Zunge berühren. Was aber den zweyten
betrifft, so wird jeder zugeben, daß dieß Ver-
gnügen eine schwarze Sünde ist. Das Vergnü-
gen im ersten Falle ist von keiner Dauer; es kömmt
unsrer Vernunft und Ueberlegung zuvor, und es
kann augenblicklich ein innerlicher Schmerz über
die Anschwärzung der Ehre unsers Nächsten darauf
folgen. Hört es nicht gleich wieder auf, so ist
das ein Zeichen, daß die Lieblosigkeit des Satiri-
kers uns nicht mißfällt, sondern daß es uns freut,
ihn seinen Feind, durch was für Mittel es auch
sey, anschwärzen zu sehen; und dann verdienen
wir eben die Strafe, welche dem Verfasser der
Schmähschrift gebührt. Ich will hier die Worte
eines neuern Schriftstellers anführen: Als der
heil. Gregorius die Schriftsteller exkommu-
nicirte, welche den Kastorius entehrt hatten,

 nahm

nahm er selbst diejenigen, die ihre Werke lasen, nicht aus; denn, sagt er, wenn Verleumdungen immer die Lust ihrer Hörer, und eine Befriedigung derer gewesen sind, die keinen andern Vortheil über rechtschaffene Menschen haben, ist dann nicht der, welcher ein Vergnügen daran findet, sie zu lesen, eben so strafbar als der, welcher sie niederschrieb? Es ist ein unläugbarer Grundsatz, daß die, welche einer Handlung Beyfall geben, sie gewiß thun würden, wenn sie könnten: das heißt, wenn irgend ein Grund der Selbstliebe sie nicht hinderte. Es ist kein Unterschied, sagt Cicero, unter dem, der ein Verbrechen anstiftet, und dem, der es billigt, wenn es begangen ist. Das Römische Gesetz bestätigte diese Maxime, indem es die Billiger dieses Uebels eben derselben Strafe unterwarf, als die Urheber desselben. Wir können daher schließen, daß diejenigen, welche am Lesen verleumderischer Schmähschriften in so weit ein Vergnügen finden, daß sie die Urheber und Ausstreuer derselben billigen, eben so strafbar sind, als ob sie solche selbst verfertigt hätten. Denn wenn sie nicht selbst dergleichen Scharteken schreiben, so kömmt das daher,

weil

weil sie kein Talent zum Schreiben haben, oder weil sie sich vor Gefahr scheuen."

Der Verfasser bringt hiernächst noch andre Autoritäten bey, die sein Urtheil bestätigen.

C.

Zweyhundert siebzigstes Stück.

(452)

Projekt einer neuen Art von Zeitungen.

Est natura hominum Novitatis avida.

PLIN. ap. LILLIUM.

Fast keine Seite in dem Charakter meiner Landsleute kömmt mir so seltsam vor, als ihr allgemeiner Durst nach Neuigkeiten. Es gibt etwan ein halbes Dutzend sinnreicher Köpfe, die von dieser Neugier ihrer Mitbürger sehr reichlich leben. Alle erhalten eben dieselben Nachrichten aus fremden Ländern, und sehr oft in eben denselben Worten, aber

aber ihre Manier sie anzurichten und aufzutischen
ist so verschieden, daß kein Bürger, dem das Wohl
des Staats nur irgend am Herzen liegt, das
Kaffehaus mit Beruhigung verlassen kann, wenn
er sich nicht vorher an jedem derselben gesätigt hat.
Diese verschiednen Gerichte von Neuigkeiten sind
dem Gaumen meiner Landsleute so sehr ange-
nehm, daß sie solche nicht nur gern genießen, wenn
sie ihnen warm aufgetischt, sondern auch wenn
sie ihnen von den scharfsinnigen Politikern, welche
das Publikum mit ihren Bemerkungen und Re-
flexionen über jede bey uns einlaufende Nachricht
verbinden, nachher wieder kalt vorgesetzt werden.
Die eine Klasse von Schriftstellern gibt uns den
Text, die andre den Kommentar darüber.

Ungeachtet uns nun aber eben dieselbe Ge-
schichte in so vielen verschiednen Blättern, und
je nach Erfoderniß der Umstände in so vielen
Artikeln ebendesselben Blatts erzählt wird; un-
geachtet wir, bey einer Dürre an fremden Po-
sten, ebendieselbe Begebenheit in verschiednen
Nachrichten von Paris, Brüssel, dem Haag,
und jeder großen Stadt wiederhohlt sehen; un-
geachtet der unzähligen Menge von Anmerkun-
gen, Erläuterungen, Reflexionen und verschiednen
Lesarten, welche sie durchgeht, liegt uns doch

unsre Zeit so lange wie eine drückende Last auf den Schultern, bis ein frisches Felleisen ankömmt. Wir sehnen uns nach fernern Umständen, schmachten zu hören, was für ein Schritt nun weiter geschehen, oder was für Folgen der bereits geschehene haben wird. Ein Westwind setzt die ganze Stadt in ängstliche Ungewißheit, und bringt alle Gesellschaften ins Stocken.

Unsre letztern Kriege haben diese allgemeine Neugier noch mehr gereizt und entflammt; und würde sie gehörig geleitet, so könnte sie wirklich für den, bey welchem ein solcher Durst rege geworden ist, von gutem Nutzen seyn. Warum sollte jemand, der ein Vergnügen daran findet, alles, was neu ist, zu lesen, sich nicht zur Geschichte, zu Reisebeschreibungen und andern Schriften ähnlicher Art wenden, wo er beständige Nahrung für seine Neugier, und weit mehr Vergnügen und Belehrung finden wird, als in diesen wöchentlichen Blättern? Ein ehrlicher Handelsmann, der in Erwartung eines Treffens einen ganzen langen Sommer durch schmachtet, und sich doch vielleicht am Ende betrogen sieht, kann hier ein halbes Dutzend in einem Tage finden. Er kann die Neuigkeiten einer ganzen Kampagne in kürzerer Zeit lesen, als er jetzt auf die Produkte

einer einzigen Post wendet. Schlachten, Eroberungen und Staatsveränderungen liegen dicht beysammen. Des Lesers Neugier wird jeden Augenblick erregt und befriedigt, und seine Wünsche vereitelt oder erfüllt, ohne daß er von Tage zu Tage in einem unangenehmen Zustande von Ungewißheit hingehalten wird, oder von der Barmherzigkeit der Winde und der Wellen abhängt. Kurz, die Seele befindet sich hier nicht in dem beständigen Schnappen nach Erkenntniß, wird nicht mit dem ewigen Durst gemartert, welcher das Loos aller unsrer jetzigen Neuigkeitenkrämer und politischen Kaffehäusler ist.

Alle Begebenheiten und Thatsachen, die ein Mensch nicht schon weiß, sind Neuigkeiten für ihn; und ich sehe nicht, wie irgend ein Hutmacher in Cheapside bey den jetzigen Zwistigkeiten der Eidgenossen mehr interessirt seyn sollte, als er bey den Unruhen der Ligue war. Wenigstens, glaube ich, wird jeder mir zugeben, daß es für einen Engländer wichtiger ist, die Geschichte seiner Vorfahren zu wissen, als die Geschichte seiner Zeitgenossen an den Ufern der Donau oder des Don. Sollte jemand hierin andrer Meinung seyn, so empfehle ich ihm folgendes Schreiben eines Projektmachers, der von dieser merkwürdigen

gen Neugier seiner Landsleute auch gern einen Groschen Geld verdienen möchte.

Mein Herr Zuschauer,

„Sie müssen bemerkt haben, daß die Zeitungsliebhaber und fleißigen Besucher der Kaffehäuser an allem Vergnügen finden, was nur Thatsache ist, wofern sie es nur nicht schon vorher gehört haben. Ein Sieg oder eine Niederlage sind ihnen gleich angenehm. Das Verstummen eines Kardinals ergetzt sie den einen, und sein wieder Lautwerden den andern Posttag. Sie freuen sich zu hören, daß der Französische Hof sich nach Marly begeben hat, und sind nachher eben so froh über seine Rückkehr nach Versailles. Die Privatavertissements lesen sie mit eben so großer Neugier, als die öffentlichen Zeitungsartikel, und hören eben so gern von einem Grauschimmel, der sich aus einer Weide bey Islington verlaufen, als von einem ganzen Korps Reiterey, das den Feind in die Flucht geschlagen hat. Kurz, sie finden an allem Gefallen, was nur Neuigkeit heißt, es sey auch, was es wolle; oder, um eigentlicher zu reden, sie haben einen gefräßigen Appetit, aber keinen Geschmack. Nun, mein Herr, da jetzt die große Quelle der Neuigkeiten (der Krieg, meine

ich)

ich) vermuthlich sehr bald versiegen wird, und da diese Herren einen so unauslöschlichen Durst darnach haben; so habe ich ihre und meine eigenen Umstände in Erwägung gezogen, und ein Projekt ausgedacht, wobey wir hoffentlich beiderseits unsern Vortheil finden werden. Ich gedenke nähmlich ein tägliches Blatt herauszugeben, welches die merkwürdigsten Vorfälle in jeder kleinen Stadt, jedem Dorf und Flecken innerhalb zehn Meilen von London, oder in andern Orten innerhalb des Bezirks der Pfennigpost, insgesammt enthalten soll. Zwey Gründe haben mich bewogen, meine Nachrichten auf diese Scene einzuschränken: erstlich, weil das Porto der Briefe sehr wohlfeil seyn wird, und zweytens, weil ich sie solcher Gestalt alle Tage erhalten kann. Auf diese Weise werden meine Leser ihre Neuigkeiten frisch und warm haben, und mancher würdige Bürger, der jetzt nicht ruhig einschlafen kann, weil er nicht benachrichtigt ist, was in der Welt vorgeht, wird sich dann vergnügt zu Bette legen können, da ich mein Blatt präcise um neun Uhr auszugeben gedenke. Korrespondenzen an diesen verschiedenen Oertern habe ich bereits errichtet, und auch schon sehr gute Nachrichten erhalten."

„Aus

„Aus meinen letzten Briefen von Kinghts-bridge ersehe ich, daß daselbst am dritten dieses ein Pferd gepfändet, und bey Abgang der Post noch nicht wieder losgegeben worden.“

„Von Pankridge meldet man uns, daß in der dortigen Mutterkirche vor kurzem ein Dutzend Kopulationen verrichtet worden; in Ansehung der Nahmen der jungen Eheleute aber vertröstet man uns auf die nächste Post.“

„Briefe von Brumton berichten, daß die Wittwe Melthau von Hrn. Joh. Brand verschiedne Besuche erhalten, worüber man sich dort sehr die Köpfe zerbreche.“

„Von einem Fischer, welcher neulich zu Hammersmith anfuhr, hat man die Nachricht von Putney, daß eine dort sehr wohl bekannte Person vermuthlich doch nicht zum Kirchendechanten erwählt werden dürfte; da dieß aber eine Schifferzeitung ist, so kann man ihr noch nicht völligen Glauben beymessen.“

„Briefe von Paddington bringen fast weiter nichts neues, als daß Willhelm Quieck, der Sauschneider, am fünften dieses durchpassirt ist.“

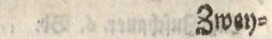
„Von Fullham schreibt man, daß sich alles dort noch im vorigen Zustande befinde. Man hatte dort gerade beym Abgange der Briefe Nach-

richt von einer Tonne herrlichen Biers, das auf dem Bruchanger angezapft worden; doch bedarf dieß noch Bestätigung."

„Hier haben Sie, mein Herr, eine Probe von den Neuigkeiten, womit ich die Stadt zu unterhalten gedenke; werden sie erst regelmäßig in Form einer Zeitung gebracht, so zweifle ich gar nicht, daß sie vielen der patriotischen Leser, die sich lieber um andrer Leute Sachen, als um ihre eignen bekümmern, sehr willkommen seyn werden. Ich hoffe, ein Blatt von dieser Art, woraus wir erfahren können, was nahe bey Hause vorgeht, wird uns nützlicher seyn, als alle die, welche mit Nachrichten von Züg und Bender angefüllt sind, und uns einiger Maßen für die Dürre an Neuigkeiten schadlos halten, die wir mit Recht von Friedenszeiten befürchten müssen. Finde ich, daß Sie dieß Projekt günstig aufnehmen, so werde ich Ihnen nächstens mit noch einem oder ein Paar andern beschwerlich fallen; und bin unterdeß mit schuldiger Ehrerbiethung

Dero ꝛc.

C.



Zwey=

Zweyhundert ein und siebzigstes Stück. (453)

Von der Dankbarkeit gegen Gott.

Non usitata nec tenui ferar
Penna. — —

Hor.

Keine Regung der Seele kann angenehmer seyn, als die Dankbarkeit. Sie ist mit so viel innerer Zufriedenheit und Beruhigung verknüpft, daß diese Pflicht gleich durch ihre Vollbringung überflüssig belohnt wird. Sie ist nicht, wie die Ausübung vieler andern Tugenden, beschwerlich und mühsam, sondern gewährt ein so großes Vergnügen, daß, wenn sie uns auch nicht durch ausdrückliche Gebote anbefohlen, und keine Belohnung in jener Welt ihr verheißen wäre, doch jede edlere Seele, wegen der natürlichen Annehmlichkeit, die sie begleitet, sich ihr überlassen würde.

Ist ein Mensch dem andern Dankbarkeit schuldig, wie viel mehr denn der Mensch seinem Schöpfer? Das höchste Wesen erzeigt uns nicht nur die Wohlthaten, welche wir unmittelbar aus seinen Händen empfangen, sondern auch selbst die, welche uns andre erzeigen. Jeder Segen, jedes Gut, das wir genießen, durch was für Mittel es uns zufließen mag, ist eine Gabe dessen, der der große Urheber alles Guten, der Vater aller Barmherzigkeit ist.

Erregt die Dankbarkeit, die wir einer gegen den andern äußern, eine sehr angenehme Empfindung in dem Herzen des Dankbaren: so erhöht sie diese Empfindung bis zum Entzücken, wenn sie gegen diesen großen Gegenstand der Dankbarkeit geäußert wird; gegen dieses wohlthätige Wesen; das uns alles gegeben hat, was wir bereits besitzen, und von dem wir alles erwarten, was wir noch hoffen.

Die meisten Werke der heidnischen Dichter waren entweder förmliche Hymnen an ihre Gottheiten, oder hatten doch eine entfernte Beziehung auf die Verherrlichung ihrer besondern Eigenschaften und Vollkommenheiten. Wer mit den Werken der noch vorhandenen Griechischen und Lateinischen Dichter bekannt ist, wird, bey einigem

gem Nachdenken, diese Bemerkung so wahr finden, daß ich mich nicht weiter dabey aufhalten darf. Man muß sich wundern, daß nicht mehrere unsrer christlichen Dichter ihre Gedanken auf diese Art beschäftigt haben, vornehmlich wenn man bedenkt, daß unsre Idee von dem höchsten Wesen nicht nur unendlich mehr großes und edles hat, als alles, was irgend in das Herz eines Heiden kommen konnte, sondern auch voll ist von allem, was die Einbildungskraft emporheben, und zu den erhabensten Gedanken und Begriffen Anlaß geben kann.

Plutarch erzählt, daß, als ein gewisser Heide eine Hymne an die Diana sang, worin er sie wegen ihres Vergnügens an Menschenopfern und andrer dergleichen Beweise von Grausamkeit und Rachsucht pries, ein Dichter, der bey dieser Andachtsverrichtung zugegen war, und richtigere Begriffe von der göttlichen Natur gehabt zu haben scheint, dem Anbeter, um ihm einen Verweis zu geben, sagte: Er wünsche ihm, zur Belohnung seiner Hymne, daß er eine Tochter haben möchte, die gerade eben so, als seine gepriesene Göttinn, gesinnt wäre. Es war aber wirklich unmöglich, das Lob einer dieser falschen Gottheiten, dem heidnischen Glauben gemäß, zu besingen, ohne

ungebührende und ungereimte Dinge mit einzumischen.

Die Juden, welche vor den Zeiten des Christenthums das einzige Volk waren, welches den wahren Gott kannte, haben der christlichen Welt ein Beyspiel gegeben, wie sie dieß göttliche Talent, von dem ich rede, gebrauchen sollte. Da diese Nation Männer von großem Genie, auch wenn man sie nicht als inspirirt betrachtet, hervorgebracht hat, so haben sie uns viele Hymnen und geistliche Oden überliefert, welche die Gesänge der alten Griechen und Römer eben so sehr in Ansehung der Poesie übertreffen, als in Ansehung des Gegenstandes, welchem sie geheiliget waren. Dieß ließe sich, dünkt mich, leicht zeigen, wenn es nöthig wäre.

Ich habe dem Publiko bereits einige geistliche Poesien mitgetheilt, und da sie eine sehr günstige Aufnahme gefunden haben, so werde ich von Zeit zu Zeit mehr dergleichen Arbeiten bekannt machen, die noch nicht im Druck erschienen sind, und meinen Lesern vielleicht angenehm seyn werden.

Hymne an Gott.

Zu dir, du gnadenreicher Gott,
Schwingt sich mein Geist empor,
In Wonne ganz verlohren, ganz
Bewundrung, Liebe, Dank.

Nein! Worte drücken sie nicht aus
Die heiße Dankbegier;
Sich selbst, wie mein entzücktes Herz
Von ihr durchglühet ist.

Du fachtest mir das Leben an,
Halfst meiner Nothdurft ab,
Als mich ein stiller Leib verbarg,
Als ich an Brüsten hing.

Du liehst dem wimmernden Geschrey
Dein all-erbarmend Ohr,
Als noch die Seele kein Gebet
Zu ordnen fähig war.

Du überschüttetest mein Herz
Mit Freuden ohne Maß,
Noch eh mein keimender Verstand
Der Freuden Quell begriff.

Als ich auf glatter Jugendbahn
Sorglosen Schrittes ging,
Hast du mich unsichtbar geführt,
Zur Mannheit mich gebracht.

Du hast durch Drangsal, Todesnoth,
Und größere Gefahr,
Des Lasters Zauberschlingen selbst,
Mir einen Weg gebahnt.

Wenn Krankheit mir die Kräfte nahm,
Hast du mich oft verjüngt,
Wenn ich in Sünd' und Leid versank,
Mit Gnad' und Trost gestärkt.

Viel Segen gab mir deine Hand,
Goß meinen Becher voll,
Verdoppelte den Segen noch
Durch einen treuen Freund.

Zehntausend Gaben, groß an Werth,
Verdank' ich täglich dir,
Und o! die größte Gab', ein Herz,
Das fröhlich sie geneußt.

Herr! deiner Güte forsch' ich nach,
So lang' ich athmen kann,
Und setze dieß glorreiche Werk
In fernen Welten fort.

Theilt Nacht und Tag die Zeit nicht mehr,
Erstirbet die Natur,
So feyrt mein dankerfülltes Herz
Noch deine Vaterhuld.

In Ewigkeit erhebet dich
Mein froher Lobgesang.
Doch auch das Maß der Ewigkeit
Faßt nicht dein ganzes Lob.

C.

Zweyhundert zwey und siebzigstes Stück. (455)

Vergleichung der Schriften mit Gewächsen. Ein Einwurf gegen des Zuschauers Gedanken über die Macht der Gewohnheit.

— — Ergo apis matinae
More modoque,
Grata carpentis thyma per laborem
Plurimum. — —

Hor.

Folgende beiden Briefe enthalten Bemerkungen, die mir sowohl für die gelehrte Welt, als für das häus=

häusliche Leben, sehr erheblich zu seyn scheinen. Die Allegorie in dem erstern ist so gut ausgeführt, daß sie Lesern von Geschmack für das Schöne nothwendig Vergnügen machen muß.

Mein Herr Zuschauer,

„Da ich vor einigen Tagen in einem schönen Garten spazieren ging, und die große Mannichfaltigkeit von Veredlung der Pflanzen und Bluhmen über das, was sie sonst gewesen seyn würden, bemerkte, führte mich dieß natürlicher Weise auf eine Betrachtung der Vortheile der Erziehung, oder der neuern Kultur: wie viele gute Eigenschaften der Seele, aus Mangel einer gleich erfoderlichen Sorgfalt in Pflegung und geschickter Behandlung derselben, verlohren gehen; wie viele Tugenden durch die Menge des Unkrauts, das man zwischen ihnen aufschießen läßt, erstickt werden; wie vortreffliche Talente oft ersterben, und zu nichts brauchbar sind, weil man sie in einen fremden Boden gepflanzt hat; und wie sehr selten diese moralischen Saamen die edlen Früchte bringen, die sich von ihnen erwarten ließen, weil man die erfoderliche Düngung, das nothwendige Beschneiden, und die angemessene Wartung und Behandlung unsrer zarten Neigungen und ersten

Keime

Keime des Lebens vernachlässigt hat. Diese all-
täglichen Betrachtungen brachten mich endlich auf
den Schluß, daß in der Seele jedes Menschen,
wenn er auf die Welt kömmt, eine Art von ve-
getabilischen Grundstoff sich befindet. In Kin-
dern liegt der Saamen noch vergraben und un-
sichtbar, bis er, nach einiger Zeit in vernunftar-
tige Blätter, ich meine in Worte, aufschießt;
hierauf erscheinen dann, in der gehörigen Jahres-
zeit, die Bluhmen in einer Menge schöner Far-
ben und in allen den lachenden Mahlereyen der
jugendlichen Fantasie und Einbildungskraft; end-
lich bildet sich die Frucht, anfangs vielleicht grün
und herbe, widerlich für den Geschmack, und un-
tauglich zum Pflücken, bis sie, durch gehörige
Sorgfalt gereift, in allen den edlen Produkten
der Philosophie, der Mathematik, der strengen
Schlußreden und der richtigen Beweisführungen
sich entdeckt. Und diese Früchte, wenn sie zur
gehörigen Reife gelangen, und von guter Art
sind, gewähren den Seelen der Menschen die kräf-
tigste Nahrung. Ich dachte ferner über die vor-
hin erwähnten intellektuellen Blätter nach, und
fand fast eine eben so große Mannichfaltigkeit
unter denselben, als in dem Pflanzenreich. Sehr
leicht bemerkte ich die weichen glänzenden Ita-

lieni-

lienischen Blätter, das behende, immer beweg- liche Französische Espenlaub, das Griechische und Lateinische Immergrün, die Spanische Myrte, das Englische Eichenlaub, die Schottische Distel, den Irrländischen Hasenklee, die Deutsche und Holländische Stechpalme, die Polnische und Russische Nessel, außer einer ungeheuren Menge ausländischer, aus Asien, Afrika und Amerika eingeführten Gewächse. Ich sah verschiedne unfruchtbare Pflanzen, die nur Blätter trugen, ohne alle Hoffnung der Bluhmen oder Früchte. Die Blätter von einigen waren wohlriechend und wohlgebildet, von andern stinkend und unregelmäßig. Ich wunderte mich über einen Haufen alter wunderlicher Botaniker, die ihr ganzes Leben mit Betrachtung einiger verwelkten Aegyptischen, Koptischen, Armenischen oder Sinesischen Blätter zubrachten, indessen andre sich bloß damit beschäftigten, alle die verschiednen Blätter irgend eines Baums in ungeheure Kräuterbücher zusammenzutragen. Die Bluhmen gewähren eine höchst angenehme Unterhaltung durch eine wunderbare Mannichfaltigkeit von Gestalten, Farben und Gerüchen; allein die meisten derselben welken bald, oder ihr Flor dauert aufs höchste nur ein Jahr. Einige erklärte

Bluhmenliebhaber machen ihr beständiges Studium und Geschäft daraus, und verachten alle Früchte; und zuweilen verschwenden einige seltsame Köpfe ihre ganze Zeit mit der Zucht einer einzigen Tulpe oder Nelke. Der angenehmste Zeitvertreib aber scheint der zu seyn, wenn man diese Bluhmen wohl auswählt, vermischt, und in liebliche Sträußer, zum Geschenk für Frauenzimmer, zusammenbindet. Der Geruch Italienischer Bluhmen ist, wie man bemerkt hat, gleich ihren andern Parfüms, zu stark, und nimmt den Kopf ein; die Französischen Bluhmen sind, bey ihren glänzenden bunten Farben, doch schwach und matt von Geruch; Deutsche und Nordische Bluhmen riechen wenig oder gar nicht, und zuweilen unangenehm. Die Alten besaßen das Geheimniß, einigen ihrer auserlesensten Bluhmen, die noch bis auf diese Stunde blühen, eine daurende Schönheit, Farbe und Lieblichkeit des Geruchs zu geben, welches wenig Neuere zu thun fähig sind. Die Bluhmen der letztern sind in ihrer Jahrszeit zwar schön und angenehm genug, und schmücken oft ein Gastmahl ganz artig aus, aber eine gar zu große Liebe für sie scheint eine Krankheit zu seyn. Sehr selten findet man eine Pflanze, die Kraft genug hätte, gleich einem

Pome-

Pomeranzenbaum, zugleich schöne glänzende Blätter, wohlriechende Bluhmen und wohlschmeckende nahrhafte Frucht hervorzubringen.

Ihr, ꝛc.

Lieber Herr Zuschauer,

„Sie lieferten uns neulich eine treffliche Abhandlung über die Macht der Gewohnheit, und ihre wunderbare Kraft, uns alles angenehm zu machen. Ich kann nicht läugnen, daß mir Ihr Blatt für mehr, als zwey Pfennig werth, Belehrung gab, und daß es mir überhaupt sehr wohl gefiel. Es thut mir daher (ohne Komplimente) aufrichtig leid, daß ich nicht völlig darin Ihrer Meinung seyn kann, daß die Gewohnheit uns alles angenehm mache. Kurz, ich habe die Ehre, mit einer jungen Dame zusammengejocht zu seyn, die, daß ich es platt heraussage, für ihr Alter ein Erz-Zankteufel ist. Zwey Monathe nach unserm Hochzeittage fing sie an, sowohl gegen mich, als gegen ihre Leute, ihr Herz recht frey auszuschütten; und ungeachtet ich an diese ihre Laune nun schon drey Jahre lang gewöhnt bin, so kann ich doch, ich weiß nicht wie es zugeht, noch nicht mehr Vergnügen daran finden, als gleich anfangs. Ich habe ihre Verwandten darüber zu Rathe gezogen,

zogen, und sie alle sagen mir, daß ihre Mutter und Großmutter beide von eben derselben Krankheit angesteckt gewesen; so daß ich mir, da das Uebel im Geblüt steckt, wenig Hoffnung zu ihrer Genesung machen darf. Gern hätte ich Ihren Rath über diese Sache. Ich verlange nicht so viel von Ihnen, daß Sie auf Mittel denken sollen, wie es mir zum Vergnügen werden könne; wüßten Sie mir nur dazu zu verhelfen, daß ich es mit Gleichgültigkeit ertrüge, so würde ich vollkommen zufrieden seyn.

Ihr, rc.

N. S. „Ich muß dem armen Dinge die Gerechtigkeit widerfahren lassen, Ihnen zu sagen, daß diese Heurath nicht ihre eigne Wahl war, so wenig als die meinige; weshalb ich denn alles vermeide, was sie ärgern und aufbringen könnte. Und in der That leben wir besser zusommen, als Leute, die sich vor ihrer Verbindung haßten, gewöhnlicher Weise thun. Um uns nicht an unsern Aeltern zu versündigen, oder wenigstens diese Sünde zu mildern, schilt meine Frau wegen dieser Heurath nur auf meinen Vater und meine Mutter, und ich fluche dagegen den ihrigen.

T.

Zweyhundert drey und siebzigstes Stück. (456)

Von der Härte gegen Bankerutmacher.

De quo libelli in celeberrimis locis proponuntur, huic ne perire quidem tacite conceditur.

CICERO.

Otway schildert, in seiner Rettung Venedigs, das Elend eines Menschen, dessen Güter in den Händen der Justitz sind, mit lebendigen Farben. Die bittere Kränkung, ein Spott und Gelächter niederträchtiger Seelen zu seyn, die Qual, sich von Leuten, die gegen alles Gefühl von Scham oder Mitleiden verhärtet sind, geschmäht und verhöhnt zu sehen, und das Unrecht, da man eines Menschen Vermögen, unter dem Vorwande der Gerechtigkeit, ruinirt; alles dieß wird in folgender Rede Peters an den Jaffier ganz vortrefflich zusammengehäuft:

Ich

Ich kam den Augenblick vor deiner Thür vorbey,
Und fand durch einen Haufen Schurken sie bewacht;
Der öffentlichen Raubsucht Söhne haus'ten hier:
Sie hätten, nach dem Rechtsspruch, Vollmacht, sagten sie,
Sich aller deiner Güter zu bemächtigen.
Hier stand mit scheuslichem Gesicht ein Schnappbahn, Herr
Von einem ganzen Stoß getriebnes Silberzeugs,
Zum öffentlichen Verkauf zusammengeworfen; dort
Ein Andrer, der ein niederträchtiges Gespött
Mit deinem Untergange trieb, und im Besitz
Der Bilder und Kostbarkeiten deiner Ahnen war.
Die goldverbrämten, reich gewirkten Teppiche,
Ja selbst dein Bett, das dich in deiner Hochzeitnacht
In Belviderens Arme schloß, der Ruheplatz
Von allen deinen Freuden, ward durch grobe Händ'
Entehrt, durch schmutzige Kerkerbuben entehrt, und zum
Gemeinen Plunder hingeworfen. — —

Nichts kann in Wahrheit unglücklicher seyn, als der Zustand eines Bankerutmachers. Das

 Elend,

Elend, welches uns durch Mißgeschick, oder Ungerechtigkeit Andrer betrifft, führt doch noch einigen Trost mit sich; das aber, welches aus unserm eignen Uebelverhalten oder Versehen entspringt, ist der Zustand des äußersten Grams, worein ein Mensch kommen kann. Sieht jemand, daß nicht nur sein reiches Vermögen, sondern sogar die Nothwendigkeiten des Lebens, sein Recht zu dem dürftigsten Unterhalt selbst, von der Gnade seiner Gläubiger abhängt, so kann er sich nicht anders, als wie einen Todten betrachten, dessen Zustand darin noch so viel schlimmer ist, daß nicht seine Freunde, sondern seine Feinde ihm die letzte Pflicht erweisen. Von dieser Stunde an nimmt die grausame Welt nicht nur Besitz von seinem ganzen Vermögen, sondern auch von allem andern, was damit in gar keiner Verbindung steht. Ueber alle seine gleichgültigsten Handlungen macht man jetzt neue Auslegungen; und selbst diejenigen, denen er vorher Wohlthaten erwiesen hat, entledigen sich dieser Verbindlichkeit dadurch gegen ihn, daß sie in die Vorwürfe seiner Feinde einstimmen. Es ist fast unglaublich, daß dieß sich so verhalten könne; aber nur zu oft sieht man, daß sich Stolz mit der Ungeduld des Gläubigers vermischt, und es gibt Leute, die es lieber sehen, wenn sie das

Ihrige

Ihrige durch den Sturz eines wohlhabenden Mannes wieder erhalten, als wenn er seine Schulden zu seiner eignen und seiner Gläubiger Zufriedenheit abtrüge. Der Unglückliche, welcher noch vor kurzem Herr eines großen Ueberflusses war, steht jetzt unter der Direktion Andrer; und seine vormahlige Weisheit, Oekonomie, gesunde Vernunft und Geschicklichkeit in Geschäften, nützen ihm jetzt so wenig, daß er selbst über die geringste Kleinigkeit nicht disponiren kann. Bey Kindern oder Wahnsinnigen gereicht die Kuratel ihnen zur Versorgung und Verpflegung; bey einem Bankeruttirer aber ist sie bloß darauf kalkulirt, ohne die geringste Milderung in Rücksicht der Zufälle, welche den Bankerut veranlaßt haben mögen, ihn gänzlich zu Grunde zu richten, es wäre denn, daß er, nach Befriedigung seiner Gläubiger, noch genug übrig behielte, um diejenigen für ihre Bemühungen belohnen zu können, durch deren Vermittelung ihn die Früchte aller seiner Arbeit abgenommen worden. Der unglückliche Mann muß dastehen und zusehen, wie Andre vorschreiben, auf was für Art und unter welchen Bedingungen seine Güter verkauft werden sollen; und alles dieß geschieht, gewöhnlicher Weise, nicht mit der Miene von Vormündern, welche Veranstal-

rungen über das Seinige machen, sondern von Zerstöhrern, welche es theilen und in Stücken zerreißen.

Es ist für große und gute Seelen etwas Heiliges im Unglück, und daher sind alle weisen Gesetzgeber sehr auf ihrer Hut gewesen, selbst demjenigen, welcher das Recht auf seiner Seite hatte, nicht die Freyheit zu lassen, nach dem Triebe seiner Rachbegierde gegen den Schuldigen zu verfahren. Tugendhafte und menschliche Leute, sollten sie auch durch Arglist hintergangen seyn, und es in ihrer Macht haben, sich zu rächen, sind doch immer langsam zum Gebrauch dieser Macht, und greifen nur gezwungen zu harten Maßregeln. Sie geben sich Mühe zu zeigen, daß sie nicht bloß deswegen so verfahren, weil ihnen Unrecht geschehen ist, sondern weil der Schuldige, wenn sie ihm länger nachsähen, auch Andern Unrecht thun würde. Solche Leute legen die Hand aufs Herz, und bedenken, was es ist, das Leben eines Bürgers in ihrer Gewalt zu haben. Solche möchten gern, wo möglich, lieber zu sich selbst sagen können: Du warst barmherzig, da es in deiner Macht stand, zu zerstöhren; als: du zerstöhrtest, da es in deiner Macht stand, eines Menschen zu schonen. Dieß ist etwas, das wir dem gemeinschaftlichen Elende des menschlichen Lebens, das

wir

wir gewisser Maßen selbst unsern Feinden schuldig sind. Wer sich ein Gewissen macht, das geringste Unrecht zu thun, wird sich auch ein Gewissen machen, die äußerste Gerechtigkeit zu fodern.

Wer die Mannichfaltigkeit des menschlichen Lebens kennt, wird bey einigem Nachdenken finden, daß der Mann, dem es an Erbarmen fehlt, für kein Vergnügen von irgend einer Art Geschmack hat. Er hat einen natürlichen Widerwillen gegen alles, was seiner Natur nach gut ist, und ist ein geborner Feind der Welt. Immer ist er äußerst parteyisch gegen sich selbst in allen seinen Handlungen, und hat kein Gefühl von Bosheit, als in so fern sie Strafe nach sich ziehen wird. Die Landesgesetze sind sein Evangelium und alle seine Gewissensfälle entscheidet sein Anwalt. Solche Leute wissen nicht, was es ist, das Herz eines Unglücklichen zu erfreuen, wissen nicht, daß Reichthümer die Werkzeuge sind, den Absichten des Himmels oder der Hölle zu dienen, je nach dem Gebrauch, den der Besitzer davon macht. Der Reiche kann alle die, welche in seiner Gewalt sind, quälen oder vergnügen, und das eine oder das andre thun, je nach dem sein Herz mit Haß oder Liebe gegen die Menschen angefüllt ist. Was nun diejenigen Reichen betrifft, welche un-

empfindlich gegen die Bekümmernisse Andrer sind, außer in so fern sie selbst darunter leiden, so sind sie nur in so fern schätzungswerth, als sie sterblich sind, und als wir etwas besseres von ihren Erben hoffen. Nicht ohne Vergnügen las ich folgenden Brief eines angesehenen Bürgers, welcher bankerut geworden ist, an einen andern, der sein vertrauter Freund in seinen bessern Umständen war, und der im Stande ist, durch seine Unterstützung und Freundschaft ihm wieder aufzuhelfen.

Mein Herr,

„Es wäre vergebens viele Worte zu machen, um etwas zu entschuldigen, was der beste Advokat in der Welt nicht zu entschuldigen vermag, das Verbrechen, unglücklich zu seyn. Alles, was ein Mann in meinen Umständen thun oder sagen kann, wird von dem großen Haufen der Menschen mit Vorurtheil aufgenommen werden, aber hoffentlich nicht auch von Ihnen. Sie sind mir vornehmlich behülflich gewesen, das zu erwerben, was ich verlohren habe, und ich weiß (sowohl aus diesem Grunde, als wegen Ihrer Freundschaft für mich) daß es Sie schmerzen muß, mich zu Grunde gerichtet zu sehen. Um Ihnen

zu zeigen, daß ich nicht unfähig bin, das Unglück zu ertragen, so setze ich, so arm ich auch bin, allen Unterschied zwischen uns bey Seite, und mache eben so wenig Umstände mit Ihnen, als wir zu thun pflegten, da wir noch gleicher waren. So wie man alles, was ich thue, mit Vorurtheil aufnehmen wird, so wird man alles, was Sie thun, mit Partheylichkeit betrachten. Was ich daher von Ihnen bitte, ist, daß Sie, dem Jedermann seinen Hof macht, mir, den Jedermann scheuet, mit Freundlichkeit begegnen mögen. Lassen Sie die Gnade und Gewogenheit, die Ihr Glück Ihnen verschafft, der Kälte und Gleichgültigkeit, womit man mir begegnet, das Gegengewicht halten. Alle edelgesinnten Menschen werden mir, um mein selbst willen mit Güte und Menschenliebe, die übrigen aber, um Ihretwillen, mit Achtung begegnen. Der Reichthum hat eine wohlthätige, so wie die Armuth eine verderbliche Ansteckung; Reiche können reich machen, ohne etwas von dem Ihrigen wegzugeben, und der Umgang der Armen macht einen Menschen arm, wenn sie gleich nichts von ihm borgen. Wie dieß sich erklären läßt, weiß ich nicht; aber gewiß ist es, daß die Achtung der Menschen sich nach der Gesellschaft richtet,

zu der wir uns halten. Wenn Sie also noch der gegen mich sind, der Sie vormahls waren, so können Sie viel zu meiner Aufhelfung beytragen; sind Sie es aber nicht, so wird mein Glück, wenn es je wiederkehrt, mit desto langsamern Schritten wiederkehren. Ich bin

Ihr

ergebenster Freund und Diener.

Dieser Brief ward mit einer Herablassung beantwortet, die nicht durch lange Gewogenheitsversicherungen seinem Unglück Hohn sprach, sondern sich folgender Gestalt ausdrückte:

Mein lieber Karl,

„Es freut mich sehr, aus Ihrem Schreiben zu sehen, daß Sie Muth genug haben, Ihr Glück von neuem zu versuchen. Ich versichere Sie, daß, in meinen Augen, Ihre zahlreiche Familie, durch das, was Ihnen begegnet ist, gar nichts verlohren hat: (in den Gaben der Natur nähmlich, um derentwillen ich sie immer so sehr hochgeschätzt habe). Ich werde Ihre Angelegenheiten nicht nur durch mein Betragen gegen Sie zu unterstützen suchen, sondern Ihnen auch eine beträchtliche Summe gegen ge-

wöhnliche Zinsen, auf drey Jahre lang über-
lassen. Sie wissen, daß ich mehr damit gewinnen
könnte; aber ich liebe Sie so sehr, daß ich, um
Ihnen zu helfen, gern Gelegenheiten zum Ge-
winst fahren lasse; denn es kümmert mich nicht,
ob man nach meinem Tode sagt, daß ich hundert
oder funfzig tausend Pfund mehr gehabt, als ich
bey meinem Leben gebrauchte.

Ihr
verbundenster Freund und Diener.
T.

Zweyhundert vier und siebzigstes Stück. (457)

Projekt einer geschriebenen Zischelzeitung und einer neuen Monathsschrift.

— — Multa et praeclara minantis.

Hor.

Eben derselbe sinnreiche Herr, welcher neulich den Vorschlag zu einer gedruckten Zeitung that,

die den ganzen Bezirk der Pfennigspost umfassen sollte, hat mich mit einem andern Briefe beehrt, den ich heute meinen Lesern vorlegen will.

Mein Herr,

„Ihre gütige Aufnahme meines vorigen Briefes, worin ich mein Projekt einer neuen Zeitung ankündigte, muntert mich auf, Ihnen noch ein Paar andre vorzulegen; denn Sie müssen wissen, mein Herr, daß wir Sie als den allgemeinen Censor der gelehrten Welt betrachten, und kein Vorhaben für ausführbar oder vernünftig halten, so lange Sie es nicht gebilligt haben, wenn gleich alles Geld, was wir dadurch aufbringen, aus unsern eignen Fonds kömmt, und bloß zu unserm Privatnutzen gereicht.“

„Ich habe schon oft gedacht, daß eine Zischelzeitung in Form eines Briefes, der mit jedem Posttage geschrieben und im Königreich herumgeschickt würde, auf dieselbe Art, wie Herr Dyer, Herr Dawkes oder andre epistolarische Geschichtschreiber es machen, vielleicht dem Publiko sehr willkommen, und dem Verfasser sehr einträglich seyn möchte. Unter Zischelzeitungen verstehe ich solche Neuigkeiten, die als Geheimnisse mitgetheilt werden, und dem Hörer ein doppeltes

Ver-

Vergnügen gewähren; erstlich, weil sie geheime Anekdoten sind, und fürs zweyte, weil sie immer einen Zusatz von etwas Skandalösem haben. Dieß sind die beiden Haupteigenschaften, welche eine Neuigkeit den Ohren der Neugierigen mehr als gewöhnlich empfehlen. Unpäßlichkeit hoher Personen, Besuche, welche Staatsminister im Dunkeln empfangen oder abgelegt haben, verstohlne Anwerbungen und Heurathen, heimliche Liebeshändel, Verlust im Spiel, Bewerbungen um Aemter, nebst ihrem glücklichen oder unglücklichen Erfolge, dieß ist der Stoff, woraus ich meine Zeitung vornehmlich zusammenzuweben gedenke. Ich habe zwey Personen zur Hand, jede Repräsentant ihres besondern Geschlechts, die mich mit den Zischelneuigkeiten, welche ich meinen Korrespondenten mitzutheilen gedenke, versehen werden. Der erste ist Peter Husch, ein Abkömmling der alten Familie der Husche; die andre, die alte Madam Brand, die in den beiden großen Städten London und Westminster eine zahllose Schaar von Töchtern hat. Peter Husch hat ein eignes Zischelloch in den meisten großen Kaffehäusern der Stadt. Ist jemand mit ihm allein in einem großen Zimmer, so zieht er ihn in eine Ecke desselben, und zischelt ihm ins Ohr.

Ich

Ich sah einmahl, wie er sich in eine Gesellschaft von sieben oder acht Personen hinsetzte, von denen er keinen in seinem Leben gesehen hatte; und nachdem er sich umgesehen, ob keiner da sey, der ihn hören könnte, ihnen mit leiser Stimme, und unter dem Siegel der Verschwiegenheit, den Tod eines vornehmen Mannes auf dem Lande anvertraute, welcher vielleicht in dem Augenblick, da dieß von ihm erzählt wurde, auf der Fuchsjacht war. Kömmt man in ein Kaffehaus, und sieht einen Zirkel von Köpfen, die sich über den Tisch bücken und dicht zusammenstecken, so wette ich Zehn gegen Eins, mein Freund Peter ist dazwischen. Mehrmahls bin ich selbst Zeuge gewesen, daß Peter die Zischelzeitung des Tages um acht Uhr Morgens bey Garraways, um Zwölf bey Wills, und vor Zwey auf dem Smyrna-Kaffehause publicirt hat. Hatte Peter solcher Gestalt einmahl ein Geheimniß vom Stapel laufen lassen, so ergetzte ich mich nicht wenig, wenn ich hörte, wie andre Leute es nachher aus der zweyten Hand einander zuzischelten, und es als etwas eignes ausbreiteten; denn Sie müssen wissen, mein Herr, der große Sporn zum Zischeln ist der Ehrgeiz, den jeder hat, für einen Mann gehalten zu werden, der um Geheimnisse wisse, und Zu-

tritt

tritt zu vornehmern Leuten habe, als man wohl denken sollte.“

„Nach dieser Nachricht von Herrn Peter Husch, komme ich jetzt zu der tugendhaften Matrone, der alten Madam Brand, welche mir die geheimen Verhandlungen des Putztisches und alle Arkana des schönen Geschlechts mittheilen wird. Madam Brand, müssen Sie wissen, hat etwas so ganz besonders bösartiges in ihrem Gezischel, daß es, gleich einem trocknen Ostwinde sengt, und jeden guten Nahmen ausdörrt, den sein Hauch trifft. Sie besitzt einen besondern Kunstgriff, geheime Heurathen zu schließen, und vermählte im vorigen Winter mehr als fünf Frauenzimmer von Stande mit ihren Lakeyen. Ihr Zischeln ist im Stande ein unschuldiges Mädchen zu schwängern, oder einem gesunden jungen Menschen Krankheiten aufzuheften, die man nicht nennen darf. Sie verwandelt Besuche in Intriguen, und eine Verbeugung von Ferne, in eine Bestellung zu heimlichen Zusammenkünften. Den Reichsten kann sie zum Bettler machen, und den vornehmsten Edelmann unter den Pöbel herabsetzen. Kurz, sie kann einen Menschen zum Bösewicht oder zum Narren, zum eifersüchtigen Tyrannen oder zum einfältigen Hahnrey zischeln,

oder

oder, wenn es Noth thut, die Fehltritte ihrer Urgroßmütter erzählen, oder das Andenken ehrlicher Kutscher, die schon über hundert Jahre im Grabe liegen, anschwärzen. Mit diesen und noch andern dergleichen Hülfsmitteln versehen, zweifle ich nun nicht, einen sehr interessanten Zischelbrief liefern zu können. Billigen Sie mein Projekt, so will ich mit nächster Post zu zischeln anfangen, und ich zweifle nicht, daß jeder meiner Kunden sehr wohl mit mir zufrieden seyn wird, wenn er bedenkt, daß jede Neuigkeit, die ich ihm schicke, ein Wort ihm ins Ohr gesagt ist, und ihn zum Vertrauten eines Geheimnisses macht.“

„Nach diesem kurzen Endwurfe meines Vorhabens, will ich Ihnen hiernächst noch ein anderes Projekt von einer neuen Monathsschrift vorlegen, welches ich gleichfalls Ihrer Zuschauerischen Weisheit unterwerfe. Ich darf Ihnen nicht erst sagen, daß es in Frankreich, Deutschland und Holland, wie auch in unserm eignen Vaterlande, verschiedne Schriftsteller gibt, welche monathlich etwas herausgeben, was sie Nachrichten von den Werken der Gelehrten nennen, worin sie uns von allen Büchern, die in irgend einem Theile von Europa gedruckt werden,

Aus-

Auszüge liefern. Dagegen nun, mein Herr, habe ich die Absicht, monathliche **Nachrichten von den Werken der Ungelehrten** herauszugeben. Verschiedne vor kurzem erschienene Produkte meiner eignen Landsleute, die großentheils eine sehr ansehnliche Figur in der ungelehrten Welt machen, muntern mich besonders zu diesem Unternehmen auf. Vielleicht werde ich in diesem Werke auch verschiedne Schriften die Musterung passiren lassen, welche in den obgedachten **Nachrichten** selbst erschienen sind, da ihrer doch in Werken, die einen solchen Titel führen, nicht hätte erwähnt werden sollen. Gleicher Weise möchte ich auch wohl solche Werke in Ueberlegung nehmen, die von Zeit zu Zeit unter den Nahmen derjenigen Herren erscheinen, die sich einander in öffentlichen Versammlungen mit dem Titel der gelehrten Herrn komplimentiren. Unsre Streitschriftsteller werden mir auch reichen Stoff geben, der Herausgeber, Kommentatoren und Andrer, die oft Männer ohne Gelehrsamkeit, oder, was eben so schlimm ist, ohne Kenntniß sind, nicht zu gedenken. Ich will diesen Gedanken jetzt nicht weiter ausführen; glauben Sie aber, daß sich etwas daraus machen läßt, so werde ich mich dran machen,

und alle Mühe und Fleiß darauf wenden, die ein so sehr nützliches Werk verdient.

Ich bin beständig ꝛc.

C.

Zweyhundert fünf und siebzigstes Stück. (458)

Von der falschen Schaam.

Αιδως ουκ αγαθη —

HESIOD.

— Pudor malus —

HOR.

Ich konnte mich des Lächelns nicht enthalten, als man mir gestern von einem schamhaften jungen Herrn erzählte, der zu einem Schmause eingeladen war, und, wiewohl er nicht gewohnt war zu trinken, doch nicht die Dreistigkeit hatte, sein Glas, wenn die Reihe an ihn kam, stehen zu lassen; wodurch er denn in kurzem so berauscht

ward,

ward, daß er keinen Menschen am Tische zum Worte kommen ließ, jeden in der Gesellschaft beleidigte, und endlich gar dem Herrn, dessen Gast er war, eine Flasche nach dem Kopfe warf. Dieß veranlaßte mich, über die bösen Wirkungen einer verkehrten Scham nachzudenken, und erinnerte mich an den Ausspruch des Brutus, dessen Plutarch erwähnt, daß nähmlich derjenige eine schlechte Erziehung gehabt haben müsse, der nicht etwas abzuschlagen gelernt hätte. Diese falsche Art von Scham hat vielleicht beide Geschlechter zu eben so vielen Lastern verleitet, als die verworfenste Schamlosigkeit, und läßt sich um desto weniger vor der Vernunft rechtfertigen, weil sie mehr in Rücksicht auf Andre, als auf sich selbst handelt, und mit einer Art von Reue bestraft wird, nicht nur, wie bey andern lasterhaften Gewohnheiten, wenn das Verbrechen begangen ist, sondern gerade zu derselben Zeit, da es verübt wird.

Nichts ist lobenswürdiger, als wahre Schamhaftigkeit, und nichts hingegen verächtlicher, als die falsche. Jene bewacht die Tugend, diese verräth sie. Wahre Schamhaftigkeit schämt sich, etwas zu thun, das den Vorschriften der gesunden Vernunft zuwiderläuft: falsche Schamhaftigkeit

schämt sich, etwas zu thun, das den Einfällen und Launen der Gesellschaft widerspricht. Wahre Schamhaftigkeit vermeidet alles, was strafbar, falsche alles, was ungebräuchlich ist. Die letztere ist bloß ein allgemeiner schwankender Instinkt; die erstere ist eben dieser Instinkt, durch die Regeln der Klugheit und Religion bestimmt und eingeschränkt.

Diejenige Scham können wir sicher für falsch und lasterhaft halten, die einen Menschen antreibt, etwas böses und unbesonnenes zu thun, oder ihn von entgegengesetzten Handlungen zurückhält. Wie viele Menschen gibt es nicht, die, in den gewöhnlichen Angelegenheiten des Lebens, Summen Geldes ausleihen, die sie nicht entbehren können, sich für Leute verbürgen, von denen sie wenig halten, Leuten Empfehlungsschreiben geben, die sie nicht kennen, Aemter mit Leuten besetzen, die sie nicht achten, ein Leben führen, das sie selbst nicht billigen, und alles dieß bloß deswegen, weil sie nicht Dreistigkeit genug haben, den Bitten, der Zudringlichkeit oder dem Beyspiel Andrer zu widerstehen.

Und diese falsche Scham setzt uns nicht nur in Gefahr, unbesonnene, sondern oft auch sehr strafbare Handlungen zu begehen. Als man den

Xeno-

Xenophanes furchtsam nannte, weil er sein Geld nicht in einem Würfelspiel wagen wollte, sagte er: Es ist wahr, ich bin sehr furchtsam; denn ich habe nicht das Herz, etwas böses zu thun. Ein Mensch von verkehrter Scham hingegen, läßt sich alles gefallen, und fürchtet sich nur, etwas zu thun, das ihm in der Gesellschaft, worin er sich eben befindet, das Ansehen eines Sonderlings geben könnte. Er schwimmt mit dem Strom, und läßt sich hinreißen, alles mögliche zu thun oder zu reden, so unerlaubt es auch an sich selbst seyn mag, was nur in den eben herrschenden Geist und Ton einstimmt. So sehr gewöhnlich dieß ist, so ist es doch gewiß eine der lächerlichsten Seiten unsrer Natur, daß Menschen sich nicht schämen, lasterhaft oder unvernünftig zu reden oder zu handeln, wohl aber einer, der in ihrer Gesellschaft ist, sich schämt, den Grundsätzen der Vernunft und Tugend zu folgen.

Die zweite Eigenschaft der falschen Scham, die wir betrachten müssen, ist, daß sie uns oft zurückhält etwas zu thun, das gut und löblich ist. Das eigne Nachdenken meines Lesers wird ihm Beyspiele dieser Art genug an die Hand geben. Ich will mich nur bey einer Bemerkung

aufhalten, die ich nie ohne geheime Bekümmerniß mache. Wir haben in England eine ganz besondre Schamhaftigkeit in allem, was die Religion angeht. Ein Mann von Lebensart sieht sich genöthigt, jede ernsthafte Empfindung dieser Art zu verbergen, und sehr oft ein größerer Freydenker zu scheinen, als er wirklich ist, um sich unter den Leuten nach der Welt in Kredit zu erhalten. Unser Uebermaß von Blödigkeit macht uns schamroth bey allen Uebungen der Andacht und Frömmigkeit. Dieser Geschmack reißt täglich mehr unter uns ein; so daß in vielen Familien von guter Lebensart der Herr des Hauses ein so schamhafter Mann ist, daß er nicht die Dreistigkeit hat, an seinem eignen Tische zu beten: eine Sitte, die nicht nur bey allen benachbarten Nationen gebräuchlich ist, sondern selbst bey den Heiden nie unterlassen wurde. Unsre reisenden Engländer wundern sich nicht wenig, wenn sie in katholischen Ländern Leute vom vornehmsten Stande finden, welche, auch außer der Zeit des öffentlichen Gottesdienstes, in ihre Kirchen gehen, sich auf die Knie werfen, und ihre Privatandacht verrichten. Ein Officier, oder ein witziger Kopf, oder ein Bonvivant in diesen Ländern würde sich fürchten, nicht nur für einen

irre-

irreligiösen, sondern auch für einen ungezogenen Menschen gehalten zu werden, wenn er sich zu Bette legte oder zu Tische setzte, ohne vorher seine Andacht zu verrichten. Eben diesen Anstrich von Religion findet man auch in allen fremden protestantischen Kirchen, und er verbreitet sich so sehr über ihr gewöhnliches Betragen und Reden, daß ein Engländer geneigt ist, alle Leute für Heuchler und Abergläubische zu halten.

Dieser geringe Anstrich von Religiosität in unserm Betragen kömmt wohl zum Theil von der uns natürlichen Scham und Blödigkeit her; die Hauptursach aber ist gewiß folgende. Jene Schwärme von Sektirern, welche um die Zeit der großen Rebellion unsre Nation überschwemmten, trieben ihre Heucheley so weit, daß sie unsre ganze Sprache in ein unverständliches schwärmerisches Gewäsch verkehrt hatten; so daß man nach der Restauration sich einbildete, man könne sich nicht genug von dem Wesen und Verhalten derjenigen entfernen, welche die Religion zum Deckmantel so vieler Schandthaten gemacht hatten. Dieß verführte zum entgegengesetzten Extrem: jeden äußern Schein von Andacht betrachtete man als etwas Puritanisches. Die Spötter, welche unter dieser Regierung blüheten und alles, was

ernsthaft war, lächerlich machten, fielen gleich darüber her. Und so ist denn ein religiöses Wesen seitdem bey uns außer Kredit gekommen. Auf diese Art sind wir nach und nach in die verkehrte Scham verfallen, welche gewisser Maßen allen Anstrich von Christenthum aus unserm gemeinen Leben und Umgange weggewischt hat, und uns von allen unsern Nachbarn unterscheidet.

Heucheley kann freylich nicht zu sehr verabscheuet werden, doch ist sie immer noch besser, als offenbare Gottlosigkeit. Beide sind gleich verderblich für den Menschen, der damit behaftet ist; in Rücksicht auf Andre aber, richtet Heucheley nicht so großes Unheil an, als schamlose Irreligion. Das gehörige Mittel, welches man beobachten sollte, ist, aufrichtig tugendhaft zu seyn, und zu gleicher Zeit die Welt sehen zu lassen, daß man es sey. Ich kenne keine schrecklichere Drohung in der heiligen Schrift, als die, welche sie gegen diejenigen ausspricht, welche die verkehrte Blödigkeit haben, daß sie sich, in einer Sache von so unaussprechlicher Wichtigkeit, vor Menschen schämen.

C.

Zweyhundert sechs und siebzigstes Stück. (459)

Ueber Glauben und Moralität.

— Quidquid dignum sapiente bonoque est.

Hor.

Die Religion läßt sich unter zwey allgemeinen Hauptstücken betrachten. Das eine begreift das, was wir glauben, das andre das, was wir thun sollen. Unter dem, was wir zu glauben haben, verstehe ich alles, was uns in der heiligen Schrift offenbart ist, und zu dessen Erkenntniß wir durch das Licht der Natur nicht gelangt seyn würden; unter dem, was wir thun müssen, verstehe ich alle die Pflichten, die uns die Vernunft oder natürliche Religion vorschreibt. Das erstere dieser beiden Hauptstücke nenne ich Glauben, das andre Moralität.

Sehen wir uns unter dem ernsthafteren Theile der Menschen um, so finden wir manche, die ein

so großes Gewicht auf den Glauben legen, daß sie die Moralität darüber verabsäumen; und manche, die so viel auf die Moralität bauen, daß sie darüber die gebührende Achtung gegen den Glauben aus den Augen setzen. Ein vollkommner Mann sollte in keinem dieser beiden Stücke zu wenig thun, wie Jeder leicht erkennen wird, der über die großen Vortheile nachdenkt, die aus jedem derselben entspringen, und die ich zum Gegenstande meines heutigen Blattes machen will.

Ungeachtet dieser allgemeinen Eintheilung der Christenpflicht in Moralität und Glauben, und ungeachtet sie beide ihre eigenthümlichen Vortrefflichkeiten haben, hat doch die erste, in mehr als Einer Rücksicht, den Vorzug.

Erstlich, weil der größte Theil der Moralität (so wie ich den Begriff derselben festgesetzt habe) von unwandelbarer, ewiger Natur ist, und noch fortdauren wird, wenn der Glaube aufhört und sich in Ueberzeugung verliehrt.

Zweytens, weil Moralität ohne Glauben einen Menschen weit mehr fähig macht, seinen Nebenmenschen Gutes zu thun und Nutzen in der Welt zu stiften, als Glaube ohne Moralität.

Drittens, weil die Moralität der menschlichen Natur eine größere Vollkommenheit gibt, indem sie das Gemüth beruhigt, die Leidenschaften mäßigt, und also die Glückseligkeit jedes Menschen für sich besonders befördert.

Viertens, weil die Regel der Moralität viel gewisser ist, als die Regel des Glaubens, indem alle civilisirten Nationen der Welt in den Hauptpunkten der Moralität so sehr übereinstimmen, als sie in den Glaubenspunkten von einander abweichen.

Fünftens, weil Unglaube nicht so bösartiger Natur ist, als Unmoralität; oder, um diesen Grund in ein anderes Licht zu setzen, weil, wie keiner zweifeln wird, wohl ein tugendhafter Ungläubiger, (besonders in dem Fall einer unverschuldeten Unwissenheit) aber kein lasterhafter Gläubiger selig werden kann.

Sechstens, weil der Glaube seinen vornehmsten, wo nicht allen seinen Werth von dem Einfluß, welchen er auf die Moralität hat, zu bekommen scheint; wie wir umständlicher sehen werden, wenn wir betrachten, worin eigentlich die Vortrefflichkeit des Glaubens, oder der Annahme der geoffenbarten Religion, besteht; und meiner Meinung nach besteht sie darin:

Erstlich, daß er gewisse Punkte der Moralität erläutert, und sie zu einer noch höhern Vollkommenheit erhebt.

Zweytens, daß er neue und stärkere Bewegungsgründe zur Ausübung der Moralität an die Hand gibt.

Drittens, daß er uns liebenswürdigere Ideen von dem höchsten Wesen verschafft, uns mehr Liebe und Theilnehmung gegen einander einflößt, und uns, sowohl in Ansehung der Größe, als der Niedrigkeit unsrer Natur, richtigere Begriffe von uns selbst ertheilt.

Viertens, daß er uns die Schwärze und Abscheulichkeit des Lasters zeigt, die, nach dem Christlichen System, so sehr groß ist, daß Er, welcher alle Vollkommenheit besitzt, und der höchste Richter darüber ist, von verschiednen großen Gottesgelehrten so vorgestellt wird, daß er die Sünde in eben so hohem Grade hasse, als er die heilige Person liebe, die sich zum Söhnopfer für dieselbe gemacht hat.

Fünftens, daß er das ordentliche und vorgeschriebene Mittel ist, welches die Moralität erst zur Seligkeit wirksam macht.

Ich habe alle diese verschiednen Punkte nur ganz kurz berührt, weil jeder, der in Betrachtungen

gen dieser Art geübt ist, sie leicht für sich allein weiter ausführen, und Schlüsse daraus ziehen kann, die ihm von großem Nutzen für sein Verhalten seyn werden. Ein Schluß besonders folgt so ganz natürlich daraus, daß er ihn gewiß nicht übersehen wird, nähmlich, daß derjenige in seinem System von Moralität nicht vollkommen seyn kann, der es nicht durch das System des Christlichen Glaubens unterstützt und verstärkt.

Außerdem will ich hier noch zwey oder drey andre Maximen vorlegen, die sich, wie mich dünkt, aus dem, was gesagt worden ist, natürlich herleiten lassen.

Fürs erste, daß wir uns besonders hüten sollten, etwas zu einem Glaubensartikel zu machen, das zur Bestätigung oder Verbesserung der Moralität nichts beyträgt.

Fürs zweyte, daß kein Glaubensartikel wahr und authentisch seyn kann, welcher den praktischen Theil der Religion, oder was ich bisher Moralität genannt habe, schwächt oder zerstöhrt.

Fürs dritte, daß der größte Freund der Moralität unmöglich bey der Annahme des Christenthums, so wie es rein und unverdorben in unsrer

unsrer Nationalkirche erhalten wird, die geringste Gefahr besorgen kann.

Noch eine andre Maxime, die, wie es scheint, aus den vorhergehenden Betrachtungen sich abziehen läßt, ist diese: daß, in allen zweifelhaften Punkten, ehe wir ihnen unsern Beyfall geben, wir wohl bedenken sollten, was für üble Folgen daraus entspringen könnten, im Fall sie irrig wären.

Zum Beyspiel: Bey der Streitfrage, ob man Andre Gewissens halber verfolgen dürfe, finde ich, daß man, im Fall der Verfolgung, nicht nur die Gemüther der Verfolgten verbittert, sie mit Haß, Unwillen und allem Ungestüm der Nachsucht erfüllt, und verführt, Dinge zu bekennen, die sie nicht glauben; sondern sie noch überdem von den Vergnügungen und Vortheilen der Gesellschaft ausschließt, ihren Körper quält, ihr Vermögen beeinträchtigt, ihrem guten Nahmen schadet, ihre Familien ins Verderben stürzt, ihnen ihr Leben zur Last macht, oder sie gar desselben beraubt. Fürwahr! wenn ich solche schreckliche Folgen aus einem Grundsatze entspringen sehe, so müßte ich erst so vollkommen gewiß von seiner Wahrheit überzeugt seyn, als von einer mathematischen Demonstration, ehe ich mich entschließen könnte, dem-

selben

selben gemäß zu handeln, oder ihn zu einem Theil meiner Religion zu machen.

In diesem Fall ist der Schaden und das Unrecht, das wir unserm Nächsten zufügen, offenbar und einleuchtend; der Grundsatz aber, nach welchem wir so handeln, ist zweifelhaft und streitig. Die Moralität scheint durch jenes Verfahren im höchsten Grade verletzt zu werden, und ob der Eifer für das, was man für das wahre System des Glaubens hält, es rechtfertigen könne, oder nicht, ist sehr ungewiß. Ich kann also nicht umhin zu glauben, daß, wenn unsre Religion sowohl Liebe als Eifer hervorbringt, sie unmöglich solche Grausamkeiten wird billigen können. Allein, daß ich mit den Worten eines vortrefflichen Schriftstellers schließe, **Wir haben gerade Religion genug, einander zu hassen, aber nicht genug, einander zu lieben.**

C.

Zweyhundert sieben und siebzigstes Stück. (463)

Traum von einer Wage, den innern Werth der Dinge zu wägen.

Omnia quae sensu volvuntur vota diurno,
Pectore sopito reddit amica quies.
Venator defessa toro cum membra reponit,
Mens tamen ad silvas et sua lustra redit:
Iudicibus lites, aurigis somnia currus,
Vanaque nocturnis meta cavetur equis.
Me quoque Musarum studium sub nocte silenti
Artibus assuetis sollicitare solet.

CLAUD.

Ich verglich neulich, zum Zeitvertreibe, die Homerische Wage, in welcher Jupiter Hektors und Achills Schicksal abwägt, mit einer Stelle im Virgil, worin dieser Dichter eben diesen Gott das Schicksal des Turnus und Aeneas abwägen läßt. Dieß erinnerte mich, daß dieselbe Art zu

zu denken auch in den morgenländischen Theilen der Welt geherrscht, wie aus den erhabnen Stellen der Schrift erhellet, worin es heißt, daß der große König von Babylon am Tage vor seinem Tode auf der Wage gewogen und zu leicht befunden worden. Andere Stellen der heiligen Schrift schildern den Allmächtigen, als wäge er die Berge in einer Wage, als theile er den Winden ihr Gewicht zu, als kenne er das Gleichgewicht der Wolken; und andere, als wäge er die Handlungen der Menschen, und lege ihr Elend zusammen in eine Schale. **Milton**, wie ich schon vormahls bemerkt habe, hatte verschiedne dieser Stellen vor Augen, als er die schöne Beschreibung machte, worin er den Erzengel und Satan einführt, wie sie sich zu einem Kampf anschicken, der durch die Wage, die am Himmel erscheint und die Folgen eines solchen Kampfes abwägt, verhindert wird.

> Aber der Ewige, solchen entsetzlichen Kampf zu verhindern,
> Hängte vom Himmel, da, wo sie noch itzo zu sehen ist, zwischen
> Dem Gestirne des Skorpiones und der Asträa,
> Seine goldene Wage herab, mit der er im Anfang

Alle

Alle geschaffenen Dinge gewogen: den hangenden Erdball
Und zum Gegengewichte die Luft; und itzo noch alle
Schlachten und Reiche wägt und das Schicksal der Völker; in diese
Legt' er zwey Gewichte, die Folgen des Streits und des Scheidens:
Jene flog plötzlich empor und stieß an den Balken der Wage.
Gabriel sah es, und redte mit diesen Worten den Feind an:
Satan! deine Stärke kenn' ich, du kennest die meine,
Nicht selbsteigene, nur geliehene. Wär' es nicht Thorheit,
Auf die Gewalt der Waffen zu pochen? Die deinen vermögen
Mehr nicht, als der Himmel zuläßt, mehr nicht die meinen,
Die jetzt doppelt stark sind, wie Staub dich niederzutreten.
Zum Beweise: blick' auf, und lies in den himmlischen Zeichen,
Wo du gewogen wirst, dein Loos! und siehe, wie leicht du,
Siehe, wie schwach du bist, wofern du Widerstand wagest.

Und

Und nun blickte der Erzfeind auf, und sah und erkannte
Seine hoch empor gestiegene Schale. Nicht lange
Murrend floh er, und mit ihm entflohn die nächtlichen Schatten.

Da diese unterhaltenden Gedanken kurz vor dem Schlafengehen sich meiner Fantasie bemächtigten und sich mit meinen gewöhnlichen Ideen vermischten, so erzeugten sie in meiner Einbildungskraft einen ganz seltsamen Traum. Ich befand mich, wie es mir schien, wieder in meiner Studierstube, saß in meinem Lehnstuhl, wo ich meinen vorhin gedachten Betrachtungen nachgehängt hatte, und meine Lampe brannte, wie gewöhnlich, neben mir. Indem ich nun hier über verschiedne moralische Materien nachdachte, und die Natur verschiedner Tugenden und Laster betrachtete, um Materialien zu den Abhandlungen aufzusuchen, womit ich täglich das Publikum unterhalte, sah ich, wie mich däuchte, ein Paar goldne Wagschalen, an einer Kette von gleichem Metall, über meinem Tische hangen; und auf einmahl warf eine unsichtbare Hand große Haufen von Gewichten zu beiden Seiten derselben hin. Bey Untersuchung dieser Gewichte fand ich,

daß sie den Werth jedes Dinges anzeigten, das unter den Menschen hochgeschätzt wird. Ich machte gleich eine Probe damit, indem ich das Gewicht der Weisheit in die eine, und das Gewicht des Reichthums in die andre Schale legte, worauf das letztere, zum Beweise seiner verhältnißmäßigen Leichtigkeit, auf einmahl in die Höhe flog, und an den Wagebalken stieß.

Ehe ich aber weiter gehe, muß ich meinen Lesern sagen, daß diese Gewichte ihre natürliche Schwere nicht eher äußerten, als bis sie in die goldne Wage gelegt wurden, so daß ich nicht errathen konnte, ob eins leicht oder schwer sey, so lange ich es noch in der Hand hielt. Dieß fand ich bey verschiednen Versuchen, die ich machte. Ich legte, zum Beyspiel, in die eine Schale ein Gewicht, worauf das Wort Ewigkeit stand, und in die andre das Gewicht Zeit. Ob ich nun gleich diesem letztern noch Wohlergehen, Trübsal, Reichthum, Armuth, Nutzen, Wohlgelingen, nebst noch vielen andern Gewichten, die mir in der Hand sehr schwer vorkamen, beylegte, so waren sie doch alle nicht im Stande, die entgegengesetzte Wage im geringsten zum Steigen zu bringen, ja sie würden nichts vermocht haben, wenn ich auch noch das Gewicht

der

der Sonne, der Gestirne und der Erde hinzuge-legt hätte.

Nachdem ich die Schalen wieder leer gemacht hatte, legte ich verschiedne Titel und Ehren, Gepränge, Triumphe, nebst vielen andern Gewichten von derselben Art in die eine, und da ich eben ein kleines schimmerndes Gewichtchen neben mir liegen sah, warf ich es von ungefähr in die andre Schale; und zu meinem großen Erstaunen war es gerade so schwer, daß es die Wage vollkommen im Gleichgewicht erhielt. Dieß kleine schimmernde Gewicht war am Rande mit dem Nahmen Eitelkeit beschrieben. Ich fand, daß es noch verschiedne andre Gewichte gab, die gleiche Schwere hatten, und einander vollkommen das Gleichgewicht hielten. Einige derselben versuchte ich; zum Beyspiel, Geiz und Armuth, Reichthum und Genügsamkeit, und andre mehr.

Es gab ferner Gewichte, welche fast einerley Figur hatten, und beynahe ganz mit einander übereinzustimmen schienen, und doch gänzlich verschieden waren, wenn sie in die Schalen geworfen wurden; als Religion und Heucheley, Pedanterey und Gelehrsamkeit, Witz und Lebhaftigkeit, Aberglaube und Frömmigkeit, Gravität und Weisheit, und viele andere.

Ich bemerkte ein besonderes Gewicht, welches auf beiden Seiten beschrieben war, und da ich die Aufschrift las, fand ich auf der einen Seite: In der Sprache der Menschen, und darunter: Trübsale; auf der andern Seite stand: In der Sprache der Götter: und darunter: Beseligungen. Den innern Werth dieses Gewichts fand ich viel größer, als ich mir einbildete, denn es wog Gesundheit, Reichthum, Glück und viele andre Gewichte auf, die mir in der Hand viel schwerer schienen.

Man hat in Schottland das Sprichwort, ein Quentchen Mutterwitz sey besser, als ein Pfund Schulwitz. Wie wahr dieß sey, erfuhr ich, als ich den Unterschied zwischen dem Gewicht der Naturgaben und dem Gewicht der Gelehrsamkeit bemerkte. Die Bemerkung, welche ich über diese beiden Gewichte machte, öffnete mir ein neues Feld von Entdeckungen; denn ungeachtet das Gewicht der Naturgaben viel schwerer war, als das Gewicht der Gelehrsamkeit, so fand ich doch, daß es hundertmahl so viel wog, als vorher, wenn ich Gelehrsamkeit dazu legte. Eben dieselbe Bemerkung machte ich über Glauben und Moralität; denn ungeachtet die letztere für sich allein den erstern aufwog, so bekam sie doch durch ihre Verbin-

dung

dung mit ihm ein tausendmahl schwereres Gewicht, als sie für sich hatte. Dieß seltsame Phänomen zeigte sich auch noch in andern Fällen, zum Beyspiel, bey Witz und Urtheilskraft, Philosophie und Religion, Gerechtigkeit und Güte, Religionseifer und Menschenliebe, Tiefe der Gedanken und Klarheit des Styls, nebst unzähligen andern, die alle anzuführen für dieß Blatt zu weitläuftig seyn würde.

Wie man im Traum gemeiniglich Ernst und Possen, Gravstät und Muthwillen durch einander zu werfen pflegt, so däuchte es auch mir, daß ich noch verschiedne andre Experimente machte, die von lustigerer Art waren, als die vorigen. Durch eines derselben fand ich, daß ein Englischer Oktavband oft schwerer war, als ein Französischer Foliant; und durch ein anderes, daß ein alter Griechischer oder Lateinischer Autor eine ganze Bibliothek von Neuern aufwog. Da ich eines meiner Blätter neben mir liegen sah, legte ich es in die eine Schale, und warf ein Zweypfennigstück in die andre. Der Leser wird nach dem Erfolge nicht fragen, wenn er sich noch des ersten Versuchs erinnert, dessen ich in diesem Blatt erwähnt habe. Hiernächst warf ich beide Geschlechter in die Wage; da aber mein Interesse mir nicht erlaubt, eines

von beiden zu erzürnen, so wird man mich entschuldigen, wenn ich das Resultat dieses Experiments nicht bekannt mache. Da ich eine so schöne Gelegenheit in Händen hatte, konnte ich mich auch nicht enthalten, die Grundsätze eines Tory in die eine, und die Grundsätze eines Whig in die andre Schale zu werfen; allein, da ich vom Anfange an dieß Blatt für neutral erklärt habe, so muß ich ebenfalls bitten, über diesen Punkt schweigen zu dürfen, wiewohl ich, bey Untersuchung des einen der Gewichte, das Wort Tekel mit Kapitalbuchstaben darauf geschrieben sah.

Ich machte noch viele andre Versuche; da ich aber heute nicht Raum habe, sie alle anzuführen, so werde ich sie vielleicht ein ander Mahl mittheilen, und will nur noch hinzusetzen, daß ich, beym Erwachen, mich betrübte, meine goldnen Schalen verschwunden zu sehen, aber den Entschluß faßte, fürs künftige die Lehre daraus zu nehmen, nichts nach seinem äußern zu Schein verachten oder hoch zu schätzen, sondern meine Achtung und Liebe für etwas bloß nach seinem wahren und innern Werthe abzumessen.

C.

Zweyhundert acht und siebzigstes Stück. (464)

Armuth und Reichthum.

Auream quisquis mediocritatem
Diligit, tutus caret obsoleti
Sordibus tecti, caret invidenda
Sobrius aula.

Hor.

Es macht mir immer eine große Freude, wenn ich in einem Griechischen oder Römischen Schriftsteller irgend eine Stelle finde, die noch nicht abgedroschen ist, und die ich noch nirgends angeführt gesehen habe. Von dieser Art ist die schöne Sentenz im Theognis: Laster wird durch Reichthum, und Tugend durch Armuth verhüllt; oder um es ganz wörtlich zu übersetzen: Unter den Menschen gibt es einige, deren Laster unter dem Reichthum, und andre,

deren Tugenden unter der Armuth versteckt sind. Jedem werden hier, aus eigner Erfahrung, leicht Beyspiele von Reichen einfallen, deren Fehler und Gebrechen man übersieht, oder wohl ganz und gar nicht bemerkt, weil sie reich sind; und man kann, dünkt mich, keine natürlichere Beschreibung eines Armen finden, dessen Verdienste sich in seiner Armuth verliehren, als in folgenden Worten des weisen Königs: „Es war eine kleine Stadt, und kam ein großer König, und belagerte sie, und baute große Bollwerke umher; und es ward darin gefunden ein armer weiser Mann, der die Stadt durch seine Weisheit erretten konnte, aber kein Mensch gedachte dieses armen Mannes. Da sprach ich: Weisheit ist ja besser, als Stärke; doch ward des Armen Weisheit verachtet, und seinen Worten nicht gehorcht.“

Der Mittelstand scheint von allen die vortheilhafteste Lage zu Erlangung der Weisheit zu haben. Armuth zieht unsre Gedanken zu sehr auf die Abhelfung unsrer Bedürfnisse, und Reichthum auf den Genuß unsers Ueberflusses; oder, wie Rowley bey einer andern Gelegenheit sagt: **Schwer ist es, ein unverwandtes Auge auf die Wahrheit zu haben, wenn man immer kämpft oder immer triumphirt.**

Betrachten wir die Armuth und den Reichthum, in so fern sie Tugenden oder Laster in der Seele des Menschen zu erzeugen pflegen, so werden wir bemerken, daß diejenigen von beiderley Art, welche aus der Armuth aufwachsen, von denen, die aus dem Reichthum entspringen, ganz verschieden sind. Demuth und Geduld, Fleiß und Mäßigkeit, sind sehr oft die guten Eigenschaften eines Armen. Menschlichkeit und Wohlwollen, Großmuth und Gefühl von Ehre, sind eben so oft die Tugenden des Reichen. Im Gegentheil verführt Armuth einen Menschen leicht zum Neide, Reichthum zum Uebermuth. Armuth ist nur zu oft mit Betrug, lasterhafter Gefälligkeit, Mißmuth, Murren und Unzufriedenheit verknüpft. Reichthum reizt einen Menschen zu Stolz und Ueppigkeit, zu einer thörichten Selbsterhebung, und einer zu großen Liebe fürs Irdische. Kurz, der Mittelstand ist der wünschenswürdigste für den, der es in der Tugend weit zu bringen wünscht; er ist, wie ich schon vorhin gesagt habe, der vortheilhafteste von allen zu Erlangung der Weisheit und Erkenntniß. Diese Betrachtung veranlaßte Agurn zu dem Gebet, welches, seiner Weisheit wegen, in der heiligen Schrift aufbewahrt ist: „Zwey Dinge bitte ich von dir, die

wollest du mir nicht versagen, ehe ich sterbe. Abgötterey und Lügen laß ferne von mir seyn; Armuth und Reichthum gib mir nicht, an meinem bescheidnen Theil Speise laß mir genügen: ich möchte dich sonst, wo ich zu satt würde, verleugnen, und sagen: Wer ist der Herr? oder, wo ich zu arm würde, möchte ich stehlen, und mich an dem Nahmen meines Gottes vergreifen."

Den übrigen Theil dieses Blattes will ich mit einer sehr artigen Allegorie ausfüllen, woraus Aristophanes, der Griechische Komödienschreiber, ein ganzes Schauspiel gemacht hat. Es scheint, daß sie ursprünglich eine Satire auf die Reichen hat seyn sollen, wiewohl sie größtentheils, gleich dem, was ich bisher gesagt habe, nur eine Art von Vergleichung zwischen Reichthum und Armuth ist.

Chremylus, ein alter, guter Mann, und dabey äußerst arm, wünscht seinem Sohn doch einiges Vermögen zu hinterlassen, und fragt darüber das Orakel des Apollo um Rath. Das Orakel befiehlt ihm, so bald er aus dem Tempel käme, dem ersten Menschen, welchen er sehen würde, nachzugehen. Der Mensch, welchen er zuerst erblickte, war, dem Anschein nach, ein alter, schmutziger, blinder Mann: da er ihm aber

von einem Orte zum andern nachfolgte, erfuhr er aus seinem eignen Munde, daß er Plutus, der Gott des Reichthums sey, und eben aus dem Hause eines reichen Geizhalses komme. Plutus erzählte ihm ferner, da er noch ein Knabe gewesen, habe er sich immer erklärt, er würde, sobald er volljährig wäre, nur tugendhaften und gerechten Menschen Reichthum schenken: hierauf habe Jupiter, in Ansehung der verderblichen Folgen eines solchen Entschlusses, ihm das Gesicht genommen, und ihn in dem Zustande, worin Chremylus ihn erblickte, in der Welt herumirren lassen. Mit vieler Mühe beredete ihn Chremylus, mit ihm nach seinem Hause zu gehen, wo er eine alte Frauensperson in zerlumpter Kleidung fand, die schon seit vielen Jahren her seine Gesellschafterinn gewesen war, und Armuth hieß. Da die alte Frau sich weigerte, so geschwind davon zu gehen, als er es verlangte, so drohte er ihr, sie nicht nur aus seinem Hause, sondern aus ganz Griechenland zu verbannen, wofern sie noch weitere Einwendungen machte. Die Armuth vertheidigt hierauf ihre Sache sehr gut, und stellt ihrem alten Wirthe vor, daß, wenn sie aus dem Lande vertrieben werden sollte, alle Gewerbe, Künste und Wissenschaften zugleich mit ihr vertrie-

ben werden würden, und daß, wenn jedermann reich wäre, keiner ferner die Pracht, das zierliche Hausgeräth und die Bequemlichkeiten des Lebens würde haben können, welche allein den Reichthum wünschenswerth machten. Sie stellte ihm ferner die verschiednen Vortheile vor, welche sie ihren Freunden gewähre, besonders in Ansehung ihrer Leibesgestalt, ihrer Gesundheit und Thätigkeit, indem sie sie vor Podagra, Wassersucht, unbehülflicher Fettigkeit und Unmäßigkeit bewahre. Allein, sie mochte sagen, was sie wollte, Chremylus zwang sie endlich, sich fortzupacken. Nun war er sogleich darauf bedacht, dem Plutus wieder zu seinem Gesichte zu verhelfen, und führte ihn daher in den Tempel des Aeskulap, der wegen seiner Wunderkuren berühmt war. Der Gott bekam hierdurch wirklich sein Gesicht wieder, und fing nun an, den rechten Gebrauch davon zu machen, indem er jeden bereicherte, der sich durch Frömmigkeit gegen die Götter und durch Gerechtigkeit gegen die Menschen auszeichnete; und zu gleicher Zeit den Gottlosen und Nichtswürdigen seine Gaben entzog. Dieß veranlaßt verschiedne lustige Vorfälle, bis endlich, im letzten Akt, Merkur vom Olymp herabfährt, und im Nahmen der Götter große Klagen führt, daß sie, seitdem die

guten Menschen reich geworden wären, keine Opfer mehr erhalten hätten. Diese Beschwerden werden durch einen Priester Jupiters bestätigt, welcher mit der Vorstellung auftritt, daß er, seit dieser Neuerung, in Gefahr sey, Hungers zu sterben, und von seinem Dienste nicht mehr leben könne. Chremylus, welcher, im Anfange des Schauspiels, fromm und gottesfürchtig in seiner Armuth war, beschließt es mit einem Vorschlage, der bey allen guten Menschen, die nun eben sowohl, als er, reich geworden waren, Beyfall findet, nähmlich, den Plutus in feyerlicher Procession in den Tempel zu führen, und ihn, statt Jupiters, auf den Thron zu setzen.

Diese Allegorie gab den Athéniensern zwey sehr heilsame Lehren: fürs erste rechtfertigte sie das Verhalten der Vorsehung bey der gewöhnlichen Vertheilung des Reichthums; und fürs zweyte zeigte sie, wie leicht die Reichthümer den moralischen Charakter ihrer Besitzer verderben.

C.



Zwey=

Zweyhundert neun und siebzigstes Stück. (471)

Von der Hoffnung.

Εν ελπισιν χρη τους σοφους εχειν βιον.

EURIP.

Das Gegenwärtige gewährt der Seele des Menschen selten hinlängliche Beschäftigung. Die Gegenstände des Vergnügens oder Mißvergnügens, der Liebe oder Bewunderung, liegen gewöhnlicher Weise im menschlichen Leben nicht dicht genug beysammen, um die Seele in beständiger Thätigkeit zu erhalten, und ihren Fähigkeiten unmittelbare Uebung zu verschaffen. Um also diesem Bedürfniß abzuhelfen, und damit die Seele nie an Beschäftigung Mangel leide, sondern immer Stoff zum Denken habe, ist sie mit gewissen Kräften begabt, die das Vergangene zurückrufen, und das Zukünftige schon im voraus genießen können.

Jenes wunderbare Vermögen, welches wir Gedächtniß nennen, schaut beständig in die Vergangenheit zurück, wenn es uns an gegenwärtiger Unterhaltung fehlt. Es gleicht den Behältnissen gewisser Thiere, die mit einem Vorrath ihrer genossenen Nahrung angefüllt sind, den sie wiederkäuen können, wenn sie kein andres Futter vor sich haben.

So wie nun das Gedächtniß der Seele in ihren leeren Augenblicken zu Hülfe kömmt, und durch Ideen des Vergangenen verhütet, daß keine Gedankenlücken bey ihr entstehen, eben so haben wir noch andre Kräfte, die sie durch das Zukünftige beschäftigen und in Bewegung setzen. Diese sind die Leidenschaften der Hoffnung und Furcht.

Durch diese beiden Leidenschaften dringen wir in die Zukunft ein, und machen Gegenstände unsern Gedanken gegenwärtig, die in den entferntesten Tiefen der Zeit verborgen liegen. Wir fühlen Leiden, und genießen Glück, ehe das geringste davon vorhanden ist; wir können über die Sonne und die Sterne hinausgehen, oder sie ganz aus dem Gesicht verliehren, wenn wir in jene fernen Theile der Ewigkeit hinaus wandern, wo die Himmel und Erde nicht mehr seyn werden.

Im

Im Vorbeygehen: Wer kann sich wohl einbilden, daß die Existenz eines Geschöpfs durch die Zeit beschränkt sey, dessen Gedanken es nicht sind? Doch, ich will mich in diesem Blatt bloß auf die Leidenschaft, die wir Hoffnung nennen, einschränken.

Unserer gegenwärtigen wirklichen Genießungen sind so wenig, und sie gehen so schnell vorüber, daß der Mensch ein sehr elendes Geschöpf seyn würde, wenn er nicht mit dieser Leidenschaft begabt wäre, welche ihm alle die guten Dinge kosten läßt, die er möglicher Weise einmahl besitzen kann. *Wir sollten alles hoffen, was gut ist*, sagt der alte Dichter *Linus*, *weil nichts ist, was wir nicht hoffen könnten, nichts, was die Götter uns nicht zu geben vermöchten.* Hoffnung beseelt alle todten Theile des Lebens, und erhält die Seele in ihren unthätigsten und trägesten Stunden wach. Sie versetzt uns in beständige Heiterkeit und gute Laune. Sie ist eine Art von Lebenswärme, welche die Seele froh und munter macht, ohne daß sie darauf achtet. Sie macht den Schmerz erträglich, Beschwerden leicht, und Arbeit angenehm.

Außer diesen verschiednen Vortheilen, die aus der Hoffnung entspringen, gewährt sie uns

noch

noch einen andern, der gewiß keiner von den geringsten ist, nähmlich, daß sie uns aufs wirksamste abhält, keinen gar zu großen Werth auf gegenwärtige Vergnügungen zu setzen. Cäsars Ausspruch ist bekannt. Als er sein ganzes Vermögen durch Geschenke an seine Freunde weggegeben hatte, fragte ihn einer derselben, was er denn nun für sich behalten hätte? Die Antwort des großen Mannes war: Hoffnung. Seine natürliche Großmuth hinderte ihn, das zu schätzen, was er gewiß besaß, und lenkte alle seine Gedanken auf etwas viel schätzbareres, das er noch in der Zukunft vor sich sah. Ich zweifle nicht, jeder Leser wird sich eine Lehre aus dieser Geschichte ziehen, und sie, ohne meine Anweisung, auf sich selbst anwenden.

Das alte Mährchen von der Büchse der Pandora (welches nach vieler Gelehrten Meinung aus der Tradition vom Fall des Menschen entstanden war) beweist, welch ein bedaurenswürdiger Zustand dieß Leben ohne die Hoffnung den Heiden zu seyn schien. Um das äußerst große Elend des Menschen vorzustellen, erzählen sie, Pandora habe unserm Stammvater, nach der heidnischen Theologie, eine große Büchse geschenkt. Als er den Deckel derselben aufmachte, sagt die

Fabel, flogen alle Uebel, Trübsale und Krankheiten heraus, denen die Menschen unterworfen sind, und von denen sie bis dahin frey gewesen waren. Die Hoffnung, welche sich auch unter diesen bösen Gesellen befand, flog nicht mit ihnen heraus, sondern hielt sich so fest am Deckel, daß sie wieder in die Büchse verschlossen ward.

Ich will über das bisher gesagte nur zwey Bemerkungen machen. Erstlich, daß kein Leben glücklicher seyn kann, als das, welches voller Hoffnung ist, vornehmlich wenn die Hoffnung wohlgegründet, und der Gegenstand derselben von erhabner Art, und seiner Natur nach geschickt ist, denjenigen, der ihn besitzt, glücklich zu machen. Dieser Satz muß jedem sehr stark einleuchten, der nur bedenkt, wie geringe die Zahl der gegenwärtigen Freuden selbst des glücklichsten Menschen ist, und wie unzulänglich sie sind, ihm völlige Zufriedenheit und Beruhigung in ihrem Genuß zu gewähren.

Meine zweyte Bemerkung ist die, daß ein gottseliges Leben den größten Reichthum an wohlgegründeter Hoffnung hat, und zwar an solcher Hoffnung, die auf Gegenstände gerichtet ist, welche fähig sind, uns vollkommen glücklich zu machen. Diese Hoffnung eines gottesfürchtigen Menschen

ist

ist viel sicherer und gewisser, als die Hoffnung irgend eines zeitlichen Glücks, da sie nicht nur durch die Vernunft, sondern auch durch den Glauben gestärkt wird. Ihr Auge ist zu gleicher Zeit unaufhörlich auf denjenigen Zustand geheftet, dessen bloße Idee schon die höchste und vollkommenste Glückseligkeit einschließt.

Ich habe vorhin gezeigt, wie der Einfluß der Hoffnung überhaupt das Leben versüßt, und unsern gegenwärtigen Zustand erträglich, wo nicht angenehm macht; eine religiöse Hoffnung aber hat noch größere Vortheile. Sie unterstützt nicht nur die Seele unter ihren Leiden, sondern macht sie auch freudig in denselben, da sie vielleicht die Werkzeuge seyn werden, ihr den großen und letzten Endzweck aller ihrer Hoffnung zu verschaffen.

Die religiöse Hoffnung hat ferner auch diesen Vorzug vor jeder andern Art von Hoffnung, daß sie im Stande ist, den Sterbenden neu zu beleben, und seine Seele nicht nur mit innerm Trost und Erquickung, sondern zuweilen auch mit hoher Freude und Entzückung zu erfüllen. Er triumphirt in seiner Todesangst, indem die Seele mit Vergnügen dem großen Gegenstande zueilt, welchen sie immer vor Augen hatte, und ihren Körper mit der Erwartung zurückläßt, daß er in einer glorrei-

chen und fröhlichen Auferstehung mit ihr werde wieder vereinigt werden.

Ich will diesen Versuch mit jenen emblematischen Ausdrücken einer lebhaften Hoffnung beschließen, deren der Psalmist sich mitten unter den Gefahren und Widerwärtigkeiten bediente, von denen er umringt war; denn die folgende Stelle hatte sowohl ihren gegenwärtigen und persönlichen, als zukünftigen und prophetischen Sinn. Ich habe den Herrn allezeit vor Augen; denn er ist mir zur Rechten: darum werd ich wohl bleiben. Darum freuet sich mein Herz, und meine Ehre ist fröhlich, auch mein Fleisch wird sicher liegen. Denn du wirst meine Seele nicht in der Hölle lassen, und nicht zugeben, daß dein Heiliger verwese. Du thust mir den Weg zum Leben kund; vor dir ist Freude die Fülle, und liebliches Wesen zu deiner Rechten ewiglich.

C.

Zwey=

Zweyhundert achtzigstes Stück.
(475)
Vom Rathfragen der Verliebten.

— Quae res in se neque consilium, neque modum
Habet ullum, eam consilio regere non potes.

TERENT.

Es ist eine alte Bemerkung, daß Staatsbediente, denen es mehr darum zu thun ist, sich bey ihrem Herrn einzuschmeicheln, als durch treue Dienste sein wahres Wohl zu befördern, ihren Rath nach seinen Neigungen einrichten, und ihm nur zu solchen Handlungen rathen, zu denen sein Herz schon einen natürlichen Hang hat. Eben so muß der Geheimerath eines Verliebten es machen, wofern er nicht die Freundschaft dessen, der ihn um Rath fragt, verliehren will. Mir sind verschiedne seltsame Fälle dieser Art bekannt. Hipparch

war im Begriff, ein ganz gemeines Mensch zu heurathen, wollte aber nichts ohne den Rath seines Freundes Philander thun, und fragte ihn daher um seine Meinung darüber. Philander sagte ihm ganz offenherzig, was er dachte, und schilderte ihm seine Geliebte mit so starken Farben, daß er am nächsten Morgen, zum Lohn für seine Mühe, eine Ausfoderung bekam, und schon vor zwölf Uhr von dem Freunde, der ihn um seinen Rath gebeten hatte, durch den Leib gerannt war. Celia fing, in demselben Falle, das Ding klüger an; sie bat Leonillen, ihr über einen jungen Menschen, der ihr Anträge gethan hätte, frey ihre Meinung zu sagen. Leonilla, die ihr einen besondern Gefallen zu thun glaubte, sagte ihr ganz frey heraus, sie hielte ihn für einen der Allernichtswürdigsten — Hier wurde sie von Celien, die nun sah, was folgen würde, unterbrochen, mit der Bitte nicht fortzufahren, weil sie schon über vierzehn Tage heimlich mit ihm verbunden sey. Die Wahrheit ist, ein Frauenzimmer fragt, in solchem Falle, selten eher um Rath, als bis sie schon ihre Brautkleider eingekauft hat. Erst wenn sie selbst gewählt hat, schickt sie, des Scheins wegen ihren Freunden ein Congé d'elire zu.

Untersuchen wir die geheimen Triebfedern und Bewegungsgründe, warum man in solchen Fällen so verfährt, und um einen Rath bittet, dem man nie zu folgen gedenkt; so liegt, wo ich nicht irre, der Hauptgrund darin, daß man nicht im Stande ist, ein so sehr angenehmes Geheimniß bey sich zu behalten. Ein Mädchen kann nicht ruhen, bis es seiner Vertrauten gesagt hat, daß es in kurzer Zeit verheurathet zu seyn hoffet, und um von dem schönen Jünglinge, der alle seine Gedanken einnimmt, schwatzen zu können, fragt es sie ganz ernsthaft, was sie ihm rathen würde, in einem so kützlichen Falle zu thun. Warum sollte sonst **Melissa**, die keine tausend Pfund im Vermögen hat, vom einen Ende der Stadt zum andern herumlaufen, ihre Bekannten zu fragen, ob sie Herrn Towely, der sich, mit einem Vermögen von fünf tausend Pfund jährlicher Einkünfte um sie bewirbt, nehmen soll? Man kann das Lachen nicht lassen, wenn man hört, wie sie ihre Zweifel vorbringt, und sieht, wie viel Mühe ihr die Ueberwindung derselben kostet.

Ich darf hier die Gewohnheit eitler Mannspersonen nicht unberührt lassen, die oft einen Freund wegen einer reichen Partie, die ihnen nie zu Theil werden wird, um Rath fragen. **Wil-**

 helm

helm Honigseim, der jetzt nahe an Sechzig ist, nahm mich vor einiger Zeit allein, und fragte mich mit seiner ernsthaftesten Miene, was ich ihm riethe? ob er Fräulein Betty Single (sie ist eine von den reichsten Partien in der Stadt) heurathen sollte? Ich starrte ihm voller Verwunderung ins Gesicht bey einer so seltsamen Frage; worauf er mir augenblicklich alle ihre Güter und Kostbarkeiten auf den Fingern vorrechnete, und hinzusetzte, er sey entschlossen, in einer Sache von so großer Wichtigkeit nichts ohne meine Genehmigung zu thun. Da ich sah, daß er durchaus eine Antwort haben wollte, so sagte ich, wenn er die Einwilligung des Frauenzimmers erhalten könnte, so hätte er auch die meinige. Dieß ist wohl schon die zehnte Partie, worüber er, so viel ich weiß, seine Freunde zu Rath gezogen hat, ohne je dem Frauenzimmer, das er heurathen wollte, selbst ein Wort davon zu sagen.

Was mich auf diese Materie gebracht hat, ist folgender Brief eines in der Feder sehr geübten jungen Frauenzimmers, die, nach dem Inhalt zu schließen, die Sache schon so weit getrieben hat, daß sie zum Rathfragen reif ist. Da ich aber ihre Gewogenheit nicht gern verliehren, und die gute Meinung, die sie von meiner Weisheit

hat,

hat, nicht gern verwirken möchte, so will ich hier bloß den Brief mittheilen, ohne etwas darauf zu antworten.

Mein Herr Zuschauer,

„Hören Sie, die Sache ist die: Herr Gebild ist der hübscheste junge Herr in der ganzen Stadt. Er ist sehr lang, aber doch nicht allzulang. Er tanzt, wie ein Engel. Sein Mund ist, ich weiß nicht wie, aber es ist der schönste Mund, den ich in meinem Leben gesehen habe. Er lacht immer, denn er hat unendlich viel Witz. Sähen Sie nur, wie er seine Strümpfe aufwickelt! Er hat tausend allerliebste Einfälle, und sähen Sie ihn nur einmahl, ich wette, er würde Ihnen gefallen. Er ist sehr gelehrt, und das Lateinische fließt ihm vom Munde, wie seine Muttersprache. Ich gäbe was darum, daß Sie ihn nur einmahl tanzen sähen. Nun müssen Sie wissen, daß der arme Herr Gebild kein Vermögen hat; aber was kann er dafür, nicht wahr? Und doch sind meine Freunde so unbillig, daß sie mich immer mit ihm aufziehen, weil er kein Vermögen hat; aber mögen sie doch! ich weiß, er hat das, was viel besser ist als Vermögen: denn er ist ein gutherziger, witziger, bescheidner, höflicher, schlanker, wohlgezogener,

hübscher junger Herr, und hat mich, so lange ich ihn kenne, mit Höflichkeiten überhäuft. Ich vergaß noch, Ihnen zu sagen, daß er schwarze Augen hat, und mich dann und wann damit ansieht, als ob sie ihm voller Thränen stünden. Und doch sind meine Freunde so unbillig, daß sie verlangen, ich soll ihm unhöflich begegnen. Ich habe ein gutes Erbtheil, das sie mir nicht vorenthalten können, und werde den nächsten neun und zwanzigsten August vierzehn Jahr alt, und bin daher Willens, mich in der Welt zu etabliren, so bald ich kann, und das will Herr Gebild ebenfalls. Aber jeder, den ich hier zu Rathe ziehe, ist wider den armen Mann. Ich bitte Sie also, geben Sie mir Ihren Rath, denn ich weiß, sie sind ein Weiser; und wenn Sie mir gut rathen, so bin ich entschlossen, Ihnen zu folgen. Ich wünsche nichts mehr, als daß Sie ihn einmahl tanzen sähen, und bin 2c.

B. D.

N. S. Ihre Zuschauer gefallen ihm außerordentlich.

C.

Zwey=

Zweyhundert ein und achtzigstes Stück. (476)

Von der Ordnung in Schriften und Gesprächen.

— — Lucidus Ordo

Hor.

Unter den Blättern, die ich täglich in die Welt schicke, gibt es einige, die ganz regelmäßig und methodisch geschrieben sind, und andre, die in der wilden Manier der Aufsätze, welche man gemeiniglich Versuche nennt, fortlaufen. Was die ersten anlangt, so habe ich schon den ganzen Entwurf des Aufsatzes im Kopfe, ehe ich noch die Feder ansetze. Bey den andern ist es mir genug, wenn ich nur mit einer Anzahl von Gedanken über einen Gegenstand versehen bin, ohne mir die Mühe zu geben, sie in eine solche Ordnung zu stellen, daß sie auseinander zu erwachsen

sen und an ihrem gehörigen Orte zu stehen schei-
nen. Seneka und Montagne sind Muster der
Schreibart in dieser letztern Manier, wie hin-
gegen Cicero und Aristoteles sich in der erstern
auszeichnen. Lese ich einen Schriftsteller von Ge-
nie, der ohne Ordnung schreibt, so kömmt es mir
vor, als ob ich in einem Walde, voll edler, er-
habner Gegenstände sey, die in größter Verwir-
rung und Unordnung unter einander stehen. Lese
ich aber eine methodische Abhandlung, so bin ich
in einer regelmäßigen Pflanzung, und kann mich
in ihre verschiednen Mittelpunkte stellen, so daß
ich alle Linien und Gänge, die von denselben aus-
gehen, übersehe. In jenem kann man einen
ganzen Tag lang herumirren, und mit jedem Au-
genblick irgend etwas Neues entdecken; wird aber
am Ende nur einen verworrenen unvollkommenen
Begriff von dem Orte haben: in dieser hingegen
hat das Auge die ganze Aussicht in seiner Ge-
walt, und gibt uns eine solche Idee von dersel-
ben, die sich nicht leicht aus dem Gedächtniß
verliehrt.

Unregelmäßigkeit und Mangel an Methode
sind nur bey Schriftstellern von großer Gelehr-
samkeit oder großem Genie erträglich; denn diese
sind oft zu voll, um genau und ordentlich zu seyn,

und werfen daher lieber ihre Perlen in Haufen vor den Leser hin, als daß sie sich die Mühe geben sollten, sie aufzureihen.

Ordnung gereicht einem Werke, sowohl in Rücksicht auf den Verfasser, als auf den Leser, zu großem Vortheil. In Ansehung des erstern, kömmt sie seiner Erfindungskraft sehr zu Hülfe. Hat man erst einen Plan seiner Abhandlung entworfen, so entwickeln sich aus jedem besondern Hauptsatze eine Menge von Gedanken, die sich, bey der allgemeinen Uebersicht eines Gegenstandes, nicht darbiethen. Unsre Gedanken sind zu gleicher Zeit verständlicher, und äußern ihre eigentliche Kraft und Bedeutung besser, wenn sie in ihr gehöriges Licht gestellt werden, und in regelmäßigem Zusammenhange auf einander folgen, als wenn sie ohne Ordnung und Verbindung zusammengeworfen werden. Verwirrung ist allemahl mit Dunkelheit verknüpft, und eben derselbe Satz, welcher dem Leser in dem einen Theil einer Abhandlung Licht gegeben haben würde, verwirrt ihn in einer andern. Aus diesem Grunde zeigt sich auch jeder Gedanke in einer methodischen Abhandlung in seiner größten Schönheit, so wie die verschiednen Figuren eines Gemähldes durch die gute Anordnung des Ganzes einen neuen

Reiz bekommen. Die Vortheile, die eine methodische Abhandlung dem Leser gewährt, stimmen mit den Vortheilen des Schriftstellers überein. Er begreift alles leicht, nimmt es mit Vergnügen an, und behält es länger.

Auch in gewöhnlichen Gesprächen ist Ordnung nicht weniger nothwendig, als in Schriften, wofern man anders von seinen Gesellschaftern verstanden seyn will. Ich, der ich täglich tausend Kaffehaus-Debatten anhöre, fühle diesen Mangel an Ordnung in den Gedanken meiner braven Landsleute sehr stark. Unter zehn Disputationen, die in diesen Schulen der Politik gehalten werden, findet man nicht eine, wo die Streiter nicht, nach den ersten drey Sätzen, ganz von der Frage abkämen. Unsre Disputanten erinnern mich an den Blackfisch, der, wenn er sich nicht zu retten weiß, das ganze Wasser um sich her schwarz macht, bis er unsichtbar wird. Wer seine Gedanken nicht zu ordnen weiß, hat immer, wie Garth sagt, einen unfruchtbaren Ueberfluß von Worten; die Frucht verliehrt sich unter der Menge des Laubes.

Herr Wirrwarr ist einer von den allerunordentlichsten Disputanten, die mir je aufgestoßen sind. Er hat gerade genug gelesen, um sehr un-

verschämt zu seyn; und weiß so viel, daß er wohl Zweifel erregen, aber sie nicht auflösen kann. Es ist Schade um ihn, daß er so viel Gelehrsamkeit besitzt, oder daß er nicht noch viel mehr davon hat. Mit diesen Eigenschaften spielt Wirrwarr den Freygeist, findet an unsrer Staatsverfassung unendlich viel auszusetzen, und gibt durch schlaue Winke zu verstehen, daß er kein künftiges Leben glaubt. Kurz, Wirrwarr ist ein Atheist, so weit seine Talente es ihm verstatten. Er hat sich etwa ein halbes Dutzend Gemeinplätze angeschafft, auf die er immer unfehlbar das Gespräch führt, er mag Gelegenheit dazu finden, oder nicht. Ist gleich die Rede von Doway oder Denain, so wette ich Zehn gegen Eins, er wird gleich anfangen über die Unvernunft des Aberglaubens und Pfaffenbetrug zu deklamiren. Dieß macht Herrn Wirrwarr zum Gegenstande der Bewunderung aller derer, die weniger Verstand haben, als er, und der Verachtung derer, die mehr haben. Vor keinem Menschen in der Stadt fürchtet er sich so sehr, als vor meinem Freunde Dröge. Dröge, welcher Wirrwarrs Logik kennt, merkt nicht so bald, daß er von der Hauptsache, wovon die Rede ist, abspringen will, da er ihm mit einem: Was denn? das wissen wir

alle,

alle, aber was thut das hier zur Sache? in den Zügel fällt. Ich habe wohl eher Wirrwarrn eine halbe Stunde lang in eins fort deklamiren, und über die vermeintliche Stärke seiner Beweise triumphiren hören, wenn auf einmahl mein Freund ihm mit der Bitte das Maul stopfte, der Gesellschaft doch zu sagen, was er denn eigentlich beweisen wollte? Kurz, Dröge ist ein Mann von einem hellen methodischen Kopfe, aber von wenig Worten, und ist Wirrwarrn eben so sehr überlegen, als ein kleines Korps regulärer Truppen einem zahllosen Haufen undisciplinirter Miliz seyn würde.

C.

Zweyhundert zwey und achtzigstes Stück. (477)

Beschreibung eines ungewöhnlichen Gartens.

— An me ludit amabilis
Insania? audire et videor pios
Errare per lucos, amoenae
Quos et aquae subeunt et aurae.

HOR.

Mein Herr,

Da ich neulich Ihren Versuch über die Vergnügungen der Einbildungskraft las, vergnügten mich Ihre Gedanken über einige unsrer Englischen Gärten so sehr, daß ich mich nicht enthalten kann, Ihnen mit einem Briefe über diesen Gegenstand beschwerlich zu fallen. Man hält mich für einen Humoristen in der Gärtnerey. Ich habe einige Morgen Landes neben meinem Hause, die ich meinen Garten nenne; sähe sie

aber einer unsrer Kunstgärtner, so würde er nicht wissen, wie er das Ding nennen sollte. Es ist ein Gemisch von Küchen- und Parterr- Baum- und Bluhmengarten, welches alles so verflochten durch einander liegt, daß ein Fremder, der von unserm Lande noch nichts gesehen hätte, und gleich bey seiner Ankunft zuerst in meinen Garten käme, ihn für eine natürliche Wildniß, und für einen von den unkultivirten Plätzen unsers Landes halten würde. Verschiedne Theile meines Gartens sind in schwelgerischem Ueberfluß mit Bluhmen bedeckt. Ich bin aber so weit entfernt, mich in irgend eine besondere Bluhme, wegen ihrer Seltenheit, zu verlieben, daß ich vielmehr jede Bluhme des Feldes, die mir gefällt, in meinem Garten aufnehme. Führe ich daher einen Fremden hinein, so erstaunt er, verschiedne große Plätze mit zehntausend abwechselnden Farben überzogen zu sehen; und mancher hat sich schon Bluhmen, als die schönsten von allen, bey mir ausgesucht, die er unter einer gemeinen Hecke, in einem Felde, oder einer Wiese, eben so gut hätte finden können. Die einzige Ordnung, die ich in diesem Stück beobachte, ist, daß ich die Produkte jeder besondern Jahreszeit auch an einem besondern Orte zusammenbringe, damit sie sich zu glei-

gleicher Zeit neben einander zeigen, und ein desto reicheres und mannichfaltigeres Gemählde darstellen. Eben dieselbe Unregelmäßigkeit herrscht in meinen Baumplätzen, die so wild durch einander wachsen, wie ihre Natur es nur erlaubt. Ich nehme keine Bäume darin auf, die nicht von Natur den Boden lieben, und es ergetzt mich oft, wenn ich in diesem von mir selbst gezogenen Labyrinth herumwandre, daß ich nicht weiß, ob der nächste Baum, der mir aufstoßen wird, ein Apfelbaum oder eine Eiche, eine Ulme oder ein Birnbaum ist. Meine Küche hat gleichfalls ihre besonders angewiesenen Bezirke; denn außer dem schwelgerischen Ueberfluß heilsamer Gewächse, womit diese Plätze versehen sind, ist ein Küchengarten in meinen Augen immer ein reizenderer Anblick gewesen, als die schönste Orangerie, oder das künstlichste Gewächshaus. Ich sehe gern jedes Ding in seiner Vollkommenheit, und es macht mir mehr Vergnügen, die langen Reihen meiner Kohl- und Krautköpfe, nebst unzähligen Küchenkräutern zu betrachten, die alle in ihrem vollen natürlichen Grün und Wohlgeruch aufschießen, als die zarten Pflanzen fremder Länder durch künstliche Hitze mühsam am Leben erhalten zu sehen, oder zu sehen, wie sie in einer Luft und in

einem Boden verwelken, die ihnen nicht angemessen sind. Ich darf nicht vergessen, daß in der höchsten Gegend meines Gartens eine Quelle entspringt, die einen kleinen schlängelnden Bach formirt, und sowohl die Annehmlichkeit als Fruchtbarkeit des Orts nicht wenig vermehrt. Ich habe den Bach so geleitet, daß er die meisten meiner Baumplätze besucht, und mich besonders bemüht, ihm völlig das Ansehen der ungekünstelten Natur zu geben, so daß er fast immer durch Ufer von Veilchen und Schlüsselbluhmen, durch Gebüsche von Weiden und andern Stauden fließt, die er selbst erzeugt zu haben scheint. Noch eines Umstandes muß ich erwähnen, worin ich sehr sonderbar, oder, wie meine Nachbarn es nennen, sehr fantastisch bin. Da nähmlich mein Garten alle Vögel der ganzen Gegend anlockt, weil er ihnen Wasser und Schatten, Einsamkeit und Schutz darbeut, so leide ich nicht, daß jemand ihre Nester im Frühlinge zerstöhrt, oder sie, wenn die Früchte reifen, aus ihren gewöhnlichen Schlupfwinkeln verjagt. Ich liebe meinen Garten mehr, weil er voller Amseln, als weil er voller Kirschen ist, und gebe gern einen Theil meines Obstes für ihre Lieder hin. Auf diese Weise habe ich die Musik der Jahreszeit immer

in

in ihrer Vollkommenheit, und es macht mir ein ausnehmendes Vergnügen, wenn ich den Häher oder die Drossel in meinen Baumplätzen herumhüpfen, und in den kleinen Lichtungen und Alleen, welche durch sie hingehen, vor meinen Augen vorbeystreichen sehe. Es gibt, meines Bedünkens, so vielerley Arten von Gärtnerey, als von Poesie. Der Parterr- und Bluhmengarten-Macher ist ein Epigrammatist und Sonettendichter in dieser Kunst; wer Lauben und Grotten, Bogengänge und Kaskaden anlegt, ist ein Romandichter. Wise und London sind unsre heroischen Dichter; und wenn ich, als ein Kritikus, irgend eine Stelle aus ihren Werken ausheben und besonders anpreisen darf, so wähle ich dazu denjenigen Theil des obern Gartens zu Kensington, welcher vorher eine bloße Mergelgrube war. Es mußte ein treffliches Genie in der Gartenkunst seyn, das auf den Gedanken kommen konnte, eine so ungestalte Grube in einen so schönen Platz umzubilden, und das Auge durch eine so ungewöhnliche und angenehme Scene zu ergetzen, als dieser Ort jetzt darstellt. Damit dieser besondre Fleck eine desto stärkere Wirkung thun möchte, hat man einen sehr angenehmen Kontrast dabey angebracht: denn, so wie man auf der einen Seite

des Spatzierganges dieß hohle Becken, mit seinen verschiednen kleinen Baumgruppen erblickt, auf welche das Auge des Zuschauers mit solchem Vergnügen herabsieht, so zeigt sich auf der andern ein scheinbarer Berg von Bäumen, deren einer immer über den andern, bis zum Mittelpunkt, hervorraget. Ein Zuschauer, der dieß nicht wüßte, würde diesen zirkelförmigen Berg nicht nur für einen wirklichen Berg halten, sondern sich auch wohl einbilden, er sey wirklich aus der hohlen Fläche, deren ich vorhin erwähnte, ausgegraben worden. Ich habe noch niemand gefunden, der diesen Garten besehen, auf den nicht dieser Theil desselben einen besondern Eindruck gemacht hätte. Was mich betrifft, so werden Sie aus der Beschreibung, die ich bereits gemacht habe, ersehen, daß meine Arbeiten in der Gärtnerey ganz in der Pindarischen Manier verfaßt sind, und in der schönen Wildheit der Natur fortlaufen, ohne sich um die feineren Zierrathen der Kunst zu bekümmern. Was ich Ihnen aber jetzt noch sagen will, werden Sie vielleicht Ihrer Aufmerksamkeit würdiger finden, als alles, was ich bereits gesagt habe. Sie mißbilligen es, in der Abhandlung, deren ich gleich anfangs erwähnte, einen Englischen Garten mit Winter-

grün

grün anzufüllen; und in der That bin ich in so fern Ihrer Meinung, daß das Grün dieser Art von Gewächsen mit dem, welches jährlich aus unsern Bäumen hervorsprießt, und sie im Frühlinge und Sommer so herrlich bekleidet, auf keine Weise zu vergleichen ist. Indessen habe ich mich oft gewundert, daß die, welche so denken wie ich, und so gern in Gärten leben, nie auf den Einfall gekommen sind, einen Wintergarten anzulegen, der nur aus solchen Bäumen bestünde, die nie ihre Blätter abwerfen. Wir haben sehr oft kleine Blicke von Sonnenschein und schönem Wetter in den freudenlosesten Theilen des Jahres, und nicht selten Tage im November und Januar, die so angenehm sind, als sie in den schönsten Monathen nur seyn können. Zu solchen Zeiten also könnte, dünkt mich, nichts ein größeres Vergnügen gewähren, als ein Spaziergang in einem solchen Wintergarten, wie ich ihn vorschlage. Im Sommer blüht das ganze Land, und ist gleichsam nur Ein großer Garten, weshalb wir denn auch nicht so empfindlich für Schönheiten sind, die wir alsdann allenthalben finden können; ist hingegen die ganze Natur todt und öde, und stellt uns nichts, als erfrorne und dürre Aussichten dar, so muß ein Stück Landes, mit

Bäumen bedeckt, die trotz aller Strenge des Winters lächeln, etwas unaussprechlich aufheiterndes haben, und uns mitten in der traurigsten und schwermüthigsten Jahreszeit gewisser Maßen in die fröhlichste versetzen. Diese Idee hat so viel Reiz für mich gehabt, daß ich einen ganzen Morgen Landes zur Ausführung derselben ausgesondert habe. Die Mauern desselben sind, statt der Weinstöcke, mit Epheu bedeckt. Lorbeeren, Taxbäume, Stechpalmen, nebst vielen andern Bäumen und Stauden von gleicher Gattung, stehen so dick in demselben, daß Sie sich keine lebhaftere Scene denken können. Die glühende Röthe der Beeren, womit sie um diese Zeit behangen sind, wetteifert mit dem lebhaften Grün ihrer Blätter: ein Anblick, welcher im Stande ist, dem Herzen jene Frühlingswonne einzuflößen, deren Sie in einem Ihrer vorigen Blätter erwähnen. Zugleich ist es sehr angenehm zu sehen, wie die Vögel sich in diesem kleinen grünen Fleck versammeln, und sich es unter den Zweigen und Blättern wohl seyn lassen, wenn mein vorhin beschriebener großer Garten ihnen kein Blättchen zum Obdach darbiethet."

„Sie müssen wissen, mein Herr, daß ich das Vergnügen, welches wir in einem Garten finden,

als

als eine der unschuldigsten Freuden im menschlichen Leben betrachte. Ein Garten war der Wohnsitz unsrer ersten Aeltern vor dem Fall. Er füllt natürlicher Weise die Seele mit Ruhe und Heiterkeit, und besänftigt alle ihre stürmischen Leidenschaften. Er gibt uns Gelegenheit, die künstlichen Anordnungen und die Weisheit der Vorsehung kennen zu lernen, und biethet uns unzählige Gegenstände zum Nachdenken und zur Betrachtung dar. Ich kann daher nicht umhin, schon das bloße Wohlgefallen und Vergnügen, welches ein Mensch an diesen Werken der Natur findet, für eine löbliche, wo nicht für eine tugendhafte Gemüthsbeschaffenheit, zu halten. Alle diese Gründe lassen mich hoffen, Sie werden mir die Länge dieses Briefes verzeihen. Ich bin ꝛc.

C.

Zweyhundert drey und achtzigstes Stück. (479)

Erinnerungen für Ehemänner.

— Dare iura maritis.

Hor.

Unzählig sind die Briefe, die ich täglich von Ehemännern empfange, welche sich über die Eitelkeit, den Stolz, besonders aber über die Bösartigkeit ihrer Frauen beklagen. Ich weiß nicht, wie es ist, aber ich sehe, dünkt mich, in allen ihren Briefen, daß die Ursache ihrer Unzufriedenheit in ihnen selbst liegt; und in der That habe ich noch fast nie eine unglückliche Ehe gefunden, woran nicht Mangel von Beurtheilungskraft oder Gleichmuth und Gelassenheit auf Seiten des Mannes schuld gewesen wäre. Die Wahrheit ist, der Ton und die Gedanken, worein wir unsre Liebeserklärungen einkleiden, passen sich gar nicht für das gewöhnliche Leben; sie

sind halb theatermäßig, halb romanhaft. Hierdurch spannen wir unsre Einbildungskraft über das hinauf, was sich natürlicher Weise im menschlichen Leben erwarten läßt; und weil wir vorher gar nicht bedachten, daß das Geschöpf, welches wir so sehr lieben, auch der übeln Laune, dem Alter, der Krankheit, der Ungeduld oder dem Eigensinn unterworfen sey, sondern es einzig als einen Gegenstand der Freude betrachteten, so rechnen wir ihm dann oft die Menschheit selbst als seinen eigenthümlichen Fehler an.

Ich halte es für eine Regel, die man in allen Begegnissen des Lebens, besonders aber im häuslichen oder ehelichen Leben, beobachten sollte, daß man sich immer in einer Gemüthsfassung zu erhalten suche, die für Freude und Vergnügen empfänglich ist. Dieß ist nicht anders möglich, als wenn man die Dinge in ihrem wahren Lichte betrachtet, und so, wie die Natur sie gemacht hat, nicht aber wie unsre Einbildungen und Begierden sie gern haben möchten. Wer sich also ein junges Weib zugesellte, und dabey nichts als lauter Scenen verliebter Tändeleyen erwartete, und sie bloß (wie ich vorhin sagte) als ein Werkzeug zur Befriedigung seiner Begierden betrachtete, der wird, so bald diese Begierden erkalten,

sich,

sich, ohne ihre Schuld, einbilden, daß ihre Reize und Verdienste abgenommen haben: und das muß dann Gleichgültigkeit, Mißfallen, Grämlichkeit und Erbitterung nach sich ziehen. Wer aber seine Vernunft bey seiner Leidenschaft zu Hülfe nimmt, und den Gegenstand seiner Liebe als ein Geschöpf betrachtet, das allen Uebeln des menschlichen Lebens, beides an Leib und Seele, unterworfen ist, und ihm, aufs beste, allerley neue Sorgen und Verbindungen zuziehen muß, ein solcher Liebhaber, sage ich, wird sich auf dieß alles gefaßt machen, und seine Gemüthsfassung nach der Natur seiner Umstände einrichten. Ein solcher Mann ist vorbereitet, ein Vater, ein Freund, ein Fürsprecher, ein Verwalter für noch ungeborne Menschen zu seyn, und hat für jeden Vorfall im ehelichen Leben die gehörigen Gesinnungen in Bereitschaft. Er kann das Geschrey der Kinder mit Mitleiden anhören, anstatt zornig darüber zu werden, und laufen sie über seinem Kopfe herum, so stöhrt ihn ihr Geräusch nicht, sondern es freut ihn, daß sie so gesund und lustig sind. Thomas Treu hat mich versichert, es dünke ihn immer, daß er noch einmahl so aufmerksam an der verwickeltsten Sache arbeiten könnte, wenn er seine Kinder, die Gegen-

genstände aller seiner Sorge und Arbeit, in dem nächsten Zimmer ein Geräusch machen hörte; Wilhelm Stutz hingegen kann seine Perücke nicht aufsetzen, oder seine Halskrause vor dem Spiegel zurechte ziehen, vor dem Lärmen der verdammten Ammen und plärrenden Bracken! damit macht er einige saubere Anmerkungen über die Freuden des Ehestandes, und fort läuft er ins nächste Kaffehaus.

Je nach dem der Ehemann in sich selbst gestimmt ist, wird jeder Umstand seines Lebens ihm Qual oder Vergnügen machen. Ist seine Liebe nicht auf einen unwürdigen Gegenstand gefallen, und wird sie durch Grundsätze der Pflicht, der Ehre und der Freundschaft (alles im höchsten Grade wesentliche Dinge bey einer solchen Verbindung) unterstützt, so kann im gewöhnlichen Laufe des Lebens nichts vorkommen, es mögen glückliche oder unglückliche Begebenheiten seyn, worin er nicht Anlaß zu Freuden finden sollte, von denen der ehelose Stand nichts weiß.

Wer seine Frau und Kinder aufrichtig liebt, und diese Neigung immer zu vermehren sucht, dem gewähren selbst die allerunbedeutendsten Dinge oft ein Vergnügen; da hingegen der Ehemann, der den Moden und falschen Galanterien

der

der Stadt nicht entsagt hat, sich an allem ärgert, was ihn umgibt. In beiden Fällen freylich kömmt nichts so albern heraus, als wenn Leute dergleichen Freuden und Verdrießlichkeiten in Gegenwart Andrer wieder erzählen; aber ich rede hier nur in so fern davon, als sie auf diejenigen wirken, die sie eigentlich angehen. Da ich allerley Arten von Leuten besuche, so kann ich mich wirklich oft des Lächelns nicht enthalten, wenn die gute Mutter ihrem Manne erzählt, was für außerordentliche Dinge, während seiner Abwesenheit, das Kind gesprochen. Noch gestern ließ ich mich von einem zärtlichen Ehemanne bereden, mit ihm nach seinem Hause zu gehen; und sogleich erzählte ihm seine Frau, daß sein kleiner Sohn, als die Wanduhr Zwey geschlagen, gesagt habe: Nun wird Papa gleich zum Essen kommen. Indessen ihn nun der Vater ganz entzückt in seine Arme schloß, und ihn mit Küssen erstickte, sagte die Mutter mir, er sey erst eben vier Jahr alt. Dann rissen sie sich um ihn, brachten ihn zu mir, und erzählten mir seine Bemerkung wegen Klocke Zwey noch einmahl. Ihre Augen, die bald auf das Kind, bald auf mich gerichtet waren, foderten mich auf, etwas zu sagen; und ich sagte daher zu dem Vater, diese Bemerkung des Knaben,

daß

daß er zu Hause kommen würde, und die Verbindung derselben mit der Zeit, sey ein sicheres Zeichen, daß er ein großer Historiker und Chronolog werden würde. Sie sind beide nicht dumm, nahmen aber doch mein Kompliment mit großem Lobe meiner Scharfsichtigkeit auf. Ich ward sehr gut und herzlich bewirthet, und hörte über Tische noch manche andre merkwürdige Einfälle ihres Erben, die für einen andern, der weniger Hang zum Nachdenken gehabt hätte, als ich, eben nicht sehr unterhaltend gewesen seyn würden; mir aber war es sehr angenehm, dabey über die Glückseligkeit eines Lebens Betrachtungen anzustellen, worin die allerunbedeutendsten Dinge zur Selbstzufriedenheit, zu Hoffnungen und Triumphen Gelegenheit geben. Dagegen kenne ich einen bösartigen, selbstsüchtigen Gecken, der, weil es ihm an dieser Gemüthsstimmung fehlt, oft seine ganze Familie, als ein Pack alberner Weiber und Kinder, schweigen heißt, weil sie Dinge erzählen, für die er wirklich weder Kopf noch Herz hat.

Bey allem dem läugne ich nicht, daß es boshafte Teufel von Weibern gibt, bey denen ein Mann etwas mehr als gewöhnliche Philosophie nöthig hat, wenn er mit ihnen fertig werden

will.

will. Kommen solche Weiber an Männer von hitzigen Köpfen, ohne Geduld oder Aufklärung durch Wissenschaften, so werden sie oft durch die Peitsche zurecht gebracht; doch ist einer unsrer berühmtesten Rechtsgelehrten der Meinung, daß man sich dieses Mittels nur sparsam bedienen sollte. Da es indeß gut ist, aus allen leiblichen Trübsalen irgend einen geistlichen Nutzen zu ziehen, so möchte ich allen denen, die mit bösen Weibern geplagt sind, lieber rathen, sich durch Geduld zu Hause für die Welt geschickt zu machen. Sokrates, der ohne Zweifel das Haupt der Sekte der geplagten Ehemänner ist, gestand und bekannte, daß er einen großen Theil seiner Tugend bloß der Uebung, worin sie von seiner wohlthätigen Frau beständig erhalten wurde, zu danken habe. Aus seinen weisen Antworten an Leute, die in Ansehung ihrer so geduldig nicht waren, als er selbst, lassen sich verschiedne gute Lehren ziehen. Ein Freund fragte ihn voller Unwillen, wie ein so guter Mann, als er, mit einem so unbändigen Weibe leben könne? Er antwortete: Wer gut reiten lernen will, setzt sich auf die unbändigsten Pferde, die er nur haben kann, und kann er diese erst bändigen, so ist er sicher, daß minder wilde Pferde ihn nie aus dem

Sattel heben werden. Ein ander Mahl sagte er, über eben diesen Punkt, zu einem andern: Mein lieber Freund, du magst es der Xantippe danken, daß ich deine Hitze im Disputiren so gut ertragen kann; und zu einem andern: Meine Henne macht freylich des Kakerns viel, aber dafür bringt sie mir auch Küchelchen. Wer an einer Handelsstraße wohnt, kehrt sich an das Gerassel der Wagen nicht. Ein Weiser sollte billig mit seinem Loose zufrieden seyn, und wenn auch sein Weib eine Furie wäre; denn kann er sie auch nicht bessern, so kann er doch, wie wir sehen, selbst durch sie besser werden.

Doch, ich bin von meinem Vorhaben, die eheliche Liebe in ihren natürlichen Schönheiten und Reizen zu schildern, abgekommen, und statt dessen auf Erzählungen gerathen, die diesen Stand von einer nachtheiligen Seite zeigen. Ich muß daher noch ganz kurz sagen, daß ich völlig überzeugt bin, alles, was das menschliche Leben angenehmes und erfreuliches hat, genieße man viel vollkommener im ehelichen, als im ehelosen Stande. Ein zärtlicher Mann und Vater kann, bey Gelegenheiten der Freude, noch außer dem Vergnügen, das er selbst empfindet, zu sich sagen:

Wie glücklich wird das meine Frau und meine Kinder machen! Trifft ihn aber ein Unglück oder eine Gefahr, so kann er sich mit dem Gedanken trösten: Bey allem dem geht es doch meiner Frau und meinen Kindern wohl. Diese Gesinnung verdoppelt alle Freuden, weil andre daran Theil nehmen, und vermindert die Trübsalen, weil andre davon frey sind. Alle, die ohne dieses Wohlbelieben an ihren Umständen verheurathet sind, leben entweder in einer geschmacklosen Fühllosigkeit und Gleichgültigkeit, die sich gleichwohl schwer erlangen läßt, oder in stündlicher Wiederhohlung beißender Antworten, heftiger Vorwürfe und bitterer Schmähungen. Kurz, der Ehestand mit der ihm angemessenen Gemüthsverfassung und der Ehestand ohne dieselbe ist das vollkommenste Bild des Himmels und der Hölle, das sich in diesem Leben nur finden läßt.

T.

Zweyhundert vier und achtzigstes Stück. (482)

Nachricht von einigen über das vorige Stück eingelaufenen Briefen. Der Topfkucker.

Floriferis ut apes in saltibus omnia libant.

LUCRET.

So oft eines meiner Blätter den herrschenden Geschmack trifft, und mehr als gewöhnlichen Beyfall findet, kann ich sicher darauf rechnen, daß gleich darauf eine Menge von Briefen bey mir einlaufen werden. Mein Aufsatz vom letzten Dienstage, worin ich der Brüderschaft der geplagten Ehemänner einige gute Lehren gab, hat mir schon eine gute Anzahl Korrespondenten verschafft; die Ursache davon kann ich nicht errathen, es wäre denn, daß ein solcher Aufsatz von allgemeinem Nutzen und für jeden Ehemann

willkommen ist. Ein ehrlicher Handelsmann, der seinen Brief von Cheapside datirt, dankt mir im Nahmen eines ganzen Klubs, der, wie er mir sagt, so oft zusammenkömmt, als die Frauen der Mitglieder es ihnen erlauben, und so lange beysammen bleibt, bis sie nach Hause gerufen werden. Er versichert mich, mein Blatt habe dem ganzen Klub nicht wenig Trost gewährt, und bittet mich, ihnen doch einige fernere Nachricht vom Sokrates zu geben, unter welcher Regierung er gelebt, ob er ein Bürger oder ein Hofmann gewesen, ob er seine Xantippe zu Grabe gebracht, und was dergleichen Umstände mehr sind; denn seinen Reden nach zu urtheilen, scheine er ein sehr weiser Mann und ein guter Christ gewesen zu seyn. Ein andrer, der sich Benjamin Knittel unterschreibt, sagt mir, er habe eine wahre Furie zum Weibe, und habe sie daher oft durch die gesetzmäßigen Mittel, deren ich in meinem Aufsatz erwähnt, zu zähmen gesucht, ja er sey in seinem Zorn oft weiter gegangen, als Brakton in solchen Fällen erlaube; fürs künftige aber sey er nun entschlossen, sie als ein Mann, der sich selbst zu beherrschen wisse und durch die Wissenschaften aufgeklärt sey, zu ertragen, und sie als eine Person zu betrachten, die

ihm

ihm zur Lehrerinn in der Philosophie gegeben sey. Thomas Raschwitz sagt, er sey durchgehends meiner Meinung, nur über den letzten Punkt nicht, wo ich behaupte, der Ehestand sey entweder ein Himmel oder eine Hölle. Er hat einen Sechser daran gewandt, mich zu versichern, daß er, seiner Erfahrung nach, keines von beiden, sondern vielmehr der mittlere Zustand sey, welchen man gemeiniglich Fegefeuer nennt.

Auch das schöne Geschlecht hat mich mit seinen Bemerkungen über eben diese Abhandlung beehrt. Eine Dame, die sich Euterpe nennt, und ein gelehrtes Frauenzimmer zu seyn scheint, fragt mich, ob ich der Meinung sey, daß das Salische Gesetz in jeder Familie eingeführt werden sollte? und was ich dawider hätte, daß eine Frau von Verstande und Gelehrsamkeit das Ruder führte, wenn der Mann einfältig und ungelehrt wäre? Eine andre, von ganz entgegengesetztem Charakter, unterschreibt sich Xantippe, und sagt mir, sie befolge das Beyspiel ihrer Nahmensgenossinn; denn da ihr Mann immer bey Büchern sitze, und gar keine Weltkenntniß habe, so sey sie genöthigt, die Verwaltung ihrer Angelegenheiten selbst zu übernehmen, und ihn dann und wann ein Bißchen auszustäuben und in Bewe-

gung zu setzen, damit er nicht verschimmle, und zur Gesellschaft ganz untauglich werde.

Nach diesen Auszügen einiger Briefe, die mir bey dieser Gelegenheit zu Händen gekommen sind, will ich nun auch einen derselben ganz hersetzen.

Mein Herr Zuschauer,

„Sie haben uns ein lebhaftes Gemählde von derjenigen Gattung von Ehemännern gemacht, die man die geplagten nennt; ich erinnre mich aber nicht, daß sie je einer andern Gattung derselben, von ganz verschiedenem Charakter, erwähnt hätten, die man in einigen Gegenden von England mit dem Nahmen Topfkucker bezeichnet. Ich habe das Unglück mit einem von diesem Charakter auf Lebenslang verbunden zu seyn, der wirklich mehr Weib ist, als ich. Er ward unter der Aufsicht und Pflege einer zärtlichen Mutter erzogen, die ihn bald zu einer eben so guten Hauswirthinn machte, als sie selbst war. Er war noch keine zwey Jahre aus der Kinderstube, als er schon Aprikosen einzumachen, und Gallerte zu verfertigen verstand. Nie durfte er aus dem Hause gehen, aus Furcht, daß er sich verkälten möchte. Wenn er einen

Hirsch hätte niederjagen sollen, saß er unterdeß bey seiner Mutter, und lernte ein Ragout oder eine Pastete davon machen; und er machte Schiffchen von Papier mit seinen Schwestern, in einem Alter, wo andre junge Leute zur See gehen, oder fremde Länder durchreisen. Er hat die weißeste Hand, die man sehen kann, und macht schöneres Backwerk, als irgend ein Frauenzimmer in England. Diese Vollkommenheiten aber machen ihn zu einem jämmerlichen Ehemann: beständig steckt er in der Küche, und zankt mit der Köchinn. Um das Kerbholz des Milchmädchens bekümmert er sich mehr, als um die Rechnungen seines Verwalters. Ich möchte mich todt ärgern, wenn ich höre, daß er über ein Gericht schmählt, das nicht nach seinem Geschmack gemacht ist, oder seine Freunde, die bey ihm speisen, unterrichtet, wie man Wallnüsse am besten einmachen, oder eine Wildkeule am schmackhaftesten anrichten könne. Bey allem dem ist er ein sehr gutherziger Mann, und hat sich noch niemahls mit mir gezankt, außer einmahl, da ein Gericht Rebhühner zu hart gebraten war. Zugleich aber muß ich gestehen, daß ich viel lieber wollte, er wäre von rauher Gemüthsart und begegnete mir zuweilen etwas hart,

als von so weibischer Geschäftigkeit in Dingen, die gar nicht in sein Gebieth gehören. Da Sie uns nun den Charakter einer Frau gegeben haben, welche die Hosen trägt, so bitte ich, sagen Sie uns doch auch etwas von den Männern, die ein Unterröckchen tragen. Warum sollte ein weiblicher Charakter nicht eben so lächerlich an einem Manne seyn, als ein männlicher Charakter an einem Frauenzimmer? Ich bin ꝛc.

O.

Zweyhundert fünf und achtzigstes Stück. (483)

Daß es lieblos und thöricht sey, Unglücksfälle für Strafgerichte zu erklären.

Nec Deus intersit, nisi dignus vindice nodus
Inciderit —

Hor.

Wir können uns keiner größern Lieblosigkeit schuldig machen, als wenn wir die Trübsale, die unsern

unsern Nebenmenschen widerfahren, als Züchtigungen oder Strafgerichte Gottes auslegen. Es macht dem Leidenden die Last seines Uebels noch schwerer, wenn er sich als das Ziel der göttlichen Rache betrachtet, und vermindert das Mitleiden derer gegen ihn, denen er in einem so fürchterlichen Lichte erscheint. Dieser Hang, jedes Unglück zu einem Strafgericht zu machen, entspringt aus verkehrten Begriffen der Religion, die doch, ihrer Natur nach, Wohlwollen gegen andre Menschen erzeugt, und jeden Unfall, der ihnen zustößt, aufs gelindeste auslegt. In diesem Fall also macht nicht die Religion die Gemüthsart eines Menschen, sondern seine Gemüthsart macht seine Religion unfreundlich und strenge. Leute von finstrer und freudenloser Einbildungskraft, oder von neidischer, boshafter Gemüthsart werden, in was für Umständen und Verhältnissen sie auch leben mögen, den natürlichen Hang ihrer Seele in allen ihren Gedanken, Worten und Handlungen an den Tag legen. Wie die feinsten Weine oft den Geschmack des Bodens an sich haben, so nehmen selbst die religiösesten Gedanken oft einen eigenthümlichen Anstrich von der Beschaffenheit der Seele an, in welcher sie entstanden sind. Wenn Thorheit oder Aberglaube mit dieser natür-

 lichen

lichen Verderbniß der Seele zusammentreffen, so ist auch die Religion selbst nicht im Stande zu verhindern, daß der Charakter der Person, welche damit behaftet ist, nicht höchst ungereimt und lächerlich werde.

Eine gewisse alte Jungfer, die ich unter dem Nahmen Nemesis verstecken will, besitzt einen Scharfsinn in Ansehung der Strafgerichte, dergleichen ich noch nie gefunden habe. Sie weiß es euch auf ein Haar zu sagen, was für eine Sünde es war, die das Haus Dieses oder Jenes in Brand steckte, oder seine Scheunen über den Haufen warf. Man spreche in ihrer Gegenwart von einem unglücklichen jungen Frauenzimmer, das in den Blattern seine Schönheit verlohren; gleich hohlt sie einen tiefen Seufzer, und bemerkt, daß sie auch vorher immer vor dem Spiegel gestanden, und sich an ihrem hübschen Gesichte nicht satt sehen können. Man erzähle ihr von einem besondern Glück, das einer ihrer Bekanntinnen widerfahren: sogleich wünscht sie, daß sie Segen dabey haben möge; aber ihre Mutter sey mit einer ihrer Nichten sehr barbarisch umgegangen. Der Gegenstand ihrer gewöhnlichen Bemerkungen sind Leute, die große Güter hatten, und ihrer, wegen irgend eines Fleckens in ihrer eignen oder in ihres

Va=

Vaters Ausführung, nie froh wurden. Sie kann den Grund angeben, warum diese oder jene ohne Kinder starb; warum diese oder jene in der Blüthe ihrer Jugend hingerafft wurde; warum diese oder jene unglücklich heurathete; warum der eine gerade auf dem- und dem Fleck das Bein brach, und warum ein andrer gerade mit einem Haudegen, und nicht mit einer andern Art von Gewehr, getödtet ward. Für jedes Unglück, das irgend jemand von ihrer Bekanntschaft treffen mag, weiß sie gleich ein Verbrechen; und hört sie von einem begangenen Diebstahl oder Morde, so spricht sie mehr von der Strafbarkeit des Leidenden, als des Diebes oder Mörders. Kurz, sie ist eine so gute Christinn, daß alles, was ihr selbst böses begegnet, eine Prüfung, was aber ihrem Nächsten widerfährt, ein Strafgericht ist.

Die bloße Beschreibung dieser Thorheit im gemeinen Leben ist hinlänglich, sie lächerlich zu machen, tritt sie aber in Schriften, in dem Gewande einer edlen und würdigen Schreibart auf, so fehlt es ihr fast nie, den Leser zu täuschen und in Schrecken zu setzen. **Herodot** und **Plutarch** fällen oft eben so alberne und verwegne Urtheile, als die gedachte alte Jungfer, aber ihre Art, dieselben auszudrücken, macht, daß die Thorheit

selbst

selbst uns ehrwürdig vorkömmt. In der That die meisten Geschichtschreiber, sowohl christliche als heidnische, sind in diesen eiteln Aberglauben verfallen, und sprechen von mißlungenen Unternehmungen, unvermutheten Widerwärtigkeiten und schrecklichen Begebenheiten nicht anders, als hätten sie im geheimen Rath der Vorsehung gesessen, und den ganzen Plan der verborgenen Leitung, wodurch die Welt regiert wird, kennen gelernt. Besonders sollte man glauben, daß verschiedne unsrer Geschichtschreiber viele solcher Offenbarungen gehabt haben müßten. Unsre alten Englischen Mönche lassen selten einen ihrer Könige in Frieden abscheiden, der sich Mühe gegeben hatte, die Macht oder den Reichthum der Geistlichkeit in jenen Zeiten zu vermindern. *Wilhelms des Eroberers* Nachkommen fanden ihr Strafgericht gemeiniglich in dem *neuen Forst*, wo ihr Vater Kirchen und Klöster niedergerissen hatte. Kurz, man lese eine von den Chroniken der Schriftsteller dieses Schlages, so wird man eine Geschichte der Könige von Israel oder Juda zu lesen glauben, wo die Verfasser wirklich inspirirt waren, und die Könige, nach einem besondern Plan der Vorsehung, je nach dem sie entweder die Abgötterey oder den Dienst des wahren Gottes beförder-

ten,

ten, durch Strafgerichte oder besondern Segen ausgezeichnet wurden.

Ich kann nicht umhin, diese Art über Unglücksfälle zu urtheilen, nicht nur für sehr lieblos in Ansehung der Person zu halten, welche sie treffen, sondern auch für sehr vermessen in Ansehung dessen, von dem sie ihnen zugeschickt seyn sollen. Es ist ein starker Beweis für einen Stand der Wiedervergeltung nach diesem Leben, daß tugendhafte Menschen in dieser Welt oft sehr unglücklich, und lasterhafte oft sehr glücklich sind; denn dieß läßt sich mit der Natur eines Wesens, das sich in allen seinen Werken als unendlich weise und gut offenbart, nicht anders reimen, als wenn man annimmt, daß eine solche vermischte Austheilung des Guten und Bösen ohne Unterschied der Person, welche zu Erreichung der Absichten der Vorsehung in diesem Leben nothwendig war, in einem andern Leben berichtiget und vergütet werden wird. Wir dürfen also nicht erwarten, daß, in dem gewöhnlichen Laufe der Vorsehung, Feuer vom Himmel fallen; noch, wenn wir in besondern Personen das Laster triumphiren, oder die Tugend unterdrückt sehen, daß die Allmacht ihren heiligen Arm zur Vertheidigung dieser, oder zur Bestrafung jenes, ausstrecken werde. Genug

daß

daß ein Tag bestimmt ist, wo beide gerichtet werden, und den verdienten Lohn empfangen sollen.

Wie thöricht es sey, zeitliche Unglücksfälle besondern Verbrechen zuzuschreiben, erhellet aus mehr als einem Grunde. Ich will hier nur zweyer gedenken. Fürs erste, gibt es, überhaupt genommen, kein Unglück, oder Trübsal, von dem man annimmt, daß es als ein Strafgericht über einen Lasterhaften verhängt sey, welches nicht zuweilen auch Menschen von bewährter Religion und Tugend begegnete. Als Diagoras, der Atheist, sich an Bord eines der Athenienschen Schiffe befand, erhub sich ein schrecklicher Sturm, worauf die Matrosen ihm sagten, dieß sey ein Strafgericht des Himmels über sie, weil sie einen so gottlosen Mann an Bord genommen hätten. Diagoras bat sie darauf, nach den übrigen Schiffen zu sehen, die sich in eben so großer Noth befanden, und fragte sie, ob denn Diagoras jetzt an Bord eines jeden Schiffes der Flotte sey? Allgemeine Trübsale treffen den einen so gut, wie den andern, und wir sind alle gleichen Zufällen ausgesetzt: sehen wir daher irgend einen unsrer Nebenmenschen unter irgend einem besondern Leiden, so sollten wir dieses nicht so wohl für eine Folge der Verbrechen des Leidenden, als für eine

Folge

Folge des gemeinschaftlichen Looses der menschlichen Natur ansehen.

Ein andrer Grund, warum wir nicht so vermessen in unsern Auslegungen der Unglücksfälle Andrer seyn sollten, ist, daß wir unmöglich wissen können, was ein Unglück, und was ein Glück ist. Wie mancher Zufall wird nicht für ein Unglück gehalten, der doch am Ende zum wahren Wohl und Segen der Person gereicht, die er betroffen hat? Wie manche vereitelte Hoffnung hat nicht schon, durch ihre Folgen, einen Menschen vom Verderben errettet? Könnten wir alle Wirkungen jeder Sache überschauen, so möchte es uns erlaubt seyn, etwas für einen Segen oder für ein Strafgericht zu erklären; aber über Dinge ein Urtheil sprechen, die man nur theilweise und in ihren Anfängen sieht, ist unverzeihliche Vermessenheit und Thorheit. Die Geschichte des Kleobis und Biton, die unter den Heiden in großem Ansehen stand, (denn alle alten Schriftsteller, die über die Unsterblichkeit der Seele geschrieben haben, sowohl Griechen als Lateiner, führen sie an) kann uns Behutsamkeit in diesem Stücke lehren. Diese beiden Brüder, die Söhne einer Priesterinn der Juno, zogen, an einem großen Festtage, den Wagen ihrer Mutter zum Tempel,

weil

weil die Personen, welche ihn von Amtswegen bey dieser Gelegenheit hätten ziehen müssen, eben abwesend waren. Die Mutter freute sich so sehr über diesen Beweis kindlicher Liebe und Achtung, daß sie ihre Göttinn bat, ihnen das Beste zu geben, was sie Menschen nur geben könnte; worauf sie beide in einen tiefen Schlaf fielen, und am folgenden Morgen todt im Tempel gefunden wurden. Dieß war eine Begebenheit, die man als ein Strafgericht ausgelegt haben würde, wenn sie den beiden Brüdern nach einer ungehorsamen That widerfahren wäre; und gewiß hätte kein alter Schriftsteller sie erzählt, ohne sie als ein solches vorzustellen.

O.

Zweyhundert sechs und achtzigstes Stück. (487)

Ueber die Träume.

— Cum prostrata sopore
Urguet membra quies, et mens sine pondere ludit.

Petr.

Viele Schriftsteller haben zwar von Träumen geschrieben, aber gemeiniglich haben sie dieselben bloß als Offenbarungen dessen betrachtet, was sich in entlegenen Theilen der Welt zugetragen hat, oder als Weißagungen von dem, was in künftigen Zeiten geschehen wird.

Ich will jetzt diesen Gegenstand von einer andern Seite betrachten, in so fern nähmlich Träume uns einige Idee von den hohen Vorzügen der menschlichen Seele, und einen Wink von ihrer Unabhängigkeit von der Materie, geben können.

Fürs erste, geben unsre Träume uns einen starken Beweis von der Thätigkeit, welche der menschlichen Seele natürlich ist, und welche der Schlaf nicht zu ertödten oder zu schwächen vermag. Wenn die Arbeiten des Tages den Menschen ermüdet und entkräftet haben, so ist doch dieser Theil seines Wesens noch immer munter und geschäftig. Bedürfen die Organen der Sinne ihrer nöthigen Ruhe, Erhohlung und Ausbesserung, und ist der Körper nicht länger im Stande, mit der geistigen Substanz, mit welcher er verbunden ist, fertig zu werden, so äußert gleichwohl die Seele ihre verschiednen Kräfte und Fähigkeiten, und bleibt so lange in Thätigkeit, bis ihr Gefährte wieder geschickt ist, ihr Gesellschaft zu leisten. In diesem Fall gleichen die Träume den Erhohlungen und Zeitvertreiben der Seele, während sie ihrer Maschine entledigt ist; sind ihre Spiele und Ergetzungen, während sie ihre Leibesbürde schlafen gelegt hat.

Fürs zweyte, sind Träume ein Beweis von der Behendigkeit und Vollkommenheit, die den Fähigkeiten der Seele, wenn sie ohne den Körper wirken, natürlich ist. Die Seele wird in ihren Wirkungen gefesselt und zurückgehalten, wenn sie in Verbindung mit einem so trägen, so

schwer-

schwerfälligen und unbehülflichen Gesellschafter handelt. In Träumen hingegen äußert sie eine Lebhaftigkeit und Hurtigkeit, worüber man erstaunen muß. Leute, die sonst kaum ein Wort vorbringen können, halten lange Reden aus dem Stegereif, oder unterreden sich ohne Anstoß in Sprachen, von denen sie nur wenig wissen. Der Ernsthafte ist unerschöpflich an lustigen Schwänken, und der Einfältige an beißenden Antworten und witzigen Einfällen. Nichts kostet sonst der Seele mehr Mühe, als Erfindung; in Träumen aber wirkt die Erfindungskraft mit solcher Leichtigkeit und Schnelligkeit, daß wir uns des Gebrauchs dieser Fähigkeit nicht einmahl bewußt sind. Es gibt, zum Beyspiel, wohl keinen, dem nicht zuweilen träumen sollte, daß er eine Schrift, ein Buch oder einen Brief lese: in diesem Fall nun wirkt seine Erfindungskraft so schnell, daß die Seele völlig getäuscht wird, und ihre eignen Dichtungen für die Arbeit eines andern hält.

Zur Erläuterung dieses Satzes will ich eine Stelle aus dem Traktat Religio Medici hersetzen, worin der sinnreiche Verfasser von seinem eignen Zustande im Träumen und im Wachen Nachricht gibt. „Wir sind, im Schlafe, gewisser Maßen mehr, als wir selbst, und wenn der Körper schlum-

mert, scheint die Seele recht eigentlich zu wachen. Die Sinne sind dann gebunden, aber die Vernunft ist frey; und unsre Vorstellungen im Wachen kommen unsern Fantasien im Schlafe nicht bey. Meine Geburt fiel unter das wasserreiche Zeichen des Skorpions, und in die Planetenstunde des Saturns, und, wo ich nicht irre, ist mir wirklich ziemlich viel von der Natur dieses bleyernen Planeten zu Theil geworden. Ich bin gar nicht scherzhaft, und zur Lustigkeit in Gesellschaften nicht gemacht; in einem einzigen Traum aber kann ich eine ganze Komödie verfertigen, sie aufführen sehen, und mich über alle die Schwänke und witzigen Einfälle, die darin vorkommen, aus dem Schlafe lachen. Wäre mein Gedächtniß so getreu, als meine Vernunft dann fruchtbar ist, so möchte ich nie anders studiren, als in meinen Träumen; und eben diese Zeit würde ich auch zu meinen Andachten wählen: allein unser gröberes Gedächtniß hat alsdann so wenig Gewalt über unsern abstrakten Verstand, daß es die Geschichte vergißt, und unsrer erwachten Seele nur ein verworrenes und unzusammenhangendes Mährchen von dem, was vorgegangen ist, erzählen kann.— So hat man bemerkt, daß zuweilen Leute, in der Stunde ihres Todes, mit einem Feuer, einer

Erhabenheit und Wahrheit der Gedanken reden, wozu sie sonst gar nicht fähig waren. Denn da die Seele zu der Zeit von den Banden des Körpers frey zu werden beginnt, so fängt sie an so zu denken, wie es ihr natürlich ist, und sich auf eine über die Sterblichkeit erhabne Art auszudrücken.“

Fürs dritte, können wir bemerken, daß die Leidenschaften mit größerer Stärke auf die Seele wirken, wenn wir schlafen, als wenn wir wachen. Freude und Betrübniß geben uns dann viel lebhaftere Empfindungen von Schmerz oder Vergnügen, als zu jeder andern Zeit. Auch die Andacht, wie der vortreffliche Verfasser der angezogenen Stelle bemerkt, wird ganz besonders erhöhet und entflammt, wenn sie zu einer Zeit, da der Körper solcher Gestalt ruhet, in der Seele rege wird. Eines jeden eigne Erfahrung wird ihn hierüber am besten belehren; wiewohl sich dieß, aller Wahrscheinlichkeit nach, bey verschiednen Gemüths- und Leibesbeschaffenheiten auch verschiedentlich verhalten mag. Ich schließe diese dritte Bemerkung mit den beiden folgenden Problemen, deren Auflösung ich dem Leser selbst überlasse. Gesetzt, ein Mensch wäre immer glücklich in seinen Träumen, und unglücklich in seinem wachenden Zustande, und

sein Leben wäre zwischen Traum und Wachen gleich getheilt, würde derselbe mehr glücklich oder unglücklich seyn? — Gesetzt ein Mensch wäre ein König in seinen Träumen, und ein Bettler im Wachen, und träumte eben so zusammenhangend, und nach einem eben so ordentlichen und ununterbrochenen Plan, als er denkt, wenn er wacht, würde derselbe ein wirklicher König oder Bettler, oder würde er nicht vielmehr beides seyn?

Es ist noch ein andrer Umstand in Ansehung dessen, was in Träumen vorgeht, der uns, wie mich dünkt, einen sehr hohen Begriff von der Natur der Seele gibt: ich meine jene zahllose Menge und Mannichfaltigkeit von Ideen, die alsdann in ihr aufsteigen. Wäre dieses thätige, wachsame Wesen sich zu solcher Zeit nur seiner eigenen Existenz bewußt, welch eine beschwerliche Einsamkeit würden die Stunden des Schlafs dann nicht für sie seyn! Wüßte die Seele, daß sie im Schlaf allein ist, wie sie es weiß, wenn sie wacht, so würde die Zeit ihr zu einer schweren Last werden, wie es oft wirklich geschieht, wenn ihr träumt, daß sie sich in solcher Einsamkeit befinde.

— — Semperque relinqui
Sola fibi, femper longam incomitata videtur
Ire viam —

VIRG.

— — Sie dünkt sich immer verlassen und einsam,
Immer unbegleitet auf langem Wege zu wandern.

Doch diese Bemerkung nur beyläufig. Was ich hier eigentlich bemerken wollte, ist die wunderbare Kraft der Seele, sich in diesem Fall ihre eigne Gesellschaft hervorzubringen. Sie geht mit unzähligen Wesen ihrer eignen Schöpfung um, und wird in tausenderley Scenen versetzt, die sie selbst angelegt hat. Sie allein ist zugleich Schauplatz, Spieler und Zuschauer. Dieß erinnert mich an einen Ausspruch, der mir außerordentlich gefällt, und den **Plutarch** dem **Heraklit** zuschreibt, nähmlich: **Im Wachen befinden alle Menschen sich in Einer gemeinschaftlichen Welt; im Schlaf aber befindet jeder sich in seiner eignen.** Der wachende Mensch lebt und webt in der Welt der Natur; so bald er aber einschläft, entfernt er sich in eine geheime Welt, die ihm allein eigen ist. Dieser Gedanke hat etwas, das uns auf eine natürliche Größe und Vollkommenheit der Seele hinführt, die sich besser bewundern, als erklären läßt.

Ich darf hier den Beweis für die Vortreff-lichkeit der Seele nicht übergehen, den ich irgendwo aus dem Tertullian angeführt gefunden habe, nähmlich, ihr Vermögen in Träumen zukünftige Dinge vorherzusehen. Daß dieß verschiedentlich geschehen ist, kann niemand in Zweifel ziehen, der die heilige Schrift für wahr hält, oder nur den geringsten Grad von gemeinem historischen Glauben besitzt; denn man findet unzählige Beyspiele dieser Art in verschiednen Schriftstellern, alten und neuern, heiligen und profanen. Ob aber dergleichen dunkle Blicke in die Zukunft, dergleichen Gesichte der Nacht, aus irgend einer verborgnen Kraft der Seele, in diesem ihrem Zustande der Absonderung, oder aus irgend einer Gemeinschaft mit dem höchsten Wesen, oder aus irgend einer Einwirkung untergeordneter Geister entspringt, darüber haben die Gelehrten sehr gestritten; die Sache selbst ist, dünkt mich, nicht zu läugnen, und wird von den größten Schriftstellern, die man nie im Verdacht des Aberglaubens oder der Schwärmerey gehabt hat, für wahr gehalten.

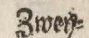
Ich behaupte gar nicht, daß die Seele in diesen Fällen von dem Körper ganz getrennt und entfesselt sey; genug, wenn sie nur nicht so tief

in

in die Materie versunken ist, und in ihren Wirkungen nicht durch solche Bewegungen des Bluts und der Lebensgeister gestöhrt und verwirrt wird, als wenn sie in ihren wachenden Stunden die Maschine in Bewegung setzt. Die Verbindung mit dem Körper ist genug unterbrochen, um der Seele freyeres Spiel zu lassen. Sie scheint sich in sich selbst zu sammeln, und bekömmt die Schnellkraft wieder, welche gelähmt und geschwächt ist, so lange sie mehr in Gemeinschaft mit dem Körper handelt.

Sind gleich die Betrachtungen, die ich hier angestellt habe, keine Beweise, so sind sie doch wenigstens starke Vermuthungsgründe, nicht nur für die Vortrefflichkeit einer menschlichen Seele, sondern auch für ihre Unabhängigkeit vom Körper; und dienen also wenigstens zur Bestätigung dieser beiden wichtigen Punkte, die durch viele andre ganz unwiderlegliche Gründe außer Zweifel gesetzt sind.

O.



Zweyhundert sieben und achtzigstes Stück. (491)

Rhynsault und Sapphira.

— Digna satis fortuna revisit.

VIRG.

Ich habe die Gewohnheit, oft von einem Buche zum andern zu laufen, um meinen Geist mit mancherley Gegenständen zu beschäftigen, und mich zu meinen täglichen Arbeiten geschickt zu machen. Habe ich eine Stunde mit dieser faullenzerischen Art zu lesen hingebracht, so bleibt doch immer etwas hangen, das meiner Einbildungskraft Nahrung gibt. Die Schriften, welche mir in solchen Fällen am meisten Vergnügen machen, sind Geschichten, auf deren Wahrheit man sich verlassen kann. Der Mensch liebt von Natur die Gerechtigkeit, und lesen wir daher eine Geschichte, worin ein Verbrecher bestraft wird, der keine Eigenschaft

an

an sich hat, die uns zum Mitleiden bewegt, so genießt die Seele einer Art von Rache wegen der Beschimpfung, die ihrer Natur durch die vorhergegangenen schändlichen Handlungen des Verbrechers zugefügt worden ist. Der Leser wird dieß aus folgender Erzählung selbst besser verstehen, als aus allem, was ich zur Einleitung derselben sagen könnte.

Als Karl der Kühne, Herzog von Burgund, die großen Staaten beherrschte, die jetzt von der Französischen Macht verschlungen sind, überhäufte er den Klaudius Rhynsault, einen Deutschen, der ihm in den Kriegen gegen seine Nachbaren gedient hatte, mit Ehren und Gnadenbezeugungen. Ein großer Theil von Seeland war damahls dem Herzogthum Burgund unterworfen. Der Herzog selbst war ein Herr von ganz besondrer Menschenliebe und Gerechtigkeit. Rhynsault, der weiter keine wirklich gute Eigenschaft besaß, als Tapferkeit, wußte sich so sehr zu verstellen, daß sein edelmüthiger und unargwöhnischer Herr ihn für einen Mann von gerader Ehrlichkeit und Treue hielt, ohne irgend ein Laster, das ihm an vollkommner Handhabung der Gerechtigkeit hinderlich seyn könnte. In dieser vortheilhaften Meinung, machte er ihn, als der Gouver-

verneur seiner Hauptstadt in Seeland starb, zu dessen Nachfolger. Rhynsault hatte diese Stelle noch nicht lange angetreten, als er seine Augen auf die Sapphira warf, ein Frauenzimmer von außerordentlicher Schönheit, die an den Paul Danvelt, einen reichen Kaufmann der Stadt, verheurathet war. Rhynsault war hitzigen Temperaments, ein großer Liebhaber des Frauenzimmers, und nicht ungeschickt in den zärtlichen Künsten, wodurch man die Gunst desselben gewinnt. Er verstand sich auf den Genuß des Vergnügens, welches der Besitz der Schönheit gewährt, wußte aber gar nichts von dem Wohlstande, der Würde und Delikatesse, welche mit dieser Leidenschaft in feinen Seelen verbunden ist. Indessen besaß er doch so viel Welt, daß er die Sprache ziemlich in seiner Gewalt hatte, wodurch gemeiniglich der schwächere Theil des schönen Geschlechts sich fangen läßt, und wußte mit der Zunge eine Leidenschaft auszudrücken, von welcher sein Herz nichts empfand. Er war eine von den viehischen Seelen, die an Schändung der Unschuld und Schönheit eine Lust finden, ohne das geringste Mitleiden, die geringste Zärtlichkeit oder Liebe für das zu haben, was sie so sehr entzückt. Undankbarkeit ist das unzertrennliche Laster

eines

eines Wollüstlings; und der Besitz eines Frauenzimmers zieht bey dem, der damit weiter nichts, als eine ihm beschwerliche Leidenschaft zu befriedigen sucht, unfehlbar Ekel und Widerwillen nach. Rhynsault, der entschlossen war, Danvelts Frau zu seinem Willen zu bringen, ließ keine Künste unversucht, sich in ihrem Hause vertraut zu machen. Allein sie kannte seinen Charakter und seine Neigung zu gut, als daß sie nicht alle Gelegenheiten, ihn besonders zu sprechen, hätte vermeiden sollen. Er verzweifelte endlich, durch gewöhnliche Mittel seinen Zweck zu erreichen, und griff daher die Sache anders an. Er ließ ihren Mann ins Gefängniß setzen, unter dem Vorwande, er habe sich einer verrätherischen Korrespondenz mit den Feinden des Herzogs schuldig gemacht, denen er die Stadt in die Hände liefern wollen. Diese List hatte den erwünschten Erfolg; die Frau des unglücklichen Danvelt begab sich, an dem Tage vor der bestimmten Hinrichtung desselben, in die Halle vor dem Hause des Gouverneurs, und als er dort durchging, warf sie sich ihm zu Füßen, umfaßte seine Knie, und flehte um Erbarmen. Rhynsault verbarg das Vergnügen, mit dem er sie betrachtete, nahm eine nachdenkende und rich-

terliche Miene an, gebot ihr aufzustehen, und sagte ihr, daß sie ihm in sein Kabinett folgen müsse. Hierauf zog er einen Brief aus der Tasche, fragte sie, ob sie die Hand kenne, und entfernte sich darauf, indem er ganz laut sagte: **Wenn Ihr Euren Mann retten wollt, so müßt Ihr mir, ohne Rückhalt, alles sagen, was Ihr wisset; denn jedermann weiß, daß er Euch viel zu sehr geliebt hat, als daß er Euch nicht hätte die Nahmen der übrigen Verschwornen und alle andern Umstände entdecken sollen.** Er begab sich in sein Kabinett, und gleich darauf ward die Dame zu ihm gerufen. Der Bediente wußte ungeheißen, daß er sich, wenn von Staatssachen die Rede war, entfernen mußte; und der Gouverneur legte nun die Miene ab, womit er sich öffentlich gezeigt hatte, spielte nun selbst den Supplikanten, und lachte über eine Betrübniß, die sie so leicht heben, und damit zugleich einen unschuldigen Mann aus seiner Gefangenschaft erlösen könnte. Sie merkte leicht seine Absicht, und bat und beschwur ihn, in Thränen gebadet, von einem so bösen Vorhaben abzustehen. Wollust macht sich, gleich dem Ehrgeiz, alle Kräfte der Seele und des Körpers unterthan. Ihre rüh-

renden

renden Thränen, ihre tugendhafte Angst, ihre ringenden Hände, und alle die Abwechselungen ihrer Stellung und Figur in der Heftigkeit, womit sie sprach, waren nur so viele Attitüden, in denen er immer neue Schönheiten sah, und stärkere Reizungen seiner Begierde fand. Alle Menschlichkeit verlohr sich in dieser einzigen Leidenschaft, und er sagte es ihr nun mit dürren Worten, daß er ohne den Genuß ihrer Person nicht glücklich seyn könne, und daß er um keinen geringern Preis ihrem Manne das Leben schenken würde; sie müsse also, noch vor dem folgenden Mittage, entscheiden, ob Danvelt sterben, oder wieder frey seyn sollte. Als er sah, daß Sapphira, nach dieser Ankündigung, wieder so sehr außer sich gerieth, daß gewöhnliche Augen auf einen ganz andern Inhalt ihrer Unterredung, als er wirklich gewesen war, schließen mußten, so ließ er Bedienten kommen, und sie von denselben hinausführen. Voll unaussprechlicher Betrübniß eilte sie alsobald zu ihrem Manne, und da sie seinem Kerkermeister sagte, daß sie einen Auftrag von dem Gouverneur an ihn hätte, ward sie mit ihm allein gelassen. Jetzt entdeckte sie ihm alles, was vorgegangen, und schilderte ihm den entsetzlichen Kampf, worin sie sich befände, zwischen der Liebe zu seiner

ner Person und der ehelichen Treue. Man kann sich leicht vorstellen, was dieß rechtschaffene Paar, dessen Leben bisher unter lauter gewöhnlichen Begegnissen verstrichen war, bey einem solchen Vorfall ausstehen mußte. Scham band dem Manne die Zunge, das auszusprechen, was seine Furcht, bey so naher Gefahr des Todes, ihm eingab; doch äußerte er so viel, daß er sie nicht für befleckt halten würde, wenn auch wirklich der Gouverneur ihre Person geschändet hätte, weil er wüßte, daß ihr Wille keinen Antheil an der That genommen. Sie verließ ihn mit dieser verdeckten Erlaubniß, ein Leben zu retten, welches er nicht Stärke genug hatte, zur Rettung seiner Ehre hinzugeben.

Am folgenden Morgen begab die unglückliche Sapphira sich zum Gouverneur, und gab sich, nachdem sie in ein abgelegenes Zimmer geführt war, seiner Wollust preis. Rhynsault pries ihre Reize, that nach dem, was vorgegangen war, ganz vertraut, und sagte ihr endlich mit einem lustigen Wesen, und in dem Ton eines Galans, sie möchte nun hingehen, und ihren Mann aus dem Gefängniß hohlen; doch, fuhr er fort, meine Schöne wird es mir nicht übel nehmen,

wenn

wenn ich dafür gesorgt habe, daß er unsern künftigen Zusammenkünften nicht hinderlich seyn kann. Bey diesen letzten Worten ahndete ihr, was sie wirklich fand, als sie ins Gefängniß trat: ihr Mann war auf Rhynsaults Befehl enthauptet.

Merkwürdig war es, daß die Frau, die während dieser ganzen traurigen Begebenheit immer geweint und gewehklagt hatte, jetzt keinen Seufzer, keine Klage hören ließ, sondern starr vor Gram bey dieser höchsten Stufe ihres Elendes da stand. Sie ging nach Hause, und nachdem sie im Stillen ihr Gebet zu dem hinaufgeschickt hatte, welcher der Rächer der Unschuld ist, begab sie sich insgeheim nach Hofe. Ihre Person, und eine gewisse Erhabenheit des Grams, die sich an Formalitäten nicht kehrt, verschafften ihr Zutritt zu dem Herzog. So bald sie vor ihn kam, brach sie in folgende Worte aus: Siehe hier, mächtiger Karl, eine Unglückliche, die des Lebens müde ist, ungeachtet sie es immer in Unschuld und Tugend hingebracht hat. Es steht nicht in deiner Macht, das mir zugefügte Unrecht wieder gut zu machen, wohl aber, es zu rächen. Und wenn es ein würdiges Geschäft für

Fürsten ist, sich des Bedrängten anzuneh-
men, und den Unterdrücker zu strafen, so
schaffe ich dem Herzoge von Burgund hin-
reichende Gelegenheit, seinem eignen großen
Nahmen Ehre zu machen, und den meini-
gen von der Schande zu retten.

Mit diesen Worten überreichte sie dem Her-
zoge eine Schrift, die ihre ganze Geschichte ent-
hielt. Er las sie mit aller der Bewegung, die
Unwillen und Mitleiden nur bey einem Fürsten
erregen konnten, der auf seine Ehre in dem Ver-
halten seiner Bedienten, und auf die Wohlfahrt
seiner Unterthanen eifersüchtig war.

Rhynsault erhielt Befehl, an einem be-
stimmten Tage an den Hof zu kommen, und
ward alsdann, in Anwesenheit einiger geheimen
Räthe und der Sapphira, vor den Herzog
geführt. Der Herzog fragte ihn sogleich: Kennst
du das Frauenzimmer? worauf er, so bald
er sich von seiner Bestürzung erhohlt hatte, ant-
wortete, er sey bereit, sie zu heurathen, wenn
Seine Hoheit dieß für eine Genugthuung anzu-
sehen belieben wollte. Der Herzog schien mit
dieser Erklärung zufrieden, und ließ gleich in
seiner Gegenwart die Trauung vollziehen. Als

dieß geschehen war, sagte er zum Rhynsault: Was du jetzt gethan hast, ist aus Furcht vor meiner Gewalt geschehen; ich werde aber nicht mit deinem Betragen gegen sie zufrieden seyn, wofern du sie nicht auch so fort zur Erbinn deines ganzen Vermögens einsetzest. Bey dieser Verschreibung war der Herzog ebenfalls zugegen. Nachdem beides geschehen war, wandte der Herzog sich zur Saphira, und sagte: Mir bleibt nun nichts weiter übrig, als dich in den ruhigen Besitz dessen zu setzen, was dir dein Gemahl so freygebig geschenkt hat, und ließ den Rhynsault auf der Stelle hinrichten. T.

Zweyhundert acht und achtzigstes Stück. (494)

Schwermuth gehört nicht zum Wesen der Religion.

Aegritudinem laudare, unam rem maxime detestabilem, quorum est tandem Philosophorum?

Cic.

Vor etwa dreyßig Jahren war es in England Mode, daß jeder, der für fromm gehalten seyn

wollte, seinem Gesichte ein so heiliges Ansehen gab, als möglich, und besonders allen Anschein von Freude und Lustigkeit vermied, als etwas, das man für ein Zeichen eines fleischlich gesinnten Gemüths ansah. Der Heilige sah ganz betrübt und grämlich aus, und war gewöhnlicher Weise von Milzsucht und Melancholie abgezehrt. Ein gewisser Herr, der noch vor kurzem eine große Zierde der gelehrten Welt war, hat mich mehr als einmahl mit der Erzählung belustigt, wie er von einem sehr berühmten Prediger der Independenten aufgenommen worden, welcher damahls Vorsteher eines Kollegii war. Dieser Herr war damahls ein junger Lanzenbrecher in der gelehrten Republik, und eben mit einer guten Ladung von Latein und Griechisch für die Universität ausgerüstet. Seine Angehörigen wollten, daß er auf einer bevorstehenden Wahl in dem Kollegio, dessen Vorsteher der gedachte Geistliche war, sein Glück versuchen sollte. Der Jüngling machte ihm also, der Gewohnheit zu Folge, seine Aufwartung, um sich examiniren zu lassen. Er wurde gleich an der Thür von einem Bedienten empfangen, welcher auch einer von der damahls beliebten trübseligen Generation war. Dieser führte ihn, mit tiefem Stillschweigen

gen

gen und Ernst, in eine lange Gallerie, welche am hellen Mittage verfinstert war, und nur durch ein einziges brennendes Licht erleuchtet ward. Nachdem er sich in diesem melancholischen Orte eine kurze Zeit verweilt hatte, brachte man ihn in ein schwarz behangenes Zimmer, wo er sich eine Zeitlang bey dem Schimmer einer Kerze mit seinen Gedanken unterhielt, bis endlich das Oberhaupt des Kollegii, mit einem halben Dutzend Nachtmützen auf dem Kopfe, und einem andächtigen Grauen im Gesicht, aus einem innern Gemache zu ihm kam. Der junge Mann zitterte; aber seine Angst ward noch größer, als er, anstatt gefragt zu werden, wie weit er es in den Wissenschaften gebracht, examiniret ward, wie reich er an Gnade sey. Sein Latein und Griechisch kam ihm wenig zu Statten; man foderte nur Rechenschaft von dem Zustande seiner Seele: ob er unter die Zahl der Erwählten gehöre? was zu seiner Bekehrung Gelegenheit gegeben? an welchem Tage des Monaths, und in welcher Stunde des Tages sie geschehen? wie sie fortgesetzt, und wann sie vollendet worden? Das ganze Examen ward endlich in eine kurze Frage zusammengefaßt, nähmlich: ob er zum Tode bereit sey? Der junge

Mensch, der von honetten Aeltern erzogen war, stand bey diesem ganzen feyerlichen Verfahren, und besonders bey der letzten fürchterlichen Frage, wie vom Donner gerührt; so daß er Gott dankte, als er glücklich aus diesem Trauerhause wieder fort war, und nie dahin gebracht werden konnte, sich noch einmahl examiniren zu lassen, so sehr graute ihm davor.

Ungeachtet nun diese allgemeine Form und Außenseite der Religion sich so ziemlich unter uns verlohren hat, so gibt es doch noch Manche, die, wegen einer natürlichen Freudenlosigkeit des Herzens, wegen irriger Begriffe von Frömmigkeit, oder aus Schwäche des Verstandes, dieser trostlosen Lebensart nachhangen, und sich von Gram und Melancholie verzehren lassen. Durch abergläubische Aengstlichkeit und ungegründete Gewissensskrupel werden sie von den Vergnügungen des Umgangs und allen den gesellschaftlichen Unterhaltungen, die nicht nur unschuldig, sondern auch löblich sind, völlig abgeschnitten; gleich als wäre Freude nur für verworfene Seelen bestimmt, und ein fröhliches Herz gerade denen versagt, die den größten Anspruch darauf zu machen haben.

Sombrius ist einer von diesen Söhnen des Kummers. Er hält es für seine Pflicht, trau-

rig

rig und trostlos zu seyn. Einen plötzlichen Anfall von Lachen betrachtet er als einen Bruch seines Taufbundes. Vor einem unschuldigen Scherz fährt er zurück, wie vor einer Gotteslästerung. Erzählt ihr ihm von Jemanden, der einen hohen Titel bekommen, so hebt er Augen und Hände in die Höhe; beschreibt ihr ihm eine öffentliche Cäremonie, so schüttelt er den Kopf; zeigt ihr ihm eine glänzende Equipage, so kreuzet und segnet er sich. Alle kleinen Zierathen des Lebens sind Prunk und Eitelkeiten. Fröhlichkeit ist toll, und Witz profan. Die Jugend ärgert ihn, weil sie lustig ist, und die Kindheit, weil sie gern spielt. Er sitzt bey einem Kindtauf- oder Hochzeits-Schmause, wie bey einem Leichenmahl; seufzt, wenn jemand ein lustiges Histörchen erzählt, und wird andächtig, wenn die übrige Gesellschaft zu spaßen anfängt. Bey allem dem ist Sombrius ein frommer Mann, und würde sich sehr gebührlich betragen haben, wenn er zu der Zeit gelebt hätte, als das Christenthum allgemein verfolgt ward.

Ich möchte mir es keinesweges herausnehmen, solche Charakter der Heucheley zu beschuldigen, wie nur zu oft geschieht; denn dieß ist

 ein

ein Laster, welches Keiner, außer dem, der das Innere der menschlichen Herzen kennt, in einem Andern zu entdecken sich anmaßen sollte, es wäre denn, daß man bis zur Demonstration davon überzeugt wäre. Im Gegentheil gibt es viele vortreffliche Menschen, die unter einer solchen angewöhnten Schwermuth seufzen, und daher mehr Mitleiden, als Vorwürfe verdienen. Indessen glaube ich, diese würden wohl thun, wenn sie bedächten, ob nicht ein solches Betragen Andre von einem frommen Leben abschrecken wird, weil es dasselbe als einen ungeselligen Zustand vorstellt, der alle Freude und Fröhlichkeit erstickt, der ganzen Natur eine finstere Gestalt gibt, und das frohe Gefühl des Daseyns selbst zerstöhrt.

Ich habe vormahls gezeigt, wie sehr die Religion auf die Beförderung der Fröhlichkeit abzielt, und wie eine solche Gemüthsverfassung nicht nur die liebenswürdigste, sondern auch die empfehlungswürdigste an einem tugendhaften Menschen ist. Kurz diejenigen, welche die Religion in einem so unannehmlichen Lichte vorstellen, gleichen den von Moses ins gelobte Land ausgeschickten Kundschaftern, die durch ihre Berichte das Volk abschreckten es in Besitz zu nehmen. Diejenigen hingegen, die uns Freude und Heiterkeit zeigen,

welches

welches natürliche Früchte dieses glücklichen Zustandes sind, gleichen den andern Kundschaftern, welche durch die großen Trauben und andern köstlichen Früchte, die sie mitbrachten, ihren Gefährten Lust machten, in dem gesegneten Lande zu wohnen, welches sie hervorbrachte.

Ein angesehener heidnischer Schriftsteller hat eine Abhandlung geschrieben, worin er zu beweisen sucht, daß der Atheist, welcher einen Gott läugnet, ihm weniger Schande anthut, als der Mensch, welcher sein Daseyn anerkennt, zugleich aber ihn für grausam, unbarmherzig und fürchterlich für die Menschen hält. Ich, für meine Person, sagt er, will lieber, daß man von mir sage, es habe nie ein solcher Mensch, wie Plutarch, in der Welt existirt, als, Plutarch sey lieblos, boshaft oder grausam gewesen.

Unsern Logikern zu Folge, unterscheidet der Mensch sich von allen andern Geschöpfen durch das Vermögen zu lachen. Er hat ein Herz, das der Freude fähig, und von Natur dazu geneigt ist. Die Tugend soll unsre Neigungen nicht ausrotten, sondern nur ordnen. Sie mag immer die Fröhlichkeit mäßigen und im Zaum halten, nie aber war sie bestimmt, solche aus dem Herzen des Menschen zu verbannen. Die Religion

macht den Bezirk unsrer Vergnügungen enger, läßt ihn aber immer zur Belustigung ihrer Anhänger noch geräumig genug. Die Betrachtung des göttlichen Wesens, und die Ausübung der Tugend sind, ihrer Natur nach, so weit entfernt alle Fröhlichkeit des Herzens auszuschließen, daß sie vielmehr unversiegende Quellen derselben sind. Kurz, der wahre Geist der Religion beruhigt nicht nur, sondern erheitert und erfreut auch die Seele; er verbannt freylich allen Leichtsinn im Betragen, alle lasterhafte und zügellose Lustigkeit; dagegen aber erfüllt er die Seele mit immer währender Heiterkeit, ununterbrochener Fröhlichkeit, und beständiger Neigung, sowohl Andre vergnügt zu machen, als in sich selbst vergnügt zu seyn.

O.

Verbesserungen im dritten Bande des Englischen Zuschauers.

Seite 8. Zeile 3 vom Ende, lies: nichts
= 21 = 9 l. aller
= 31 = 12 l. in einen
= 37 = 9 l. in demselben
= 57 = 17 l. vermischet,
= 78 = 1 l. erdulden
= 78 = 2 v. Ende, l. diesen Befehl
= 83 = 3 l. er raste
= 88 = 3 vom Ende, l. unreifem
= 101 = 21 nach Herr setze ein Komma.
= 104 = 13 l. Geduld
= 106 = 3 l. ununterbrochen
= 106 = 17 l. unter seine
= 180 = 17 l. ihn
= 196 = 16 l. wovor
= 209 = 2 l. μεγ’
= 210 = 4 l. heilte
= 212 = 10 l. ihn
= 212 = 15 l. Schmäuse
= 255 = 4 statt Spöttern l. Göttern
= 256 = 15 l. an dem
= 256 = 2 vom Ende, l. wann
= 263 = 2. 3 l. oder, wie die Franzosen es in einer Anspielung nennen, der Bienseance, erst ꝛc.
= 268 = 4 l. der Andern

Seite

Seite 271 Zeile 14 l. auf ewig
= 272 = 21 l. Stationen
= 292 = 12 statt Ihnen l. ihm
= 302 = 21 l. erstern
= 317 = 14 l. fruchtbar
= 336 = 18 l. ihn aufgäbe
= 336 = 19 l. negociirte
= 348 = 17 l. vor dem
= 370 letzte Zeile l. prügeln
= 390 letzte Zeile l. einem

Im vierten Bande.

Seite 21 Zeile 18 statt von lies zu
= 43 = 4 l. Glück,
= 56 = 1 l. Pasiphae
= 82 = 12 l. um sie, bey den ernsthaften
= 87 = 5 l. vorgeblichen
= 169 = 22 l. Skanderbeg
= 171 = 4 l. Tobackstocher
= 193 = 3 v. Ende l. in andern
= 217 = 9 l. wöchentlichen
= 226 = 3 v. Ende, l. von
= 283 = 3 v. Ende, l. Smyrna
= 318 = 3 l. Skanderbeg
= 337 = 16 l. demselben Fleiß
= 341 = 3 schr. vornehmlich
= 346 = 8 l. aufstoßenden
= 358 = 1 schr. vornehmlich.

Im

Im fünften Bande.

Seite 5 Zeile 7 lies: edlern Gedanken
= 19 = 10 l. worein
= 35 = 16 l. fortschleudert
= 44 = 4 vom Ende, l. der Myrte
= 48 = 15 l. umgestalteten
= 56 vorletzte Zeile l. den
= 59 = 1 l. vom
= 61 = 5 l. einem
= 63 = 5 vom Ende: vor anhub wird das Auslassungszeichen — — gesetzt.
= 72 = 5.6 v. Ende: nach entzückt und Anzustaunen nehme man die Commata weg.
= 85 V. 8 l. mit rothen
= 90 = 13 l. welcher
= 91 = 11 l. hangen
= 92 = 13 schreib: vermochte. S. 183 Z. 2 schr. möchte.
= 107 die Zeile: Ihre Jubel erfüllten das weite Gewölbe des Weltraums macht den fünften Vers aus.
= 126 V. 7 l. zu bestehen
= 135 V. 1 l. finsteren Nebel
= 141 V. 2 l. Hand itzt nach
= 143 Zeile 1 schr. her=
= 149 = 11 l. dem Körper
= 157 V. 1. l. Meine Söhne
= 157 V. 3 v. Ende: statt Qualen l. Qualm
= 171 V. 7 nach gefärbt setze ein Semicolon.

Seite

Seite 183 Zeile 6 statt: als die der meisten lies als der Gegenstand der meisten.
= 204 = 1 l. über einem
= 212 = 5 v. Ende, schr. Städtisch
= 215 = 7 l. chester Tage
= 221 V. 8. l. glatten See
= 226 Zeile 6 und 7 lies Porcellan — Porcellanbude
= 228 = 5 l. Porcellan
= 249 = 13 l. dem andern
= 256 = 3 l. habe
= 275 = 8 l. Hause
= 290 = 19 l. nicht anders
= 326 = 3 v. Ende, l. ihren
= 336 = 14 l. wegen ihres beständigen Gleichmuths und ihrer
= 368 = 19 l. Blinzer
= 369 = 17 l. Wieseacker
= 386 = 8 schr. Fibern
= 408 = 5 v. Ende, schr. Preis.

Im sechsten Bande.

Seite 12 Zeile 15 lies: däuchte mich
Seite 14 Zeile 1 lies Rhodopens
= 15 = 3 vom Ende, l. ihr nahe zu kommen
= 16 = 15 l. schlud mich
= 48 = 4 v. Ende, l. auszeichne
= 52 im Motto schr. παιηονα
= 54 = 5 l. dem man

Seite

Seite 88 Zeile 3 l. zu gewohnt
= 124 = 19 l. oder, er hält
= 148 = 11 statt: und gestehen müssen, daß, l. und zu gestehen, daß,
= 158 = 10 l. Schriftstellers
= 179 = 1 im Motto, l. Frigora
= 181 letzte Zeile l. schall'
= 182 = 20 l. mich däuchte
= 191 = 12 l. ihn
= 193 = 13 l. wunderthätigen
= 195 = 12 nach anzuvertrauen setze ein Komma.
= 199 = 24 schr. Hau=
= 201 = 20 l. dem Beklagten
= 216 = 5 l. von ekstatischer
= — = 6 l. Sonnette
= 229 = 11 l. unzusammenhangendes
= 232 = 21 in einem glücklichen
= 234 = 2 l. nach Ovids
= 247 = 11 l. sagten
= 275 = 8 l. dem Lästergeist
= — = 9 l. oder auch nur
= — letzte Zeile, nach verrichten setze ein Colon.
= 299 = 5 l. vegetabilischem
= 303 = 17 l. zusammen
= 307 = 7 v. Ende, l. ihm
= 318 = 14 schr. Entwürfe
= 320 in der Ueberschrift l. Scham
= 237 V. 2. nach nicht lange setze ein Colon.
= 352 = 11 welche ihn

Seite

Seite		Zeile	
Seite 384	Zeile	16	l. werde
= 385	=	6	schr. Gakkerns
= 386	=	8	l. Trübsale
= 413	=	5	l. nach sich.
= 415	=	1	schr. Angst
= 416	=	10	schr. Gouverneur



